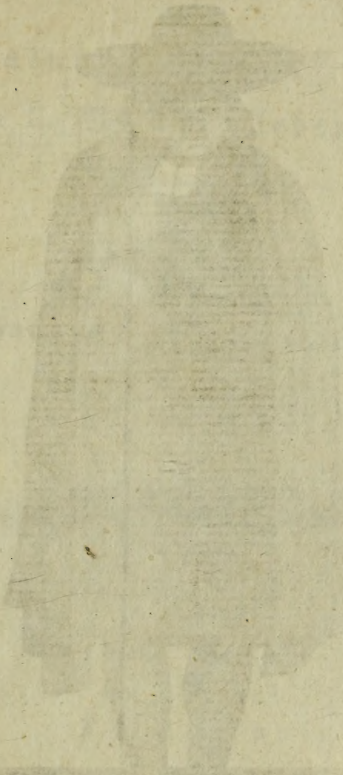

T. Kelsey
reist nach Constantinopel um den Großherrn zu bekehren.

Seltenheiten

der

Natur, der Kunst und des Menschenlebens.

Zur

Unterhaltung und Belehrung,

vom

Verfasser

der

Gallerie des Wundervollen.

Erster Theil.

Wien, 1808.

RBR
Jantz
#878

Inhalt.

Nro.		Seite
1.	Der englische Dichter Spencer . .	3
2.	Gewalt der Vorstellungen über den menschlichen Körper	4
3.	Der Ritter Linnee	8
4.	Herrmann Conring	10
5.	Auch Thiere sterben vor Freude und Schrecken	12
6.	Ein Orangutang macht die Gestikulationen eines Predigers nach . . .	13
7.	Ein Wunder, das sich mit einer Klapperschlange ereignet	15
8.	Kühne und muthige Ameisen . . .	17

Nro.		Seite
9.	Jahreszeiten in Siberien	19
10.	Die Gewohnheit	20
11.	Ein Gesicht drückt manchmal eine ganz andere Empfindung aus, als der innere Gemüthszustand erfordert . .	24
12.	Zwey Pferde füttern ein drittes .	27
13.	Der Grünspecht	27
14.	Der zerstreute Professor in X, und der Herr von Brancas	28
15.	Johann Kelsey, der nach Constantinopel reist, um den Großherrn zu bekehren	31
16.	Nationen, die auf einmal außerordentlich viel essen, aber auch wiederum lange hungern können	34
17.	Der Eifer für das Pabstthum heilt einen Melancholiker	36
18.	Die St. Antonswasserfälle im Missisippifluße	37
19.	Harrington	39
20.	Beispiele von Weibern, die drey, vier bis fünf Kinder gebohren haben .	40
21.	Der listige Affe	42
22.	Der berühmte Violinist Don Emmanuel Barbella in Neapel	43

Nro. Seite
23. Ein Hund auf der See riecht festes Land 45
24. Der General Pechlin 46
25. Verlust des Gedächtnisses . . . 48
26. Eine Frau glaubt unter der Hirnschaale einen Wurm zu haben . . . 51
27. Die Pflanze Sindricmal 55
28. Eine stets dampfende Oefnung in der Erde 55
29. Ein Rothkehlchen 57
30. Ein Mann hält seine Beine für Strohhälme 61
31. Kurzes Leben der weißen Ameisen . 63
32. Fünf Grillen in einem Kopfe . . 64
33. Eine Frau, die todt zu seyn glaubt, wundert sich, daß sie zu gewissen Zeiten wieder lebendig wird . . . 65
34. Der unverbesserliche Dieb . . . 68
35. Nachricht von einem Menschen, bei dem sich weder die Ober- noch die Vorderarme, weder die Schenkel noch die Füße entwickelt hatten 83
36. Der Spritzfisch 87
37. List des Fuchses 88
38. Anzeichen und Geistererscheinungen 89
39. Der unverbrennbare Spanier . . 92

Nro. Seite
40. Eine böse That läßt sich nicht leicht verbergen 94
41. Die Geldscheue 97
42. Prinz Heinrich Julius von Bourbon 98
43. Ein Steinregen zu Laigle in Frankreich 99
44. Helena Mettaranga 104
45. Ueber den verlornen Geruch und einen Polyp in der Nase 106
46. Sonderbare Vorstellung der Nubier von einem Gemählde 107
47. Klugheit der Hunde 109
48. Beständige Kindheit 111
49. Ueber das Wandern der Vögel . . 112
50. Der Feuerprophet Daniel 120
51. List der Rebhühner 121
52. Die heißen Quellen am Ozernaya . 122
53. Grausame Mißhandlungen der Holländer durch die Chinesen 123
54. Schilderung eines Unsinnigen . . 124
55. Klopstock 126
56. Der Löwe erkennt seinen Wohlthäter wieder 131
57. Der Predigeraffe 133

Nro. Seite

58. Der Abt Molanus bildet sich ein, ein Gerstenkorn zu seyn 135
59. Epidemie der Weiber vermöge der Einbildungskraft 136
60. Ein Frosch verschlingt eine glühende Kohle, und ein anderer zehrt einen ganzen Haufen Ameisen auf . . 137
61. Die wilden Bienen thun ihrem Miethsmanne nichts zu Leide 138
62. Geschichte eines Wahnsinnigen . . 139
63. Eine plötzlich entstandene Gefahr vertilgt bey jemand den Hang zum Selbstmorde 143
64. Ein Affe verrichtet Bedientendienste 144
65. Sonderbare Visionen 145
66. Etwas über Antipathien 148
67. Springquellen in einem Flusse . . 151
68. Molain, genannt der Eisenbrecher . 153
69. Die Pferde mit ihren Füllen in Wassersnoth 158
70. Mütterliche Zärtlichkeit bei Thieren . 160
71. Der Oft-Verjüngte 162

Nro. Seite

72. List eines Raben 163

73. Ein Affe, den man für eine verstorbene Frau ansieht 164

74. List einiger Krähen 167

75. Der Pater Sgambari 169

76. Canarienvögel thun, als wenn sie einen ihres gleichen tödteten, und tragen ihn nachher zu Grabe 171

77. Der Genuß der Datura verleitet eine ganze Gesellschaft zu lauter närrischen Streichen 172

78. Der musikalische und sprechende Papagey 173

79. Sonderbare Erscheinungen am Menschen 177

80. Pope's Traum 179

81. Auffallende Antipathien 189

82. Das zweite Gesicht und der prophetische Geist 192

83. Eigenschaften und Geschicklichkeiten der Thiere 195

84. Merkwürdige Sympathien . . . 203

Nro. Seite
85. Cur eines Hypochondristen . . . 205
86. Wachsamkeit und Treue der Hunde 206
87. Geisteskranke mit fixen Ideen , . 208
88. Ein Hund holt seinen Herrn aus der Stube ins Freie um einen Hasen zu schießen 211
89. Fischjagd der Meerrachen . . . 213
90. Ein monströser Hahn mit einem Schlangenschwanze 214
91. Eine mit Schuppen überzogene Birne 215
92. Selbstmord aus Lebensüberdruß . 216
93. Ein Mensch, der in drei Jahrhunderten gelebt hat 218
94. Eine Schwalbe holt ein Weibchen, damit diese die Eier ihres verstorbenen Weibchens ausbrütet 220
95. Durch das Verrücken der Uhren verliert Jemand sein Fieber, das er alle Tage, vermittelst der Einbildungskraft, zu einer gewissen Stunde bekam 221
96. Eifersucht und Freundschaft einer Gans 222

Nro. Seite.

97. Sonderbare Wirkung eines angestrengten Nachdenkens 227

98. Merkwürdiger Traum einer Wahnsinnigen 228

99. Vielfresser 231

1.

Der englische Dichter Spenzer

und

der Lord Sidney.

Dieser berühmte Dichter kam einstmals in das Haus des Lords Sidney, dem er ganz unbekannt war, und überreichte ihm etwas von seinen Arbeiten. Man trug die Schrift dem Lord hinein; er las sie, war über die Schönheit der Verse ganz erstaunt und gerieth fast vor Freuden außer sich, daß er ein so seltenes Genie entdeckt hatte. Er las einige Stanzen mit vieler Theilnahme durch, kehrte sich hierauf gegen seinen Haushofmeister und sagte: „gebt dem Verfasser

dieser Verse funfzig Pfund Sterling.“ Darauf las er weiter und als er wieder eine schöne Stelle fand, rief er er ihm zu: „gebt ihm hundert Pfund.“

Der Haushofmeister wunderte sich darüber und zögerte. — Der Lord las fort, und je weiter er im Lesen fortrückte, desto mehr nahm seine Bewunderung und seine Freygebigkeit zu.

„Gebt ihm zweihundert Pfund, sagte er zum Haushofmeister und schob ihn zur Thüre hinaus. — Nur geschwind! geschwind! denn wenn ich weiter läse, so geriethe ich in Versuchung, ihm mein ganzes Hab und Gut zu geben.“

2.

Gewalt der Vorstellungen

über den menschlichen Körper.

Alles erhält für den Menschen blos durch die Verbindung des Mannichfaltigen zur Einheit in seinem Bewußtsein Daseyn. Wessen er sich nicht bewußt ist, das ist für ihn nicht da; worauf er nicht achtet, das fühlt er nicht; richtet er nun seine Aufmerksamkeit recht lebhaft auf einen äußern Gegenstand und sucht er sich bloß dieses zu bemächtigen, so fühlt er keine körperlichen

Schmerzen; selbst tödtliche Verwundungen bemerkt er im eifrigen Bestreben nach der Erreichung eines Zweckes nicht, und Soldaten sind oft im Kampfe sehr gefährlich verwundet worden, ohne daß sie, bey der Hinwendung ihrer Aufmerksamkeit auf etwas Anderes, etwas davon gespürt hätten. Diese Anstrengung des Geistes macht, daß man nicht allein den körperlichen Zustand vergißt, sondern sie bläst auch den verlöschenden Lebensfunken von neuem zur lebendigsten Flamme an und reizt und stärkt den Körper so, daß der Todkranke noch Heldenthaten verrichten kann, sobald er sich nur muthig aufrafft und entschlossen der Gefahr entgegen geht, um sie zu besiegen.

Don Sebastian, König von Portugall, fiel in das Gebiet des Muley Moluck, Kaisers von Marocko, ein, um ihn des Thrones zu berauben und seinen Neffen zum Kaiser zu machen. Muley Moluck lag gerade damals an einer tödtlichen Krankheit darnieder, von der er selbst überzeugt war, daß sie unheilbar sey. Demohngeachtet traf er die gehörigen Vorkehrungen, um den anrückenden Feind mit Nachdruck zu empfangen. Allein seine Entkräftung hatte so sehr zugenommen, daß er den Tag, an dem die Schlacht geliefert wurde, nicht zu überleben hoffte. Da er aber wußte, was für gefährliche Folgen es für seine Kinder und sein Volk haben würde, wenn er eher stürbe, als er den Krieg geendigt haben würde, so gab er seinen Generalen Befehl, wenn er während des Treffens sterben sollte, sei-

nen Tod vor der Armee zu verbergen, und noch immer zu der Sänfte, in der er sich tragen ließ, hinzureiten, als wollten sie wie gewöhnlich seine Befehle vernehmen. Ehe die Schlacht angieng, ließ er sich in einer offenen Sänfte durch alle Glieder der Armee, die in Schlachtordnung aufmarschirt stand, herumtragen und forderte sie auf, tapfer für Religion und Vaterland zu fechten. Die Schlacht begann, und als nach einiger Zeit die Seinigen zu weichen anfingen, so stürzte er, obschon fast in den letzten Zügen liegend, aus der Sänfte heraus, brachte sein Heer wieder in Ordnung und führte es zu einem neuen Angriffe an, der sich endlich mit einem vollkommenen Siege über seine Feinde endete. Kaum aber hatte er seine Leute wieder zum Schlagen gebracht, als er sich ganz erschöpft in seine Sänfte tragen ließ; hier legte er den Finger auf den Mund, um den umstehenden Generalen anzudeuten, daß sie schweigen sollten, und verschied einige Augenblicke darauf in dieser Stellung.

Der englische Admiral Sanders war durch eine Krankheit außerordentlich entkräftet; kaum hatte er aber von der Regierung den Befehl erhalten, das Kommando über eine Flotte gegen Spanien zu übernehmen, so stand er auf, wusch sich, wurde munter und schien vollkommen gesund zu seyn.

Der Dr. Herz (siehe den Versuch über den Schwindel, S. 14.) kannte einen Mann, der an einem bösartigen Gallenfieber starb, und dessen

bereits auf den Lippen schwebender Geist noch 24 Stunden lang blos dadurch zurückgehalten wurde, daß ihm eine Freundin alle Viertelstunden ins Ohr rief, daß sein Feind, mit dem er kurz vor der Krankheit einen heftigen Streit gehabt, seines Amtes entsetzt sey.

Ein italienischer Missethäter konnte durch die grausamsten Folterschmerzen nicht zum Geständnisse des angeschuldigten Verbrechens gebracht werden. Er hielt sie ohne Verzuckungen aus, und rief, während er gemartert wurde, beständig aus: io ti veddo (ich sehe dich). Da er die Folter überstanden hatte, so sprach man ihn los. Endlich fragte man ihn nach der Bedeutung seines Ausrufes, und er gestand, daß er unter dem io ti veddo den Galgen verstanden hätte.

Es ist erstaunlich, sagt Herz in der oben angeführten Schrift, Seite 12, wie viel die Seele über den Körper vermag. Sie kann es bis zur Herrschaft über die unwillkührlichsten seiner Bewegungen und Bedürfnisse bringen. Man weiß, daß während wichtiger Geistesbeschäftigungen das stärkste Purgirmittel keine Wirkung hat, und daß man durch einen festen kraftvollen Vorsatz nicht nur Krankheitsgefühle unterdrücken, sondern auch zuweilen Krankheiten aus dem Wege räumen kann. Ich sehe täglich mit Verwunderung, wie gemeine minder verzärtelte Personen es sich vornehmen, Anwandlungen von einem Fieber zu trotzen, und wie oft es ihnen wirklich gelingt, das Fieber zurück zu weisen und sich aufrecht zu erhalten.

3.

Der Ritter Linne.

Als Acerbi in Schweden reiste, erfuhr er einige Anekdoten von dem berühmten Linne, die diesen als einen außerordentlich eiteln Mann darstellen. Einstmals hatte eine Dame aus der Provinz Upsala, die nie aus ihrem Dorfe gekommen war, einen Freund des Ritters Linne um einen Empfehlungsbrief an diesen gebeten, damit sie Gelegenheit haben möchte, die Bekanntschaft dieses außerordentlichen Mannes zu machen und zugleich sein Kabinet zu besehen. Wirklich wurde sie von ihm auch äußerst höflich aufgenommen und ihr sein Museum sehr bereitwillig gezeigt. Bei dem Anblicke der zahllosen Menge merkwürdiger Gegenstände, über welche alle Linne etwas Interessantes zu erzählen wußte, gerieth sie in ein solches Erstaunen und wurde durch alles, was sie sah und hörte, so sehr von Bewunderung für ihn durchdrungen, daß sie auf einmal mit einem tiefen Seufzer ausrief: „Nunmehro wundre ich mich nicht mehr, daß Linne in der ganzen Provinz Upsala so berühmt ist.“ Linne, der anstat in der ganzen Provinz Upsala, den Ausdruck in der ganzen Welt zu hören erwartete, wurde darüber so aufgebracht, daß er ihr

durchaus nichts mehr in seinem Kabinette zeigen wollte, sondern sie sehr kurz abfertigte. Diese schnelle Veränderung setzte die Dame in die höchste Verlegenheit; das Sonderbarste aber dabey war, daß er sich fest einbildete, sie habe ihn durch ihr übertriebenes Lob beleidigt.

Ein andermal, wo Linne übel gelaunt war, gab er seinen Leuten Befehl, Niemand vor ihm zu lassen, und setzte sich im Schlafrocke und in der Nachtmütze auf ein Sopha hin. Zum Unglück aber kam gerade ein Officier mit einigen Damen an, die ausdrücklich zu ihm gereist waren, um sein Kabinet zu besehen. Der Bediente verläugnete Linne, wie er es befohlen hatte, der Offizier aber, der die Laune des Philosophen schon kannte, ließ sich von dem Bedienten nicht abweisen, sondern drang an ihm vorbei und trat mit seiner Gesellschaft in das Zimmer, in welchem Linne saß. Im ersten Augenblick äußerte dieser einigen Unwillen über diese Zudringlichkeit, allein der Officier stellte ihm sogleich die Damen unter den ausschweifendsten Lobsprüchen vor: er nannte ihn den berühmtesten Philosophen, der der einzige Zweck ihrer Reise wäre, den Mann, den die ganze Welt für den Größten erkenne, der die Natur selbst gezwungen habe, ihm ihre verborgensten Geheimnisse zu enthüllen u. s. w. Sogleich verlies Linne'n seine mürrische Laune, und er soll sich niemals gegen irgend jemand freundlicher

und höflicher betragen haben, als gegen diesen Offizier, den er mit Wärme umarmte, ihn seinen lieben Freund nannte u. s. w.

Jemand hatte eine solche ausschweifende Lobrede auf Linne entworfen, daß sie jedermann für eine Posse oder für eine Satyre gehalten haben würde. Er nannte ihn darin die Sonne der Botaniker, den Jupiter der Gelehrten, den Geheimschreiber der Natur, einen Ozean von Kenntnissen, einen beweglichen Berg von Gelehrsamkeit u. s. w. Linne war weit entfernt an solchen lächerlichen Lobsprüchen ein Mißfallen zu finden, er unterbrach vielmehr den Panegyristen bei jeder Phrase, umarmte ihn und nannte ihn einmal über das andere seinen besten und theuersten Freund.

4.

Herrmann Conring.

Der große Polyhistor, Herrmann Conring, war in allen Fächern der Gelehrsamkeit so vortrefflich bewandert, daß er an seinem Hochzeittage seiner Braut zur Wahl vorlegte, ob sie am liebsten einen Doctor der Theologie, der

Jurisprudenz, oder der Medicin zum Mann haben wollte? Sie wählte die Medicin, und; sein Hochzeittag; wurde auch sein Promotionstag. — Er gesteht selbst in einer seiner Schriften, daß ihm die letztere Wahl bloß wegen seiner Vermögensumstände und wegen der Meinung des Pöbels die liebste gewesen sey. Er wurde bald Professor der Medicin, der Politik und des Staatsrechts zu Helmstädt; man bediente sich seiner als Abgesandten in den wichtigsten Staatsangelegenheiten, und seine Schriften, unter welchen sich die medicinischen und theologischen nicht einmal befinden, füllen sechs große Folianten. Dieser am Geist große Mann war kleiner und bucklichter Gestalt. Ein kranker Landedelmann schickte einst seinen Wagen mit vier Pferden nach der Stadt, um ihn zu sich holen zu lassen; denn Conring praktizirte als Arzt mit Ruhm. Der Wagen kam an, und Conring stieg ein, der Kutscher aber fuhr nicht ab. Man fragte ihn endlich, warum er nicht fahre. Er warte auf den Herrn, sagte er, den er abholen solle. Der sitzt schon lange im Wagen, hieß es. Dies ist der Herr? fragte der Kutscher voll Verwunderung, diesem zu gefallen hätte ich meine vier Pferde nicht anzuspannen nöthig gehabt! den hätte ich auf dem Arm hinaustragen können.

5.

Auch Thiere sterben vor Freude und Schrecken.

Alles Lebendige besitzt Empfänglichkeit für äußere und innere Eindrücke, und wenn diese plötzlich und unerwartet kommen, so bringen sie die thierische Maschine ins Stocken. Heftige Affecten rauben dem Menschen den Verstand und das Leben, und nicht wenige Menschen sind durch eine unerwartete freudige oder traurige Nachricht getödtet worden. Die Thiere sind hierin den Menschen ähnlich; etwas Unvermuthetes setzt sie in Erstaunen, und da der Kreislauf des Blutes da durch anfänglich beschleunigt, hierauf aber plötzlich gehemmt wird, so stürzt das Thier todt zu Boden.

Höst erzählt in seiner Beschreibung von Fez und Marocco, daß er einstens in Mekenes gesehen habe, wie man einen lebendigen Esel den Löwen zur Speise vorwarf. Sobald der Esel in die Höhle kam und die Löwen erblickte, fiel er augenblicklich todt zur Erde. Einer von den Löwen packte ihn sogleich an und saugte sein Blut aus, allein das Leben war schon gänzlich verschwunden, denn er rührte kein Glied und gab kein Zeichen von Leben mehr von sich.

Ein Offizier hatte einen großen englischen Hund, den er bei seiner Frau in England zurück ließ, als er nach Amerika reiste, um den Feldzug gegen die Nordamerikaner mitzumachen. Während seiner Abwesenheit bemerkte man an diesem Thiere eine gewisse Schwermuth, um die man sich aber weiter nicht bekümmerte, da es blos ein Hund war. Als der Offizier aus dem Feldzuge wieder zurück kam, lag der Hund gerade vor der Thüre desjenigen Zimmers in seinem Hause, in das er gehen wollte. Schnell blickte der Hund auf, erkannte seinen Herrn, sprang ihm mit einem lauten Geschrei um den Hals, leckte ihm das Gesicht, und fiel in demselben Augenblicke todt zu seinen Füßen nieder.

6.

Ein Orangutang (Simia Satyrus) macht die Gestikulationen eines Predigers nach.

Der Pater Corbasson hatte einen Orangutang aufgezogen, der sich so an ihn gewöhnt hatte, daß er ihn allenthalben hin begleiten wollte; wenn er in der Kirche den Gottesdienst zu verrichten hatte, so mußte er ihn diese Zeit über

in sein Zimmer einsperren, damit er ihn nicht etwan in der Sakristei oder auf der Kanzel aufsuchen möchte. Einstens aber war der Affe doch entwischt, und folgte dem Pater von weitem und ungesehen in die Kirche nach, wo er heimlich auf das Schalldach über der Kanzel stieg und daselbst ruhig liegen blieb, bis die Predigt anging. Alsdann kroch er an den Rand des Daches vor, wo er über den Prediger hinweg sehen konnte, und machte alle Bewegungen und Gestikulationen desselben auf eine so tolle und lächerliche Art nach, daß die ganze Gemeinde zu lachen anfing. Dieser unzeitige Leichtsinn und diese Unachtsamkeit der Zuhörer brachte den Pater gewaltig auf, und er machte ihnen die heftigsten Vorwürfe. Allein seine Verweise fruchteten nichts, die Zuhörer fuhren in ihrem Lachen fort, und in der Wärme seines Eifers verdoppelte er sein Schreien und seine Gestikulationen. Je aufgebrachter und lärmender der Pater nun wurde, desto ärger machte es der Affe; er ahmte also alle seine Bewegungen so genau nach, daß die Zuhörer in ein lautes ungestümes Gelächter ausbrachen. Endlich machte ein Freund den Pater auf die Ursache dieses Gelächters aufmerksam; er sah sich daher um, und da sein Affe ihm alles so geschickt nachahmte, so konnte er sich kaum selbst des Lachens enthalten, als er dem Kirchdiener befahl, das Thier fortzuschaffen und nach Hause zu bringen.

7.

Ein Wunder, das sich mit einer Klapperschlange ereignet.

Alles, was außer unserm Gemüthe vorhanden ist, können wir bloß durch Erfahrung kennen lernen, und wenn einstens die Thiere weit sorgfältiger beobachtet, ihre Eigenschaften und Gewohnheiten weit genauer studirt seyn werden, als es jetzt noch der Fall ist, dann wird sich erst ausmachen lassen, welche Fähigkeiten und Neigungen sie besitzen, was man ihnen für Eigenschaften beilegen und welche man ihnen absprechen kann.

Carver erzählt folgende Anekdote von einer Klapperschlange (crotalus) die er von einem französischen Kaufmanne, Namens Pinnisance erfahren hatte, welcher von dieser Begebenheit Augenzeuge gewesen war: ein Indianer, der zu der Nation der Nänomonier gehörte, fieng eine Klapperschlange, welche zu zähmen er das Glück hatte. Er verehrte sie als seinen Gott, nannte sie seinen großen Vater, und trug sie in einer großen Schachtel allenthalben mit sich herum. Dies hatte der Indianer schon mehrere Sommer hinter einander gethan, als Pinnisance ihn antraf. Er hatte die Schlange bei

sich, und wollte eben auf die Winterjagd gehen. Der französische Kaufmann wunderte sich nicht wenig, als er eines Tages, den Indianer die Schachtel, worin sein Gott befindlich war, niedersetzen, den Deckel abnehmen und dem Thier die Freiheit geben sah; allein zugleich befahl er demselben, sich den nächstfolgenden Mai bei seiner Zurückkunft an diesem Orte wieder einzustellen.

Es war damals in den ersten Tagen des Oktobers, und Pinnisance, der sich nicht wenig über die Einfalt des Indianers wunderte, sagte ihm, daß er wahrscheinlich den nächsten Maimonat sehr lange auf die Zurückkunft seines Gottes werde warten müssen; allein der Indianer hatte zu diesem ein so starkes Zutrauen, daß er sich um acht Maaß Rum zu wetten erbot; er behauptete steif und fest, daß die Schlange zur bestimmten Zeit wieder kommen, und in ihre Schachtel kriechen würde. Die Wette wurde eingegangen, und man bestimmte die zweite Woche des nächstfolgenden Maimonats zur Entscheidung der Sache. Das Jahr darauf fanden sich beide Wettende zur bestimmten Zeit ein. Der Indianer setzte seine Schachtel nieder und rief seinen großen Vater: allein die Schlange wollte ihn nicht hören, und da die Zeit verflossen war, so gestand er ein, daß er die Wette verlohren habe; zugleich aber machte er sich anheischig, die Wette doppelt zu bezahlen, wenn sein großer Vater nicht binnen zwey Tagen zurück kommen würde.

Der französische Kaufmann nahm das Anerbieten an, und den zweiten Tag um ein Uhr kam die Schlange zurück und kroch von selbst in die Schachtel, die für sie bereit stand.

8.

Kühne und muthige Ameisen.

In den heißen Gegenden Afrikas, in Ost- und Westindien richten die Ameisen weit größere Verheerungen an, als es bei uns in Europa der Fall ist. Unter die furchtbarsten gehört die weiße Ameise (termes fatalis), welche in Ostindien und in Afrika zu Hause ist; die Ameisen aber, von denen Le Gentil folgende Nachrichten in seiner Reise nach Ostindien mittheilt, scheinen nicht zu dieser Art zu gehören. Ein Heer von Ameisen hatte die Absicht, Le Gentils Zuckerdose zu plündern. Sobald er dies gewahr wurde, sann er darauf, wie er seine Dose befestigen könne. Er versah sie daher förmlich mit einem Wall- und Graben, indem er sie in eine etwas tiefe Schüssel setzte, und diese voll Wasser goß. Wollten die Ameisen die Dose einnehmen, so mußten sie erstlich einen überhängenden Wall, nämlich den Rand der Schüssel erklettern, dann einen Graben, der länger als fünf-

zig Ameisen zusammen genommen war, und endlich durch das Wasser hindurch den Hauptwall ersteigen. Alle diese Hindernisse schreckten sie nicht ab. Der Wall war in kurzer Zeit von einer unzähligen Menge erstiegen. Als sie aber an Graben kamen, wurden sie stutzig, und es schien als wollten sie ihr Unternehmen aufgeben. Allein bald drangen die Kühnsten vorwärts, sprangen muthig in den Graben hinein, und suchten durch denselben hindurch zu schwimmen. Alle aber ertranken. Den nachfolgenden, die ihre Kameraden im Wasser umkommen sahen, benahm dies den Muth nicht; es sprangen ununterbrochen mehrere hinein, so daß die Leichname derselben den ganzen Graben bedeckten. Nunmehro hatten sie ihren Wunsch erreicht und marschirten trocknen Fußes über die schwimmenden Leichname als über eine Brücke hinweg, erstiegen den Hauptwall und plünderten die Dose.

Wollen diese Ameisen sich an einen Ort begeben, wohin der Weg durch einen Fluß unterbrochen wird, so helfen sie sich auf folgende Art: die erste Ameise setzt sich an den Rand des Wassers auf ein Stückchen Holz, welches sie mit ihren Zähnen festhält. Wenn sie von dem Ufer abstößt, hängt sich eine zweite an sie mit den Vorderfüßen an, an diese eine dritte u. s. w. bis die erste an das gegenüber liegende Ufer kommt, wo sie die Gelegenheit sucht, sich anzuklammern. Diese Kette dient dann allen übrigen zu einer Brücke, über welche sie ihren Marsch fortsetzen,

die, wenn alle hinüber sind, mit vereinigten Kräften ans Land gezogen wird.

9.

Jahreszeiten in Siberien.

Die Wärme ist das Element, worin alles gedeiht, so wie die Kälte alles Wachsthum verhindert. In den nördlichsten Gegenden der Erde, wo beynahe ein ewiger Winter herrscht, giebt es weder Frühling noch Herbst, sondern unmäßige Hitze oder unmäßige Kälte, und im Sommer geschieht das Wachsthum der Pflanzenprodukte ungeheuer schnell.

In Siberien

schmilzt der Schnee . . .	den	23 Juni.
Der Schnee ist völlig fort .	—	1. Juli.
Die Felder sind völlig grün .	—	9. Juli.
Die Pflanzen und Kräuter stehen in vollem Wuchse . .	—	17 Juli.
Die Pflanzen und Kräuter blühen	—	27. Juli.
Die Früchte sind reif . . .	—	2. Aug.
Die Pflanzen und Bäume verlieren die Blätter . . . e .	—	10. Aug.
Es fällt Schnee	—	18. Aug.
Schnee und Eis vom 18. August bis zum		23. Juni.

10.

Die Gewohnheit.

Der Mensch ist eine weiche Masse, der man jede Form aufdrücken kann; was man öfterer thut, dazu spürt man eine Neigung und Bestreben, es stets zu thun, und was man öfters vornimmt, darin erreicht man nicht allein eine Fertigkeit, sondern man bekommt auch einen unwiderstehlichen Hang darzu Der Mensch kann alles aus sich machen, wenn er durch fleißige Versuche etwas erprobt, und er kann sich eben sowohl an Unnatürlichkeiten, als an naturgemäße Verrichtungen gewöhnen. Die Gewohnheit ist die mächtige Triebfeder, die den größten Theil des menschlichen Lebens maschinenmäßig umdreht und lenkt, und es giebt nicht leicht eine Person, die nicht selbst über viele Angewohnheiten, die ihr nach und nach eigen worden sind, erstaunen muß. Wer in der Jugend viel ißt, der vergrößert stets seinen Appetit, und da man diesen immer mehr erhöhen kann und da das Bedürfniß zu essen immer größer wird, so kann man sich leicht an Freßsucht gewöhnen. Rousseau hatte in seinem siebenten Jahre schon beinahe alle französische Romane gelesen und es kostete ihm ausserordentliche Mühe, sich die Sucht nach Romanenlektüre abzugewöhnen. Der Dichter Gleim konnte dem Hange alles in Verse zu bringen, und jede Begebenheit zu besingen, selbst in dem höchsten Alter nicht widerstehen, obgleich die poetische Ader schon längst bey

ihm vertrocknet war. Das scharfe und angestrengte Nachdenken und das Verfolgen langer Gedankenreihen, an das sich Kant von Jugend auf gewöhnt hatte, war ihm auch in den spätesten Tagen seines glorreichen Lebens noch ein unüberwindliches Bedürfniß. Wieland dichtet im Alter noch mit eben dem Feuer und der Bildungskraft als in den schönsten Tagen seines Lebens.

Jeder, der etwas an sich empfindet oder in sich fühlt, setzt diese Empfindung oder dieses Gefühl an eine gewisse Stelle seines Körpers, und da solche Vorstellungen öfters wiederholt und mit andern verbunden worden sind, so fühlt und empfindet er auch manchmal noch die Stiche und Schmerzen in dem hölzernen Arme oder Beine, die er vorher in seinem gesunden Arme oder Beine verspürte. Ein Mann, Namens Jakob Denis, dem das rechte Bein abgenommen worden war, glaubte noch große Schmerzen um die Ferse und Zehen dieses Fußes zu empfinden, und es deuchte ihm, als wenn er jetzt noch eben so gut an diesen Theilen friere und schwitze, als es der Fall gewesen war, da er dieses Bein noch hatte. Marchetti erzählt, daß, als im Jahre 1650 dem Grafen von Tiena der Fuß abgenommen worden war er gleichwohl stets über Schmerzen in den Zehen geklagt habe, ob er schon keinen Fuß mehr hatte. Mancher spürt oft in den Armen oder in den Beinen sehr heftige rheumatische Schmerzen, besonders zur Zeit einer Wetterveränderung, und es giebt mehrere Personen, denen ein Fuß oder ein Arm weggeschossen oder abgelöst worden ist, und

und diese glauben demohngeachtet noch jede Veränderung der Witterung in ihren Armen oder Beinen zu empfinden. Mancher hat bloß noch einen Stutz von einem Arme, und bildet sich ein noch in den Fingerspitzen Schmerzen zu fühlen.

Cardan fand ein Vergnügen darin, seinen Schmerz zu mildern und zu stillen, und er glaubte, daß dies leichter von statten gehe, wenn er sich selbst Schmerzen verursache. Er zerbiß sich daher die Lippen, verrenkte sich die Finger und preßte Haut und Muskeln, um nur das Vergnügen des Stillens seines Schmerzes zu genießen.

Ein Mensch, der häufig Tabak zu nehmen gewohnt war, bekam einen Schlagfluß. Obgleich dadurch sein Geist zerrüttet und seine Gliedmassen gelähmt wurden, so führte er demohngeachtet die rechte Hand fast alle Viertelstunden auf die nämliche Art zur Nase, wie er es im gesunden Zustande gethan hatte, und wischte sich nachher auch die Finger ab, als ob etwas Tabak daran hängen geblieben wäre, und als ob er denselben abreiben wolle.

Das neugeborne Kind bewegt jedes seiner Augen vor sich nach Willkühr, allein in der Folge muß es allemal beide in einer und derselben Richtung bewegen.

Eine Frau wurde mit dem Magenkrampfe geplagt, und wenn sie in einem Anfalle dessel-

ben den Urin ließ, so mußte sie sich allemal erbrechen.

Manche Weiber haben sich das Zanken und Streiten mit ihren Mägden so angewöhnt, daß sie krank werden, sobald sie dieß unterlassen. Ohne Zweifel ist das Zanken für sie eine Agitation und Reizung der Lebenskraft, wodurch die Gesundheit erhalten wird.

Ich habe einen Schullehrer gekannt, dem, wenn er sich nicht über seine Schüler ärgerte, das Essen nicht schmeckte, das er etwann eine Stunde darauf genoß.

Der Geitzige hält jeden Tag für verloren, an welchem er nicht seinen Geldhaufen um etwas vermehrt. Manchem stört beym Nachdenken jedes Geräusch das um ihn her gemacht wird; manchem hingegen fließen die Gedanken nie besser, als wenn man um ihn her lermt und tobt.

11.

Das Gesicht drückt manchmal eine ganz andere Empfindung aus, als der innere Gemüthszustand erfordert.

Gewaltsame Zustände, die durch unerwartete plötzliche Eindrücke erregt werden, bringen manchmal eine solche Zerrüttung und Veränderung am Menschen hervor, daß die Mienen seines Gesichts eine Gestalt annehmen, welche gerade das Gegentheil von seinem innern Gemüthszustande aussagt. Vor kurzem starb der Kaufmann H— in Leipzig an einem Schlagflusse, und da früh Morgens seine Frau vergeblich auf sein Aufstehen wartete, so wollte sie sehen, woher es komme, daß er sich nicht zeige. Sie gieng daher zu seinem Bette, er rührte sich nicht, sie rüttelte und schüttelte ihn, allein er blieb unbeweglich; es hatte ihn ein Schlagfluß getroffen. Dieser unerwartete traurige Anblick verzog ihr Gesicht auf eine furchtbar schreckliche Art; es schien, als wenn sie beständig hämisch lache, und nichts war im Stande diese gräßliche Lüge aus ihrem Gesichte zu verscheuchen. Sie konnte nicht weinen, nicht sprechen, nicht klagen; erst den andern Tag, machte sich ihr Schmerz Luft, und nunmehr brach sie in Wehklagen aus und erleichterte ihr Herz durch Thränen.

Der berühmte Pascal hatte eine außerordentliche Neigung zum Studium der Mathematik; da er aber noch zu jung war, und da man fürchtete diese Vorliebe zur Mathematik möchte ihn von der Erlernung der übrigen Wissenschaften und der Sprachen abhalten, so verweigerte ihm sein Vater jeden Unterricht in der Mathematik, und entzog ihm jedes Buch, das von Mathematik handelte. Des jungen Pascals Neugierde und Eifer wurde dadurch nur desto mehr entflammt, und endlich auf vieles Bitten sagte ihm sein Vater, daß die Mathematik richtige Figuren zeichnen, und die Verhältnisse unter denselben finden lehre. Zugleich aber verbot er ihm streng jede Beschäftigung mit derselben, allein der Sohn benutzte die Erklärung, welche ihm der Vater von der Mathematik gegeben hatte, und dachte beständig darüber nach. Alle seine müßigen Stunden brachte er in einem Saale zu, wo er mit Kohle Figuren zeichnete, Verhältnisse berechnete, aus einem Lehrsatze auf den andern folgerte, und es auf diese Art in der Mathematik sehr weit brachte, ob er gleich nicht einmal den Namen wußte, den diese Figuren in der Mathematik führten.

Bei einer solchen verbotenen Beschäftigung überraschte ihn einstens sein Vater, und es dauerte lange, ehe ihn der Sohn gewahr wurde. Der Vater erstaunte über die Figuren, die der Sohn gemacht hatte und berechnete, eben so sehr, als dieser sich vor dem Unwillen des Vaters fürchtete. Endlich fragte ihn der Vater,

wie er auf dieses alles gekommen sey. Der Sohn zeigte ihm sein Verfahren, und der Vater war über die Einsichten seines Sohnes ganz erstaunt. Er verließ ihn ohne ein Wort zu sprechen, und eilte zu einem seiner Freunde, der große Kenntnisse in der Mathematik besaß. Als er in dessen Zimmer trat, blieb er wie ein Mensch, der vor Schrecken außer sich ist und dessen Mienen verzerrt und verstört sind, an der Thüre unbeweglich stehen. Indessen half sich die Natur bey ihm bald, es rollten einige Thränen über seine Wangen herab. Sein Freund, der hierüber sehr erschrocken war, bat ihm endlich, ihm die Ursache seiner Verstörtheit und seiner Thränen zu entdecken. „Ich weine nicht vor Betrübniß, sagte er, sondern vor Freude.“ Hierauf erzählte er ihm dasjenige, was er an seinem Sohne bemerkt hatte.

Der ehemalige sechste Lehrer an der Schule zu Zeitz, Pf— war sonst ein sehr braver Mann, und wurde nicht leicht aufgebracht; wenn er aber in Zorn gerieth, so nahm sein Gesicht die Gestalt an, als ob er über etwas eine herzliche Freude zu haben, und recht innig zu lachen schien. Wer ihn noch nicht kannte, hielt diese Miene für Wahrheit; diese Täuschung aber kam ihm gemeiniglich sehr theuer zu stehen, denn das Lachen des Schülers brachte den erzürnten Lehrer noch mehr auf, als er schon vorher war.

12.

Zwey Pferde füttern ein drittes.

Der Capitain Bouffanelle erzählt (in seinen observations militaires), daß einem Pferde in seiner Compagnie die Zähne auf einmal so stumpf geworden seyn, daß es weder Heu noch Hafer kauen konnte. Aus Mangel an Nahrung hätte es umkommen müssen, wenn nicht zwey andere Pferde, die bey ihm standen und mit ihm aus einer Krippe fraßen, sich seiner angenommen und es unterhalten hätten. Diese beiden Pferde kaueten ihm den Hafer und das Heu, und legten es ihm hin, wo es dann dasselbe hinunterschluckte.

13.

Der Grünspecht.

Der Grünspecht (picus viridis) nährt sich von kleinen Würmern und Insekten, die in dem Innern gewisser Zweige und noch öfterer unter der Rinde des alten Holzes leben. Durch starke Stöße mit dem Schnabel untersucht es längs

den Aesten und Stämmen hin, ob es etwan daselbst angefaulte und hohle Stellen gebe. Klingt es irgendwo hohl, so verweilt er da und zerhackt mit dem Schnabel Rinde und Holz. Hierauf steckt er denselben in das gemachte Loch und macht ein Gepfeife in den hohlen Baum hinein, um die schlafenden Würmer aufzuwecken und sie in Bewegung zu setzen. Alsdann streckt er die Zunge aus, und fängt vermittelst der Stacheln und der klebrichten Materie, womit sie bedeckt ist, alle kleinen Thiere weg.

14.

Der zerstreute Professor in X., und der Herr v. Brancas.

Es zeigt allemal eine Gemüthsschwäche an, wenn jemand keine Vorstellung festhalten, sondern sich von jedem äußern Eindrucke und von jeder Einbildung, welche ihm die Einbildungskraft in den Weg wirft, hin und her bewegen läßt. Ein solcher Zustand kann, wenn er zur Gewohnheit wird, zum Wahnsinn führen; denn wer in einem steten Schwanken der Vorstellungen lebt, wer auf nichts Haltbares fußt, wer stets eine Beute jedes Hin- und Herwogens seiner Ideen ist, der verliert die Besonnenheit, ja selbst die Fähigkeit und

Lust eine Vorstellung nach der andern zur Einheit seines Bewußtseins zu verbinden. Wer lebhaften Geistes ist, immer aus einer Gesellschaft in die andere stürmt, nichts festhält und sich jedem Vergnügen hingiebt, fällt am leichtesten in diese Krankheit. Wer hingegen alles kräftig aufgreift, besonnen überschauet, und es an seine schon erworbenen Vorstellungen hält, der wird sich gegen ein Unglück verwahren, dem man nicht allemal Mitleiden zollt, sondern über das man öfters lacht.

Ich kenne einen akademischen Lehrer in X. der in einer Minute von drei bis vier Dingen spricht, welche ganz und gar in keinem Zusammenhange miteinander stehen, der augenblicklich wieder vergißt, was er so eben gesprochen hat. Alle seine Vorstellungen sind ein Spiel seiner regen Einbildungskraft, welche Dinge zusammen kettet, die einander nie beysammen gesehen haben. Nicht selten vergißt er, daß er heute Vorlesungen halten soll; und es ist mehr als einmal der Fall gewesen, daß er sich gleich nach dem Anfange des halben Jahres schon am Ende der Wissenschaft befunden hat, die er vorzutragen vor wenigen Tagen erst angefangen hatte. Seine Zuhörer sind bei solchen Gelegenheiten genöthigt, ihn selbst auf die Gegenstände aufmerksam zu machen, bei denen er in seinem Vortrage in der letzten Stunde stehen geblieben ist. Manchmal tritt er in den Hörsal unter seine Zuhörer, und weiß nicht, was er da will. Nicht selten

läßt er das Lehrbuch, über das er liest, zu Hause liegen, und kann alsdann nicht lesen. Immer außer sich und in einen Nebel von dunkeln Vorstellungen verloren, nimmt er manchmal Dinge vor, die eben so lächerlich als unklug sind. Schon mehr als einmal hat er eine Tischgesellschaft zu sich gebeten, ohne seiner Frau etwas davon zu sagen: wenn nun die Gäste kommen, so fällt es ihm erst wieder ein, daß er sie gestern eingeladen hat. Seine Arbeiten zeigen allenthalben Spuren von seiner Zerstreutheit: was zusammen verbunden seyn soll, ist von einander geworfen, und das Unvereinbare ist mit einander verknüpft. Jeder äußere Gegenstand, der seine Sinne berührt, zieht seine Aufmerksamkeit einen Augenblick auf sich, und er bleibt manchmal starr vor einem ganz gewöhnlichen Gegenstande stehen, den er für ein Wunder ansieht. Er vergißt sogleich wieder, was er verspricht, und es wäre eben so gut möglich den Mond auf die Erde herabzuziehen, und sich in demselben zu bespiegeln, als von ihm Ordnung, strengen Gedankenzusammenhang und Besonnenheit zu erwarten.

Auch der Herr von Brancas war stets zerstreut: schon an seinem Hochzeittage hatte er vergessen, daß er sich verheurathet hatte. Als er sich einstmals in den Zimmern der Königin von Frankreich befand, gieng er unter einem Wandleuchter vorbei, an welchem seine Perücke hängen blieb. Alle Anwesende fiengen zu lachen

an und sahen auf ihn; allein er lachte lauter als alle andere, und sah sich allenthalben nach dem Kahlkopfe ohne Perücke um. Ein andermal wollte er ausgehen, stieg die Treppe herab, öffnete die Thüre, und als er auf die Straße kam, bemerkte er, daß er noch die Nachtmütze auf dem Kopfe hatte. Er untersuchte sich alsdann genauer, und fand, daß er kaum angekleidet war.

15.

John Kelsey.

(Mit einer Abbildung.)

John Kelsey wurde unter der Regierung Carls II. von armen Aeltern gebohren. In seiner Jugend beschäftigte er sich viel mit dem Lesen der heiligen Schrift, und ihm gefiel besonders der Gedanke, daß alles eine Heerde und ein Hirt werden sollte: endlich glaubte er sich dazu berufen, zur Ausführung dieser Idee mitzuwirken. Diese Vorstellung beschäftigte ihn Tag und Nacht, und hatte sich seiner so sehr bemächtigt, daß wo er einen Juden oder einen andern Nichtchristen erblickte, er auch sogleich mit Eifer sein Bekehrungswerk anfieng. Er begieng dabei

eine Menge lächerlicher Streiche. Er predigte auf öffentlichen Straßen, schalt jeden, der nicht tief zerknirscht aussah, wegen seines Unglaubens aus, und als man ihm sagte, daß in Constantinopel der größte Theil der Einwohner aus Ungläubigen bestehe, so hielt er sich für berufen, die Türken und vorzüglich den Großsultan zu bekehren. In dieser Absicht reiste er nach Constantinopel, wo er sich an eine Straßenecke hinstellte, und mit allm Eifer eines Fanatikers zu predigen anfing. Da er jedoch in seiner Muttersprache predigte, die hier niemand verstand, so versammelte sich zwar das Volk in großer Menge um ihn her, aber ohne den Inhalt seiner Reden errathen zu können.

Man hielt ihn jedoch sehr bald für einen Wahnsinnigen und brachte ihn in das Tollhaus in sichere Verwahrung, wo er sechs Monate hindurch enge verwahrt wurde. Zufälliger Weise traf es sich, daß Einer von den Wächtern etwas von der englischen Sprache verstand; diesem entdeckte Kelsey, daß er ein Engländer sey. Als daher Lord Winchelsea, der gerade damals Gesandter zu Constantinopel war, die Nachricht erhielt, daß einer seiner Landsleute als wahnsinnig in dem Tollhause eingesperrt sey, so ließ er ihn zu sich bringen.

Kelsey erschien, und hatte einen alten schmutzigen und zerrissenen Hut auf dem Kopfe; kein Zureden, keine Vorstellung war im Stande, ihn dahin zu bringen, daß er den Hut abnähme.

Der Gesandte glaubte, daß ihm eine kleine Züchtigung auf türkische Manier sehr nützliche Dienste leisten möchte; er befahl daher, dem Tollhäusler einige Streiche auf die Fußsohlen zu geben, und dieses Experiment hatte auch den gewünschten Erfolg, indem es eine gänzliche Veränderung in Kelsey's Betragen bewirkte, der sogleich selbst gestand, daß diese Tastonade eine sehr gute Wirkung auf seinen Verstand äußere.

Man fand einige Briefe an den Großherrn bei ihm, worin er diesem erklärte, daß er eine Geißel in der Hand Gottes sei, um die Gottlosen zu züchtigen, und daß er von dem Himmel selbst dazu berufen sei, dem Großherrn nicht allein die Rache des Himmels anzukündigen, sondern dieselbe auch an ihm zu vollziehen.

Kurz darauf wurde er an Bord eines Schiffes gebracht, das ihn nach England zurück bringen sollte, allein der Schwärmer hatte sich nun einmal fest vorgenommen, sein Bekehrungsgeschäft fortzusetzen. Er fand daher unter Weges Gelegenheit zu entwischen, und kam nach Constantinopel zurück; hier ward er aber sogleich erkannt, und zum zweitenmale auf ein Schiff gebracht, wo man besser als vorher dafür sorgte, ihm alle Mittel zu einem abermaligen Entkommen zu benehmen. In England sperrte man ihn ins Narrenhaus ein, und die Ideen von seinem Bekehrungsgeschäfte hatte bei ihm so tief Wurzel gefaßt, daß er auch im Gefängnisse seine Predig-

ten fortsetzte, bis ihn endlich der Tod in seinem Berufe weg nahm.

16.

Nationen, die auf einmal außerordentlich viel essen, aber auch wiederum lange hungern können.

Der rohe ungebildete Naturmensch sorgt nicht für Morgen, sondern zehrt auf einmal alles auf, was er hat, und wenn ihn der Mangel drückt, so kann er alsdann auch lange wieder Hunger ertragen. Die Wilden in Nordamerika, Neuholland, Neuseeland und an andern Orten der Erde schwelgen in Unmäßigkeit, sobald ihnen das Glück eine Beute in die Hände führt, und fressen so viel, daß sich ihr Bauch weit ausdehnt; hingegen können sie auch mehrere Tage hungern. Selbst Nationen, welche auf einer etwas höhern Stufe der Kultur stehen, überlassen sich einer solchen Freßsucht, und ihr Appetit ist erst blos dann gestillt, wenn sie allen ihren Vorrath aufgezehrt haben. Golberry bemerkte diese Unmäßigkeit an den Negern in Afrika und Barrow an den Hottentotten: und wenn diese beiden Nationen nichts zu essen ha-

ben und also hungern müssen, so schnüren sie sich den Leib zusammen, und je länger die Zeit ihres Fastens dauert, desto enger ziehen sie die Schnur zusammen, womit sie ihren Bauch umschlungen haben. Nach Levaillants Behauptung ist ein Hottentott im Stande, an einem Tage zehn bis zwölf Pfund Fleisch zu essen; im Nothfalle aber behilft er sich auch wieder mit einigen Heuschrecken, oder einer Honigscheibe, ja auch oft mit einigen Stücken Leder von seiner Sohle. Die Hottentotten brauchen auch den Schlaf als ein Hülfsmittel gegen den Hunger, und man kann mit Recht behaupten, daß sie gewissermassen Herren über den Schlaf sind, und daß sie dies Naturbedürfniß nach ihrer Willkühr befriedigen können. Man trift daher in unfruchtbaren Gegenden oft ganze Horden Hottentotten eingeschlafen an, welche auf diese Art dem Hunger entgehen.

Barrow hatte drei Bojesmans, die ihn aus dem Kraal nach seinem Wagen begleiteten, gegen fünf Uhr Abends ein Schaaf gegeben, das sie am Vormittage des andern Tags ganz aufgezehrt hatten. Sie aßen die ganze Nacht hindurch, schliefen nicht und hörten nicht eher auf, als bis sie das Thier völlig aufgegessen hatten. Nach dieser Mahlzeit hatten sich ihre dünnen Bäuche in einem solchen Grade ausgedehnt, daß sie jetzt noch weniger Menschenähnliches als vorher an sich hatten.

17.

Der Eifer für das Pabstthum heilt einen Melancholiker.

Es ist oft nur große Anstrengung und großer Enthusiasmus für etwas nöthig, um manche Geisteskrankheiten zu verscheuchen. Ein reicher Kaufmann hatte einen leicht zu ersetzenden Verlust an seinem Vermögen erlitten. Dies machte einen solchen Eindruck auf ihn, und bemächtigte sich seiner Vorstellungen in dem Grade, daß er sich einbildete, aller Mittel zu seiner Existenz in der Zukunft beraubt zu seyn und vor Hunger sterben zu müssen. Vergeblich suchte man ihm zu beweisen, daß er noch sehr große Reichthümer besitze. Man setzte ihm alle seine Geldkasten vor die Augen hin; allein dies sah er für lauter Täuschungen an, und die herrschende Idee von seiner Armuth verließ ihn nicht. Um diese Zeit erfuhr er die in Teutschland durch Luther bewirkte Reformation. Er wurde gegen diesen sehr aufgebracht, und was keine Arznei bewirken konnte, richtete der heftige Eifer für das Beste des Pabstthums aus. Er arbeitete Tag und Nacht an einer Vertheidigung des Letztern und strengte sich sowohl in seinen Reden als in seinen Schreiben so sehr an, daß er am Ende von seiner Krankheit

geheilt war, und daß ihn der Gedanke von seiner großen Armuth gänzlich verlassen hatte.

18.

Die St. Antonswasserfälle im Missisippiflusse.

Die Wasserfälle des Missisippi in Louisiana befinden sich ungefähr unter dem 45° nördlicher Breite und haben ihren Namen von dem französischen Missionarius Hennepin erhalten, der ums Jahr 1680 in diesem Theile von Nordamerika reiste, und der erste Europäer war, den die Eingebornen zu sehen bekamen.

Der ganze Fluß, der hier über siebenhundert und funfzig Fuß breit ist, stürzt sich in einer senkrechten Höhe von ungefähr dreißig Fuß herab, und bildet auf diese Art die sehr schönen St. Antonswasserfälle. Die Stromschnellen, die sich unterhalb der Fälle befinden, und sich neunhundert Fuß weit erstrecken, geben denselben das Ansehen, als wenn sie weit größer und höher wären. Wenn man sie daher in der Ferne betrachtet, so scheint das Wasser von sehr großer Höhe herabzufallen.

In der Mitte der Wasserfälle befindet sich eine kleine Insel, die ungefähr vierzig Fuß breit

und fünf und vierzig Fuß lang ist. Auf dieser stehen einige Schierlingstannen (pinus abies americana), und ungefähr in der Mitte zwischen dieser Insel und dem östlichen Ufer ragt aus dem Wasser ein Fels hervor, der sich gerade am Rande des Falles befindet. Er hat eine schiefe Lage, ist fünf bis sechs Fuß breit und dreißig bis vierzig Fuß lang.

Man kann sich diesen Wasserfällen ohne irgend ein Hinderniß nähern, und wenn man den Fluß herab kommt, so wird man blos durch das Brausen, das sie verursachen, auf sie aufmerksam gemacht, und vor dem Unglücke gewarnt, in das man sich zu stürzen in Gefahr ist.

Die Gegend um die Wasserfälle herum ist außerordentlich schön, und die Ufer des Flusses sind mit Hügeln und Bäumen begränzt, deren Grün im Frühlinge und Sommer einen äußerst angenehmen Anblick gewährt. In einer kleinen Entfernung unterhalb der Wasserfälle ist wiederum eine Insel, die etwan anderthalben Morgen Landes groß ist. Auf derselben stehen eine große Menge Eichen, die ihre Aeste weit umher verbreiten, und die zu gewissen Jahreszeiten voller Adlernester hängen, weil diese Vögel wegen des Stromes gegen jede Gefahr gesichert sind. Diejenigen, die ihre Fahrt auf dem Flusse weiter setzen wollen, müssen ihre Fahrzeuge ans Ufer ziehen, und dieselben eine Strecke unterhalb der Stromschnellen tragen, wo sie alsdann wieder zu Schiffe gehen.

19.

Harrington.

Dieser gelehrte Mann war in allen Dingen sehr vernünftig, und sprach von Allem mit Einsicht und Besonnenheit, nur durfte es nicht seinen Körper betreffen: denn sobald er auf seinen körperlichen Zustand kam, war auch seine vorurtheilslose Beurtheilungsart und Verständigkeit weg. Er glaubte, daß sich fremde besondere Materien in seinem Körper befänden, und daß er diese in Gestalt von Fliegen, Bienen, Vögeln und dergleichen ausdünste. Er sprach oft von bösen und guten Geistern, die ihn erschreckten, und wollte es seinem Arzte durchaus nicht glauben (wie dieses fast bei allen Geisteskrankheiten der Fall ist), daß er krank sey. Wegen seiner Behauptung von Ausdünstung von Fliegen, verglich er sich mit dem Democrit, den seine Mitbürger wegen seiner wichtigen Entdeckungen in der Zergliederungskunst für närrisch hielten, bis ihm endlich Hippocrates diesen Irrthum benahm.

20.

Beispiele von Weibern, die drei, vier bis fünf Kinder geboren haben.

Eine übermäßige Fruchtbarkeit schadet der Frucht selbst: denn man hat die Bemerkung gemacht, daß die jüngsten Kinder einer zahlreichen Familie bey weitem weder die Lebhaftigkeit und Energie des Geistes noch die Stärke des Körpers der Aeltern besitzen, und daß schon Zwillinge öfters an Geist und Körper schwach sind, wie viel mehr muß dies der Fall seyn, wenn die Mutter Drillinge u. s. w. gebiert? Auch hat die weise Mutter Natur die Erscheinungen von Drillingen, Vierlingen und Fünflingen selten gemacht. Nach Hallers Bemerkung sind unter 6500 Geburten nur einmal Drillinge, unter 20,000 blos einmal Vierlinge und unter einer Million bloß einmal Fünflinge. Nach Blumenbach scheint sich in Teutschland die Anzahl der Zwillinge wie 1 zu 65 bis 70 zu verhalten. Daß sechs, sieben und mehrere Kinder auf einmal gebohren werden, hält Haller für eine Fabel, ob man gleich solche Beispiele anführt, den so behauptet Trogus beim Plinius, daß eine Frau in Aegypten auf einmal sieben Kinder zur Welt gebracht habe.

Der Arzt Hull zu Blackburn in Lancashire erzählt in den philosophical Transactions, daß in seiner Nachbarschaft eine Frau in der Mitte ihrer Schwangerschaft mit fünf Kindern auf einmal niedergekommen sei. Alle fünfe waren Mädchen, zwey kamen lebendig zur Welt, die drei andern aber waren todt; allein auch die beiden ersten starben sogleich.

Blumenbach führt im dritten Bande seiner medizinischen Bibliothek ein Beispiel an, daß eine Frau zu Oberschede nicht weit von Göttingen vier Mädchen auf einmal geboren habe. Den 12. December 1786 wurde die Mutter von dem ersten, und den darauf folgenden 14 December von noch drei Mädchen entbunden. Das zweite und vierte kam todt zur Welt. Das erste starb nach vierzehn Tagen, das dritte aber blieb am Leben und war frisch und gesund.

Eine Anverwandte des Herrn von Haller brachte auf einmal drei Kinder zur Welt, wovon aber bloß ein einziges am Leben blieb.

In heißen und warmen Ländern sind die Weiber fruchtbarer als in sehr kalten, und es ist nicht selten der Fall, daß in Frankreich eine Mutter zwanzig bis dreißig Kinder hat. In Aegypten giebt es mehrere Famileen, die einige zwanzig Kinder haben.

21.

Der listige Affe.

Bei Percivals Aufenthalte zu Colombo auf der Insel Ceylon gab es daselbst einen bösartigen Affen, der auf dem Fort zu Colombo frei herum zu laufen pflegte und der so verschlagen war, daß man seiner gar nicht habhaft werden konnte. Eines Tages drang er unvermuthet in Percivals Zimmer, nahm ein Stück Brod vom Tische und ergriff die Flucht. Percival erregte Lärm und machte zugleich einen Offizier darauf aufmerksam, den er an der nächsten Thüre stehen sah; dieser sprang sogleich in seine Stube hinein, um sein Frühstück in Sicherheit zu bringen, allein zu seinem großen Verdrusse sah er, daß ihm der Affe zuvor gekommen war, und daß er schon mit einem Stücke in jeder Pfote auf die Dächer der Häuser hinaufkletterte. Den Tag darauf holte der nämliche Affe einen sehr schönen Papagey vor den Augen des Eigenthümers hinweg, zerriß ihn in Stücken und zeigte sie demselben alsdann mit vielen Ausdrücken von Zufriedenheit und Frohlocken über diese Heldenthat

22.

Der berühmte Violinist Don Emanuel Barbella in Neapel.

Dieser Mann, der auf seinem Instrument nicht allein ein großer Künstler, sondern auch ein vortreff icher Tonsetzer war, besaß einen Charakter, der voll r Seltenheiten und Widersprüche war. Ob man man ihn gleich gern in den besten Gesellschaften als einen geschätzten Künstler sah, so war er doch in seiner Lebensart als ein halber Lazzaroni zu betrachten. Beinahe bis zu seinem sechzigsten Jahre hatte er kein eigenes Logis, sondern lebte, arbeitete und schlief bei seinen Bekannten oder an öffentlichen Oertern. Durch eilfmalige Krankheiten von galanter Art, mit deren Erzählung er gar nicht geheim hielt, in eine solche Steifheit versetzt, daß er den Hals nicht mehr umdrehen konnte, war er zu gleicher Zeit einer der größten Schläger und Andächtler. Vorzüglich äußerte er bei jeder Gelegenheit die größte Ehrfurcht vor der Jungfrau Maria; er glaubte, daß er ihr seine Rettung in den größten Gefahren zu verdanken habe; und ihr hatte er deshalb das Gelübde gethan, daß er sich in seiner Kleidung lebenslänglich nur schwarz und blau tragen wolle. Bei jeder Gelegenheit suchte er des Nachts auf der Straße Händel; schnell zog er den Degen,

und den Ersten Besten zu durchbohren, war ihm eine Kleinigkeit. Gegen seine Bekannten war er dienstfertig, unwandelbar in seiner Freundschaft, und zuverlässig in seinen Versprechungen. Fiel es ihm etwan ein, etwas zu komponiren, so eilte er zum nächsten seiner Freunde oder auch zum nächsten feilen Mädchen, forderte Feder, Dinte und Papier (denn von allem diesem besaß er nichts), schrieb seine Sonaten nieder, deren Verdienst unbezweifelt ist und die ihn auch nebst seinen Konzerten und Unterrichtsstunden ernährten. Für die Krone aller seiner Arbeiten hielt er eine sogenannte Teufelssonate. Er erzählte nemlich oft mit feierlichen Ernste, daß ihm einst des Nachts, als er ganz gewiß gewacht habe, der Satan in seiner schrecklichsten Gestalt erschienen sey. „Elender Stümper! hätt er ihn angeredet, du glaubst Wunder, welch ein Meister du auf dem Violon bist. Hör einmal, wie ich ihn spielen kann.“ Von dem Fürsten der Hölle soll nun ein ungeheuer großes, einem Thurm gleichendes Instrument gestrichen worden seyn, und diese furchtbar große Musik habe jedes seiner Haare emporgesträubt. Unbeschreiblich sey die Wirkung dieser Musik bei ihm gewesen, und nach dem endlichen Verschwinden des Satans seyen ihm noch einige Hauptgänge im Gedächtnisse geblieben und nach diesen habe er den Tag darauf seine Sonate entworfen. Wehe dem Ungläubigen der bei dieser Erzählung auch nur die kleinste lächelnde Miene blicken ließ!

Vor dem Wasser hatte dieser sonderbare Mann eine unglaubliche Furcht. Kaum getraute er sich über den kleinsten Strom zu gehen. Einst war von Lissabon aus ein sehr vortheilhafter Ruf nach dieser Residenz an ihn ergangen. Nach langer Ueberlegung nahm er ihn an: allein kaum befand er sich am Bord des Schiffes, so eilte er schon über Hals und Kopf zurück, um nur wieder ans Ufer zu kommen.

23.

Ein Hund auf der See riecht festes Land.

Der Graf Benjowski suchte Japan, und befand sich den 14 Juni den 33° 36′ nördlicher Breite. Den 15 war schönes Wetter, und die Reisenden sahen viele Vögel, von denen sie einige für Landvögel hielten, und dies belebte die Hoffnung der Gesellschaft von neuem. Beim Untergange der Sonne wurde vom Mastkorbe Land gerufen; da aber die Sonne schon unter dem Horizonte war, so konnte man weiter keine Entdeckung machen. Benjowski seegelte darauf 24 ¾ große Seemeilen nach Westsüdwesten, fand aber kein Land, und war jetzt überzeugt, daß man sich auf dem Mastkorbe durch

die Wolken hatte täuschen lassen. Morgens um 5 Uhr sah man vom Mastkorbe nichts als dicke Wolken. Um diese Zeit bellte Benjowski's Hund Nestor auf dem Vordertheile des Schiffes unaufhörlich und schnob die Luft durch Nasenlöcher in sich. Der Schiffsarzt Meder, der diesen Umstand bemerkte, eilte zu dem Grafen Benjowki und versicherte ihm, daß er nunmehro nicht mehr daran zweifle, daß Land in der Nähe sey, denn er wisse, daß es die Hunde gewöhnlich röchen. Um 8 Uhr wurde Land gerufen, allein es waren Wolken. Um 9 Uhr entdeckte ein Amerikaner, der sich mit am Bord befand, das Land, aber niemand von den Uebrigen konnte es sehen. Um halb 10 Uhr erblickte Benjowski vom Mastkorbe aus Land, und um 11 Uhr lag es klar und deutlich vor Jedermannes Augen.

24.

Der General Pechlin.

Der General Pechlin besaß große Talente, zeichnete sich aber durch eine ausschweifende excentrische Denkart aus. Im Jahr 1772 war er Obrister, und suchte damals bei Gelegenheit der bekannten Revolution sein Regiment gegen den König Gu-

stav III. aufzuwiegeln; allein er wurde gefangen genommen, nach Stockholm gebracht, und bekam erst nach mehrern Monaten seine Freiheit wieder. Nach der Ermordung Gustavs III. wurde er auf die Festung Wardberg gesetzt; da er aber der Theilnahme an dieser Wordthat nicht wirklich überwiesen, sondern derselben bloß verdächtig war, so ließ man ihm den Genuß seines Vermögens und seiner sämmtlichen Einkünfte. Eines Tages fiel er nun auf den thörigten Gedanken, die kleine Stadt Wardberg auszuhungern, und gab zu diesem Ende seinen Leuten des Morgens früh an einem Markttage den Befehl, daß sie alle Lebensmittel, die auf den Markt gebracht würden, aufkaufen, und zu ihm auf die Festung bringen sollten. Dies wurde wirklich ausgeführt, und es war für ihn ein äußerst angenehmer Gedanke, daß nunmehr die sämmtlichen Einwohner der Stadt vom Hunger gequält, während er sich im Ueberflusse befände, und daß auf diese Art die Belagerer von dem Belagerten in eine Hungersnoth versetzt würden.

25.

Verlust des Gedächtnisses.

Es ereignet sich manchmal der Fall, daß Jemand sein Gedächtniß plötzlich auch ohne irgend eine sichtbare Verletzung des Kopfes verliert. Der Grund davon liegt entweder in einer Lähmung irgend eines Organs, das mit dem Gebrauche des Gedächtnisses in Verbindung steht, oder zu dessen Anwendung erforderlich ist, z. B. der Zunge, oder in einer allzugroßen Besorgniß vor dem gänzlichen Verluste des Verstandes oder in einer Geistesschwäche. Tritt irgend einer von diesen Fällen ein, so verschwindet die Erinnerung an alles das, was der Mensch weiß.

Wepfer erzählt folgenden Vorfall von einem Rechtsgelehrten, der sein Gedächtniß nach einem neuntägigen Schlafe gänzlich verloren hatte. Er war in mittlern Jahren, und als er erwachte, hatte er alles vergessen, was er gelernt und gekannt hatte. Die Erinnerung an das Vergangne war in ihm gänzlich vertilgt, und die Kenntniß des Gegenwärtigen war bei ihm völlig verloschen. Einige Wochen lang kannte er weder seine Frau noch seine Kinder noch Brüder, und hatte ihre Namen gänzlich vergessen. Mit gesunden offenen Augen konnte er nichts lesen, auch das Lateinische nicht, so bekannt ihm diese Sprache

auch sonst war. Endlich gelang es ihm, seine Frau und Töchter wieder zu erkennen, das Vater Unser und die Psalmen wieder herzusagen, und einige Worte, doch mehr lateinische als deutsche zu lesen. Oft schrieb er ganze Zeilen und Absätze, sowohl lateinisch als teutsch, mit zierlichen Buchstaben, allein was er schrieb, hatte keinen Sinn, und war ihm selbst unlesbar. Durch Mienen und Worte gab er nach einiger Zeit zu verstehen, daß er seine Freunde kenne, aber keinen konnte er mit Namen nennen. Endlich fieng er auch wieder für sein Hauswesen zu sorgen an, und empfahl es seiner Frau mit vielen, aber in diesem Falle nichts bedeutenden Worten. Oft fieng er eine ganze Rede herzusagen an, als wenn sein Gedächtniß unverletzt wäre, allein mitten in der Rede stockte er, und konnte nicht weiter fort. In allen seinen übrigen Verrichtungen konnte man keinen Fehler bemerken.

Rosinus Lentilius erzählt in seinen Miscellaneis medico-practicis p. III. S. 29, daß, als der Abt Friedelinus Sommer zu Murbach einem Bauer in Gegenwart seines Kanzlers einen Bescheid geben wollte, er auf einmal keine Worte finden konnte, um seine Gedanken auszudrücken, und daß er von dem Augenblicke an keinen Menschen und keine Sache mehr mit ihrem Namen zu nennen im Stande war. Er sah und unterschied die Dinge, aber lesen konnte er nicht. Alle seine äußern Sinne waren

ohne Fehler. Auch merkte er selbst, daß sein Gedächtniß einen Fehler habe, daß er unrichtig spreche, und daß er den Gegenständen unrichtige Namen beilege. Es war bei ihm keine Lähmung wahrzunehmen, auch sprach er sogar das R richtig aus. Nach drei Tagen kam das Gedächtniß größtentheils wieder, doch merkte sein Arzt noch am achten Tage, daß ihm schickliche Worte entfielen, und unschickliche auf die Zunge kamen. Er las wieder deutlich, und verstand auch, was er las, doch mehr das Lateinische als das Teutsche, nur spürte er einige Abnahme in der vorigen Fertigkeit zu urtheilen, zu rechnen und den Vortrag anderer Personen zu begreifen.

Thucydides erzählt, daß einige Personen, die die Pest glücklich überstanden, ihr Gedächtniß dergestalt verloren hatten, daß sie ihre nächsten Anverwandten, ja sich selbst nicht mehr gekannt hätten.

Nach der Erzählung des Plinius wurde Jemand einstmals mit einem Steine an den Kopf geworfen, und hatte alle Buchstaben vergessen, alles Uebrige wußte er.

Herr von Br. . . ehemals Gesandter zu Madrit, nachher zu Petersburg, gieng des Morgens aus, um einige Besuche zu machen. Sein Besuch traf unter andern ein Haus, wo er mit Recht glaubte, daß ihn die Bedienten nicht kennen würden. Er mußte also seinen Namen nennen, aber diesen hatte er vergessen. Er glaubte närrisch geworden zu seyn, indessen be-

merkte er doch keine andere Verwirrung an sich, allein seinen Namen konnte er auf keine Weise finden.

Apollonius erzählt, daß das Entsetzen über den Anblick eines Crocodills dem Grammatiker Artemidorus alle seine Sprachgelehrsamkeit und sein Gedächtniß geraubt, und daß er hernach keinen einzigen Buchstaben mehr gekannt hätte.

Ein frühzeitig geschcidter Knabe von acht Jahren vergaß, wie Dodart in der Histoire de l'academie royale de sciences á Paris 1701. p. 72. erzählt, zur heißen Sommerszeit in den Hundstagen alles, was er bei kühler Witterung gelernt hatte; sobald es aber wieder kühl wurde, hatte er in Zeit von zwei bis drei Tagen sein Gedächtniß vollkommen wieder erlangt.

26.

Eine Frau glaubt unter der Hirnschale einen Wurm zu haben.

Der Professor Scharfschmidt erzählt folgenden Vorfall, den ihm ein berühmter schwedischer Chirurgus mitgetheilt hatte. Im Monat August des Jahres 1758 kam eine Frau vom Lande, etwan 30 Jahr alt, zu diesem Chirur-

gus, und beklagte sich, daß sie nunmehr seit 9 Jahren von einem fressenden Schmerze auf dem Wirbel des Kopfes an der rechten Seite gewaltig geplagt werde, und daß sie weder Tag noch Nacht davor ruhen könne. Da sie nun lieber die schärfste Tortur als diese Plage länger ausstehen wolle, die sie einem Wurme zuschrieb, der unter ihrem Hirnschädel stecke und beständig um sich fresse, so bat sie den Chirurgus höchlich, daß er ihr doch an dem Orte ein Loch bohren, und den Wurm herausziehen möchte. Nach genauer Ueberlegung vermuthete er eine Fäulniß an der innern Tafel der Hirnschaale, und gab dies der Frau zu verstehen, und versicherte ihr zugleich, daß ihr Schmerz durch das Bohren eines Loches vielleicht gehoben werden könne. Als sie aber hörte, daß der Chirurgus das Daseyn eines Wurmes nicht zugeben wollte, so sagte sie: Herr! wenn ihr nicht glauben wollt, daß es ein Wurm sey, der mich so erbärmlich quält, so kennt ihr meinen Zustand nicht, und ihr werdet mir also auch nicht helfen können.

Da der Chirurgus die Hartnäckigkeit ihrer Einbildung sah, so entschloß er sich, ihrer fixen Vorstellung nachzugeben, und sagte ihr, daß sich allerdings ein Wurm daselbst aufhalten müsse, daß er aber seine Wohnung nicht über, sondern unter der Hirnschaale habe; daher müsse er ihr erst ein Loch in die Haut schneiden, nachher eines durch die Hirnschaale bohren, damit er zu dem Wurme kommen könne. Diesen Vorschlag

nahm sie sogleich mit großer Freude an, und wartete mit dem sehnlichsten Verlangen auf die Operation.

Der Chirurgus bereitete sie durch gehörige Mittel dazu vor; hierauf machte er an dem Orte, wo sie die größten Schmerzen empfand, einen Kreuzschnitt und den folgenden Tag setzte er den Trepan an. Die Frau ertrug alles mit der größten Standhaftigkeit und freuete sich, daß sie ihren geschwornen Feind bald zu Gesichte bekommen würde. Sobald der Chirurgus das herausgeborte Stückchen heraus zog, schrie sie: haltet den Wurm fest," und als sie denselben nicht zu sehen bekam, wurde sie ungeduldig und wollte ihn mit Gewalt haben. Die unterste Tafel an diesem Stück Knochen war durchgehends von der Fäulniß angefressen. Der Chirurgus wies ihr dies und sagte zu ihr; „Seht, meine liebe Frau! da habt ihr ein Stückchen Knochen, der Wurm den ihr in euerm Kopfe so lange unterhalten habt, ist wahrscheinlich nicht dumm, er merkt, daß man ihn aus seiner Wohnung holen will, deswegen ist er jetzo in den Kämmerchen, die er sich in den Knochen gemacht hat, (er zeigte ihr dabei die kleinen Löcher in dem faulen Stück Knochen) weiter fortgekrochen, aber wir wollen ihn verfolgen und ich werde nicht eher ruhen, bis ich euch den Wurm todt oder lebendig in eure Hände geliefert habe." Sie weinte über diese Nachricht vor Freuden und ließ sich alles gefallen, wenn er ihr nur von dem

Wurme vorsprach. Indessen ließ es der Chirurgus diesmal dabei bewenden und verband sie. Sobald er aber den andern Morgen wieder kam, sagte sie zu ihm mit großem Frohlocken: „Nun Herr! es ist in Wahrheit so, wie ihr gesagt habt, daß es kein dummer Wurm sey, seht doch wie bange es nun der Bestie ist, sie hat mich die ganze Nacht ruhig schlafen lassen und ich fühle beinahe keine Schmerzen mehr, verfolgt ihn nur weiter, ich will gern alles aushalten.“ Hier setzte er den Trepan noch einmal an und verfolgte die Fäulniß so lange, bis er an den zuletzt ausgebohrten Stückchen sah, daß die Fäulniß nicht weiter gieng. Unterdessen hatte er einen etwas ungewöhnlichen Wurm bei der Hand, färbte ihn ein wenig mit Blut, that als wenn er ihn aus der Hirnschaale heraus gezogen hätte und gab ihn der Patientin in die Hände, die sich ausserordentlich darüber freute, und nunmehro gänzlich von ihrer Einbildung geheilt war.

27.

Die Pflanze Sindricmal.

Diese Pflanze wächst auf der Insel Ceylon und dient den Eingebohrnen statt der Uhren, indem sie die Eigenschaft besitzt, daß sie von 4 Uhr Abends bis 4 Uhr Morgens beständig offen bleibt, die übrigen 12 Stunden hingegen geschlossen ist. Bey den Candyern, das ist, bei den Unterthanen des Königs von Candy, soll es gewöhnlich seyn, sie in ihren Gärten zu pflanzen, wo sie bei trübem Wetter, wenn man die Höhe der Sonne nicht zu sehen vermag, so wie auch, wenn man die Annäherung des Morgens auf keine andere Art entdecken kann, einigermassen den Mangel an bessern Uhren ersetzt.

28.

Eine stets dampfende Oefnung in der Erde.

In den niedrigen Gegenden am großen Kanhaway in Nordamerika 7 englische Meilen oberhalb des Elkflusses und 67 oberhalb des Kanhaway

befindet sich eine Oeffnung in der Erde, die etwa 200 Maaß fassen kann und aus der beständig ein bituminöser Dampf in einen so starken Strahle steigt, daß der Sand rund um die Oeffnung herum dadurch in Bewegung gesetzt wird, wie dies bei einem heißen Brunnen der Fall ist. Nähert man ein brennendes Licht bis auf 18 Zoll dem Loche, so entzündet sich der Dampf und steigt zu einer 18 Zoll dicken und 5 Fuß hohen Feuersäule empor, die bisweilen in 20 Minuten ausgebrannt ist, zuweilen aber auch 3 Tage hintereinander brennt und dennoch nicht auslischt. Es ist eine schwankende Flamme, so dicht wie die von entzündetem Weingeiste, und riecht gerade wie Steinkohlen. Zu Zeiten sammelt sich in dem Loche Wasser, welches vorzüglich kalt ist, und durch den beständig durch dasselbe heraufsteigenden Dampf in immerwährender Bewegung erhalten wird. Entzündet man diesen Dampf, so wird das Wasser in kurzem so heiß, daß man die Hand nicht darin leiden kann, und verfliegt endlich gänzlich.

29.

Ein Rothkehlchen.

Der Pastor Götze in Quedlinburg fand, wie er erzählt, spät im Herbste 1774, eines Morgens beim Aufstehen ein Rothkehlchen in seinem Saale, das durch das offene Fenster hereingekommen war, und vermuthlich die Nacht in seines Nachbarn Stube zugebracht hatte. Es folgte Hrn. Götze gleich in ein warmes Zimmer, und fraß begierig das Futter, das er ihm vorsetzte. Kaum war es satt, so wollte es sich in den Tassen auf dem Theetische baden. Herr Götze gab ihm daher Wasser; es badete sich, und war den ganzen Winter hindurch sehr munter. Als der Frühling eintrat und Herr Götze die Winterzimmer verließ, wollte er das Rothkehlchen wieder in Freiheit setzen: er ließ es daher in den Saal, wo alle Fenster offen standen; aber es hatte keine Lust wegzufliegen. Endlich jagte Herr Götze es hinaus, und es hüpfte eine Zeit lang auf dem Hofe herum. Herr Götze gieng hierauf zu Tische, und da er hernach wieder in den Saal kam, fand er zu seiner Verwunderung das Rothkehlchen abermals in demselben. Es that ihm leid, daß er es wegjagen mußte, worauf es wiederum sich im Hofe aufhielt, aber sehr bald wieder ins Haus kam. Nun wurde das gute Rothkehlchen zum drittenmale weggejagt, da es denn über den Garten

hinflog, und Herr Götze es den folgenden Tag nicht wieder sah.

Zu Anfang des Herbstes, um die Zeit, wo diese gesellschaftlichen Thiere sich gewöhnlich einfinden, sagte man Herrn Götze, daß sich des Abends ein Vogel vor seinem Hause aufhielte, und gegen die Fenster flöge; aber er bekümmerte sich nicht darum. Nun geschah es eines Abends, da man etwas aus dem Keller holen wollte, daß ein Vogel dem Lichte nach, und in den Keller flog, wo er sich willig fangen ließ; man brachte ihn Herrn Götze, und er sah, daß es ein Rothkehlchen war. Als er ihn los ließ, war es ihm auffallend, daß der Vogel, nachdem er eine Weile in der Stube herumgeflogen, sich gerade an dem Orte niederließ, wo der Vorige des Winters zu sitzen pflegte. Dies hätte Zufall seyn können; allein den folgenden Tag wurde Herr Götze auf die Handlungen des Vogels aufmerksamer. Sobald derselbe erwachte, gieng er gleich dahin, wo der Eßnapf des vorigen gestanden hatte; und man brachte ihm nun eben denselben. Die Frau des Herrn Götze, die sich oft das Vergnügen gemacht hatte, das vorige Rothkehlchen auf ihrer Hand essen zu lassen, näherte sich dem Vogel, und hielt den Eßnapf in die Höhe, wo er sich denn gleich auf selbigen setzte, und ohne Furcht aß. Nachdem er gegessen hatte, wurde die Badetasse an ihren vorigen Ort gesetzt, und kaum stand sie da, so war auch schon der Vogel drinnen. Uebrigens war sein Betragen, an jedem

Orte, dem des vorigen Vogels vollkommen ähnlich. Herr Götze hatte insonderheit des Frühjahrs, um die Zeit wenn die Vögel ziehen, den vorigen bei Licht durch den Saal in eine dunkle Kammer führen müssen, weil er sonst den ganzen Abend unruhig war, und in der Stube herum flog. Des Morgens pflegte Herr Götze gleich nach dem Aufstehen, die Stuben- und Kammerthüren zu öffnen, um den Vogel wieder heraus zu lassen, welcher alsdann in einer Fahrt aus der Kammer in die Stube und nach seinem Eßnapf flog, ohne sich in dem zwischenliegenden Saale aufzuhalten. Als es Abend wurde, machte Herr Götze mit seinem neuen Gaste denselben Versuch; dieser folgte dem Lichte willig, und da die Thüren des andern Morgens geöffnet wurden, nahm er eben den Weg wie der vorige. Und solchergestalt nahm dieses Rothkehlchen noch verschiedene andere Handlungen vor, die mit dem Betragen des Vorigen so große Uebereinstimmung hatten, daß Herr Götze nicht anders schließen konnte, als daß es eben derselbe Vogel sey, welcher dankbar zu seinem vorigen Wirthe zurück gekehrt wäre.

Beim Eintritte des Frühlings mußte das Rothkehlchen wieder von dannen ziehen. Es schmerzte Herrn Götze innerlich, da er sah, wie ungern der Vogel sein Winterquartier verlassen wollte. Länger als einen halben Tag hielt er sich in der Nähe des Hauses auf, sah nach den Fenstern hinauf, hüpfte nahe bei Herrn Gö-

tze und seiner Frau im Garten herum, folgte ihnen von einem Zweige zum andern und flatterte endlich, da er nicht bleiben durfte, traurig über den Garten weg. Ich kann, sagt Herr Götze, nicht beschreiben, mit welchen Empfindungen über die Treue dieses Thieres ich den Garten verließ.

Da der Herbst anbrach, sah Herr Götze um so aufmerksamer der Ankunft des kleinen Wanderers entgegen, und wie sehr wunderte er er sich nicht, als er ihn eines Abends wieder im Hause fand. Das Rothkehlchen folgte gleich dem Lichte nach in Herrn Götzes Zimmer, und überzeugte, durch die Wiederholungen aller seiner vorigen Handlungen, ihn und alle seine Freunde, die eine solche Treue bewunderten, daß es eben derselbe Vogel sey der wieder gekommen wäre. Im Frühjahre 1776 setzte Herr Götze ihn abermals in Freiheit, und hatte Grund zu hoffen, daß er im Herbste sich wieder einstellen würde, wenn kein unglücklicher Zufall ihn daran hinderte.

30.

Ein Mann hält seine Beine für Strohhälme.

Kein Geisteskranker läßt sich durch Vernunftgründe von dem Ungrunde seiner eingebildeten Gegenstände überzeugen, weil er sie durchaus für unwiderleglich hält; denn glaubte er, daß Einbildungen ungegründet seyn, so wäre er kein Geisteskranker. Boerhave hat, wie er in seinen Vorlesungen über die Physiologie, die der Herr von Haller herausgegeben hat, in dem 4. Bande erzählt, einen Mann gekannt, der steif und fest überzeugt war, daß seine Beine in zwei Strohhalmen beständen. Uebrigens war er in allen andern Dingen ein vernünftiger Mann. Seine Freunde ließen sich daher auf alle Art angelegen seyn, ihn von der Nichtigkeit seines Wahns zu überzeugen, und forderten ihn auf, daß er seine Beine nur ansehen und befühlen sollte, ob sie wohl von Stroh wären. Sie sagten ihm, daß er ja deutlich einsehen müsse, daß sie die natürliche Größe und Gestalt der Beine hätten, allein alle ihre Bemühung, ihn eines Bessern zu belehren, war vergeblich. Nichts war vermögend, ihm seine Einbildung auszureden; er blieb dabey, daß seine Beine zwei Strohhalme wären: er gieng nicht von der Stelle,

weil er fürchtete, daß sie entzwei brechen möchten. Da ihn nun seine Freunde uf keine andern Gedanktn bringen konnten, so erdachten sie eine List, die darin bestand, daß sie ihn beredeten, mit ihnen in einer Kutsche spazieren zu fahren. Sie ließen ihm ein Paar recht starke und steife Stiefeln anziehen, damit seine beiden Strohhalme nicht entzwei brächen. Auf den Weg, den sie fuhren hatten sie zwey Studenten bestellt, die sich wie Straßenräuber angekleidet hatten, und diese sollten mit dem Degen in der Hand, die eine Seite der Kutsche anfallen, die andere aber frei lassen. Sie führten ihren Auftrag pünktlich aus, und als der Kranke sein Leben in Gefahr sah, so vergaß er seine Einbildung; er sprang schnell aus dem Wagen heraus, ergriff die Flucht und da er mit seinen Beinen gut fortlaufen konnte, so wurde er endlich aus der Erfahrung überzeugt, daß seine Beine keine Strohhalme, sondern ganz natürliche Beine wären. Nachmals konnte er sich gar nicht genug verwundern, wie er eine solche Einbildung habe für wahr halten können, da er doch sonst eben den Verstand und die Sinne gehabt hätte, die er jetzt habe, und wie er habe glauben können, daß seine Beine zwei Strohhalme wären, und wie es gekommen, daß er seinen Irrthum nicht eingesehen habe.

31.

Kurzes Leben der weißen Ameisen.

Als Barrow auf seiner Reise durch das Innere von Südafrika in ein enges Thal trat, schien er auf einmal in ein Schneegestöber (es war im Sommer) gerathen zu seyn, das, wie er glaubte, von dem Flaum gewisser Gewächse herkäme. Bei einer genauern Untersuchung aber fand er, daß es von Myriaden weißer Ameisen, die im Fluge begriffen waren, herrührte. Das Leben der Ephemeris dauert in seinem vollkommenen Zustand bloß einen Tag, allein das Leben der weißen Ameisen ist nur ein Sprung in die Luft, der wenige Augenblicke währt, worauf sie zur Erde fallen, um niemals wieder aufzustehen. Die Flügel sind so fein und sitzen so leicht an ihrem Körper, daß sie gewöhnlich ausfallen oder beim Fallen zerbrechen. Andere rollen sich sogleich fort und kriechen hernach in Spalten der Erde, um darin ihr Leben ungestört zu endigen. Es scheint als wenn sie einiges Vorgefühl von dem Schicksale hätten, das auf sie wartet, und daß sie also unter die Erde zu kommen eilen, um nicht von ihren eigenen Kindern gefressen zu werden, die in zahlloser Menge auf den Wegen und nackten Stellen des Bodens, besonders nach einem Regenguße herumschwärmen.

32.

Fünf Grillen in einem Kopfe.

Ein Offizier verfiel auf die sonderbare Einbildung, daß er fünf Grillen in seinem Kopfe habe, und quälte sich mit dieser herrschenden Vorstellung so sehr, daß man ihn auf keine Weise von derselben abbringen konnte. Er wurde endlich dem Staabschirurgus übergeben und nachdem dieser die Art und den Gang seiner Einbildung beobachtet hatte, bediente er sich zur Heilung des Grillenfängers folgenden Mittels: er ließ sich fünf Grillen fangen und versprach dem Kranken die Grillen aus dem Kopfe heraus zu schneiden. Der Staabschirurgus machte an der Stelle, wo sich die Grillen nach der Angabe des Patienten befinden sollten, einen kleinen Einschnitt und ließ eine Grille nach der andern auf einen Teller herabfallen,, als hätte er sie aus der Wunde heraus genommen. Der Kranke war völlig von dem Vorgeben des Chirurgus überzeugt und versicherte sogleich eine Erleichterung zu spüren. Nach und nach wurde er völlig wieder hergestellt und lebte einige Jahre gesund und zufrieden.

Als ihn aber einstmals seine Kameraden wegen seiner vormaligen Einbildung neckten und ihm erzählten, wie er von seinen vermeintlichen Grillen befreiet worden sey, so ward er sogleich stu-

tig, versank in Nachsinnen, fieng über seine ehemaligen fixen Vorstellungen wieder zu brüten an, und verfiel endlich in die heftigste Raserey, in der er auch starb. Eine dergleichen Unvorsichtigkeit oder ein solcher Muthwille hat schon manchen Geisteskranken wieder in sein voriges Elend gestürzt, aus dem es gewöhnlich alsdenn für ihn keinen andern Befreier als den Tod giebt. Zu dem festen Glauben an die Richtigkeit und Wahrheit seiner Einbildung kommt noch die Kränkung wegen einer Täuschung, die völlig alle Flügel seines Geistes lähmt.

33.

Eine Frau, die todt zu seyn glaubt, wundert sich, daß sie zu gewissen Zeiten wieder lebendig wird.

Bonet erwähnt einer Dame in Koppenhagen, die beinahe 70 Jahr alt war, und die einst frisch und gesund in der Küche saß, um Speise zu zubereiten. Unvermerkt stieß ihr die durch die Küchenthür eindringende kalte Luft in den Nacken, wo sie in wenigen Stunden wie vom Schlage getroffen und auf der einen Seite gänzlich gelähmt war. Drei Tage lang bemerkte man

zwischen ihr und einem Todten beinahe keinen Unterschied, den vierten aber fing sie wieder zu reden an und nannte diejenigen Frauenzimmer, die, da sie nunmehro todt sey, sie ankleiden und in den Sarg legen sollten. Ihre Tochter und Bedienten gaben sich alle Mühe, um sie zu überzeugen, daß sie noch nicht gestorben sey, allein sie war über ihre Reden höchst aufgebracht und schalt ihre Freundinnen, die sie zur Ankleidung und Zubereitung ihres Leichnams ausgewählt hatte, wegen ihrer Saumseligkeit. Als diese aber ihren Wunsch nicht erfüllten, so wurde sie ganz ungeduldig und verlangte von einer Dienstmagd, daß sie ihr die bei Todten gewöhnlichen Kleider anlegen sollte. Man mußte ihrem Verlangen nachgeben, sie wie eine Leiche anziehen und auf ein Paradebette legen. Sie gab auf alles, was man mit ihr vornahm, genau acht und war mit nichts zufrieden, bald waren ihr die Stecknadeln nicht fest genug eingesteckt, bald hing der Saum zu weit herunter, bald war das Leinenzeug nicht weiß genug. Endlich fiel sie in einen Schlaf; ihre Bedienten kleideten sie nunmehro wieder aus und trugen sie ins Bette. Kaum aber erwachte sie hier, als es ihr sogleich einfiel, daß sie schon wieder gestorben sey; sie war daher wieder für ihre Ankleidung als Leiche besorgt. Dieser Zustand wechselte ohne Unterlaß ab, und als man es durch Arzneien so weit gebracht hatte, daß sie noch unter den Lebendigen zu seyn glaubte, so behauptete sie oft, daß sie in Nor-

wegen bei ihrer Tochter sey, ob gleich die Umstehenden sie vom Gegentheile zu überzeugen suchten.

Von dieser Meinung fest überzeugt machte sie Anstalt, um nach Koppenhagen zurück zu reisen, und so viele Mühe man sich auch gab, ihr diese Idee auszureden und sie zu belehren, daß sie schon daselbst sey, so war dies doch nicht möglich. Um sie nun von diesem Wahne zu heilen nahm man seine Zuflucht zu einer List. Man setzte sie in einen Wagen, fuhr mit ihr außerhalb der Stadt herum und brachte sie nach einiger Zeit wieder dahin zurück. Jetzt erkannte sie ihr Haus wieder und glaubte von der Reise aus Norwegen so eben in Kopenhagen einzutreffen. Sie konnte alle ihre Glieder bewegen, das Essen und Trinken schmeckte ihr und alle übrigen Lebensverrichtungen giengen ihren gehörigen Gang; nur konnte sie nicht schlafen, sobald sie nicht einen Abend um den andern Opium einnahm. Im ersten Jahre war 1 Gran hierzu hinlänglich; im zweiten 2, und im dritten 3 Gran nöthig, wenn sie schlafen sollte. Nunmehro bekam sie alle Vierteljahre den Einfall, daß sie gestorben, und wunderte sich nachher, daß sie wieder aufgelebt sey. Oft schmauste sie nach ihrer Meinung mit den Todten und richtete längst Verstorbenen in Gedanken Gastmähler an.

34.

Der unverbesserliche Dieb.

In B— lebte vor etwan 20 Jahren ein Mensch, der sich durch die sonderbarsten Charakterzüge auszeichnete. Er war damals einige 30 Jahr alt, klein und hager von Person; auch drückten sich auf seinem Gesichte die Folgen einer heimlichen Leidenschaft ab, deren Ausschweifungen schon so viel tausend junge Leute entweder früh ins Grab stürzten oder zu kraftlosen, trägen und unnützen Mitliedern der menschlichen Gesellschaft machten. Sein höchst mageres aus Haut und Knochen zusammengesetztes Gesicht seine tief liegenden matten Augen, seine bleichen Wangen, und seine ganze knöcherne Figur flößten Mitleiden gegen ihn ein, und das um so viel mehr, da ihm sein übertriebener Geiz nicht erlaubte von einem ansehnlichen Vermögen Gebrauch zu machen, wovon er sehr anständig und bequem leben konnte. Jener hohe Grad des Geldgeizes, womit ein unwiderstehlicher Hang zum Stehlen und Geldborgen verbunden war, machte den Hauptzug in dem Charakter dieses sonderban Menschen aus.

Ohnerachtet dieser Mensch von seinen Pflegeältern, die man ihm zur Aufsicht gegeben hatte und wegen der Unfähigkeit, seine Begierden zu

beherrschen und sich selbst zu leiten, geben mußte, täglich so viel Speise und Trank bekam, daß er gewiß nie hungern oder dursten durfte, so waren doch seine Taschen ein beständig angefülltes Magazin von Speisen, die er heimlich bei Tische einsteckte, und entweder vergrub, oder des Nachts weil er selten ruhig schlafen konnte, verzehrte. Man hat alle Mittel hervor gesucht, dieses Wegtragen seiner Speisen zu verhindern; man hat sogar seine Taschen geflissentlich zunähen lassen; aber nun steckte er das entwendete Fleisch in seine Beinkleider, oder in die Aermel seines Rocks, oder verbarg es gar unter seinen Haaren. Die lächerlichste Scene fiel zwischen ihm und seinem Haushunde vor. Er sahe diesen an den ihm vorgeworfenen Knochen nagen, begann mit ihm einen harten Kampf, und ruhete nicht eher, bis er dem Hunde seine Knochen geraubt und sie in seinen Vorrathswinkel getragen hatte.

Dieser Vorrathswinkel, welchen er immer wieder anfüllte, wenn er auch noch so oft ausgeleert und gereinigt wurde, erregte Abscheu und Eckel. Verschimmelte Brodrinden, Zucker, faule Knochen, stinkendes Fleisch, Speck, Wurst und Butter lagen da in größter Unordnung unter einander, und er war nie glücklicher, als wenn er bei diesem übelriechenden Winkel stundenlang verweilen konnte.

Seine Begierde Geld zu borgen, war eine Folge seines unersättlichen Geizes. Wenn ihm einer seiner Bekannten begegnete pflegte er ihn

gemeiniglich um eine Kleinigkeit an Gelde anzusprechen, und wußte nicht selten auf eine lustige Art die dringendsten Gründe anzugeben. Oft bat er auch ganz fremde Leute um Geld, und versprach es ihnen bey erster Gelegenheit wieder zuzustellen, was er aber nie gethan hat. Er kann diese Begierde, Geld zu fordern, schlechterdings nicht unterdrücken, wenn er auch positiv weiß, daß er nichts bekommt. Tausendmal hat er die Magd des Hauses schon um Geld gebeten; er weiß, daß sie ihm durchaus nichts geben darf, und doch ist gewöhnlich sein erstes Wort beim Aufstehen des Morgens eine an die Magd gerichtete Bitte ihm Geld zu leihen.

Einst war ich selbst ein Zeuge von dieser seiner unwillkührlichen Begierde zur Bettelei. Er kam, einem jungen Ehepaar, das mit ihm verwandt ist, zu gratuliren. Ich saß bei Tische ihm gegenüber, und hatte also die beste Gelegenheit ihn selbst zu beobachten und mit ihm zu sprechen; und nach dem zu urtheilen, was ich von ihm gesagt habe, sollte man ihn für völlig unklug halten, allein es fehlt ihm nicht an gesunden Verstande.

Ich fragte ihn gleich anfangs, da ich bemerkte, daß er sich mit mir in ein Gespräch einlassen wollte: womit er sich bei seiner geschäftslosen Lebensart die Zeit vertreibe? und er antwortete mir, mit Lektüre. Ich hörte bald zu meinem größten Erstaunen, daß er mit einer Menge der besten deutschen Schriften bekannt war;

noch mehr befremdete es mich aber, daß er sie ziemlich richtig beurtheilte, und dabei ein reines Deutsch sprach, ob er gleich nie studirt hat. Er nannte mir sogar französische und englische Schriftsteller, die er gelesen hätte und noch läse, worauf er mit mir, wahrscheinlich um zu zeigen, daß ich ihm Glauben beimessen könne, französisch zu sprechen anfieng.

Weil mir vornehmlich darum zu thun war, vielleicht von ihm selbst zu erfahren, wie in ihm nach und nach seine unmäßige Geldbegierde entstanden sey so lenkte ich unvermerkt mein Gespräch dahin, zumal da ich sahe, daß er einiges Zutrauen gegen mich gefaßt hatte, indem er mich zu seinem Hofmeister zu haben wünschte, und erhielt darauf aus seinem eigenen Munde folgendes sonderbare und freie Geständniß vor der ganzen Tischgesellschaft:

„Geiz und Geldbegierde, hub er an, sind mir gleichsam angeboren, und es ist mir durchaus nicht möglich, sie abzulegen. Ein innerer unwillkührlicher Instinct, wovon ich sehr gut weiß, daß er unrecht ist, treibt mich zum Stehlen an, und macht mich höchst unruhig, so lange ich den Gegenstand, zu dessen Besitz ich einige Hoffnung habe, noch nicht erlangen kann.“ Ich dachte still über dieses sonderbare Phänomen bei mir nach, als er sich auf einmal mit leiser Stimme zu mir wandte und mit sichtbarer Aengstlichkeit im Gesichte fragte: ob ich ihm wohl einige Groschen leihen wolle. Ich war schon vorher von der

Gesellschaft gewarnt worden, ihm, im Fall er mich um etwas bitten sollte durchaus nichts zu geben; daher ich ihm seine Bitte mit den Worten: daß er ein reicher Mann sey und von mir nichts bedürfe, geradezu abschlug. Dies setzte ihn aber nicht in die mindeste Verlegenheit; er schien mir sogar heiterer und ruhiger als vorher, zu seyn, und er betheuerte mir darauf: daß er nicht leicht mit jemanden ernstlich sprechen könne, ehe er nicht etwas Geld von ihm bekommen hätte, oder bis ihm sein Gesuch rund abgeschlagen worden wäre.

Was mir außerdem noch an diesen sonderbaren Menschen auffiel, war dieß, daß er mit unbeschreiblicher Ruhe und Gleichgültigkeit hundertlei Anekdoten von sich in der Gesellschaft erzählen hörte, und wenn sich der Erzähler in irgend einem Umstande zu irren schien, ihn hinterher sogleich zu korrigiren pflegte. — Wie er aber nach und nach einen so gewaltigen Hang zum Geize angenommen habe, konnte oder wollte er mir nicht sagen; sondern wies mein weiteres Nachforschen mit den Worten ab: Mein Vater bestimmte mich zum Kaufmann, und ein Kaufmann muß durchaus geizig seyn, wenn er durch die Welt kommen will!

Endlich war die Zeit gekommen, daß er von seinem Führer, den man ihn immer mitgeben muß, damit er nicht öffentlich vor den Thüren bettelt oder davon läuft, nach Hause gebracht werden sollte. Er schien die Gesellschaft

sehr ungern zu verlassen, zumal da ein schönes Mädchen nicht weit von ihm saß, hörte einigemal auf das Dringen seines Onkels nicht, der ihn gern nach Hause schicken wollte, und ließ sich immer wieder mit mir in neue Gespräche über die Litteratur ein. Endlich entschloß er sich zu gehen; aber in dem Augenblick überraschte ihn wieder seine Geldbegierde. Er fragte die Gesellschaft recht angelegentlich; ob einer darunter ihm vielleicht einige Groschen geben wolle? Alle schrien: nein. Darauf wandte er sich noch einmal an mich, sah mir ängstlich in die Augen und fragte: aucune esperance? Ich versicherte ihn aber gleichfalls, daß er nichts von mir bekommen würde. „Wohl! erwiederte er, nun bin ich ruhig. Verzeihen Sie mir aber meine Zudringlichkeit: wenn einmal mein Körper gesunder und fester werden sollte, so werde ich gewiß auch mehr Herr meiner Begierden seyn können.“ Er nahm darauf anständig Abschied, und empfahl sich, nachdem er vorher noch ein Stück Kuchen von einem Nebentische heimlich zu sich gesteckt hatte.

Eine große Menge Anekdoten von dem Geize dieses Unglücklichen und seiner Neigung zum Stehlen sind bei uns stadtkundig, und zeigen zum Theil unwidersprechlich, daß er sie nicht ablegen kann, weil seine Seele durchaus keine Gewalt mehr über eine angenommene Gewohnheit zu haben scheint. Neulich wurde ein Prediger bestellt, der ihm das heilige Abendmal reichen sollte, weil

er einiges Verlangen darnach bezeigt hatte. Der Prediger kam und gob sich alle erſinnliche Mühe, ihn seine Lieblingsneigungen in ihrer ganzen abscheulichen Gestalt vorzustellen. Der unglückliche Mensch fühlte sich auf einmal gerührt, gestand es seinem Beichtvater selbst ein, daß er sich durch seine Fehler bei allen Menschen verächtlich mache, und versprach mit reuigen Thränen in den Augen, sich gewiß zu bessern; — aber, kaum sollte man es glauben, wenn es mir nicht auf die glaubwürdigste Art erzählt worden wäre, in dem nämlichen Augenblicke entdeckte der Prediger die Hand des beichtenden Sünders in der Zuckerdose seines Wirths, die er, während daß der Prediger mit ihm sprach, heimlich plündern wollte.

Oft treibt der Geiz den armen Menschen so weit, daß er keine Lebensgefahr, keine Beschimpfung achtet, wenn er dadurch nur einige Pfennige gewinnen oder ersparen kann. Er hat einigemal bei ungestümen Wetter vor den Thoren der Stadt auf platter Erde ganze Nächte zugebracht, weil er das geringe Thorgeld nicht bezahlen wollte, welches die zu spät ankommenden, um eingelassen zu werden, erlegen müssen. Oft hat er für seine Diebereien Prügel bekommen, und er ist sonst überhaupt sehr strenge wegen derselben behandelt worden; allein alles dies hat seinen Hang zum Stehlen nur gleichsam vermehrt. Fast täglich stiehlt er seinen Pflegeältern noch Kleinigkeiten, als Messer, Gabeln, Bouteillen, u.

f. w. weg, und trägt sie wenn er entwischen kann, des Abends unter seinem Schlafrocke zum Verkauf aus; ja er sucht sogar die Kinder der Nachbarschaft zu bereden, daß sie ihre Aeltern heimlich bestehlen und die Beute mit ihm theilen sollen. Verschiedenemal ist er heimlich entlaufen, und man hat ihn in den Dörfern um die Stadt herum mit niedergeschlagenem Muthe und umgewandten Kleidern bettelnd gefunden. Ueberhaupt ist seine Begierde, zu entlaufen, oft sehr stark; er hat schon verschiedentlich die Fenster deswegen einaeschlagen, und Briefe auf die Gasse geworfen, welche an einen Bürgermeister der Stadt addressirt waren, der ihn aus seiner vermeintlichen Gefangenschaft befreien sollte.

Man müßte mit der Erziehungsgeschichte dieses unglücklichen Menschen, und mit allen moralischen und physischen Umständen, welche auf seine Bildung einen nähern oder entferntern Einfluß hatten, genau und von Anfang an bekannt seyn, wenn man die psychologischen Gründe seines sonderbaren Charakters vollkommen richtig angeben wollte. Ich habe nur einzelne Data darüber von seinen Anverwandten erfahren können, und ich will sie so umständlich, als es mir nöthig dünkt, meinen Lesern mittheilen.

Die Eltern dieses Unglücklichen waren Kaufleute in einer kleinen B—schen Stadt, und sehr gute Oekonomen, ob man ihnen gleich keinen übertriebenen Geiz Schuld geben konnte. Ihr Sohn wurde von ihnen von Kindheit an in allen sei-

nen Geschäften, vorzüglich in seiner Kleidung, zur größten Ordnung angehalten. Jedes mußte seine angewiesene Stelle haben, und er wurde ernstlich bestraft, wenn er darin eine Nachlässigkeit blicken ließ. Nicht weniger aufmerksam waren sie, ihn an eine strenge Sparsamkeit im Geldausgeben zu gewöhnen, und täglich wurde ihm die Lehre vorgepredigt: daß ein Kaufmann ohne eine genaue Oekonomie in der Welt nicht fortkommen könne. Der Knabe war hierin seinen Eltern so gehorsam, daß er schon in seinem zwölften Jahre der ordentlichste Junge von der Welt war.

Seine Garderobe war klein, aber täglich wurde sie mit größter Sorgfalt gesäubert, und es durfte kein Federchen auf seinem Kleide sitzen. Wer ihm daran etwas verdarb, war sein Todtfeind. Diese genaue ängstliche Ordnungsliebe, die ihn seine Eltern lehrten, und ihr eigenes Beispiel in Absicht des sparsamen Geldausgebens scheint mir eine von den gelegentlichen Ursachen seines nachher so stark gewordenen Geizes zu seyn: seine Neigung zur Bettelei aber soll, wie mir sein Onkel erzählte, vornehmlich durch folgenden Umstand in ihm rege geworden seyn:

Als er nach B— in die Lehre gethan worden war, pflegte er, so oft es seine Geschäfte erlaubten, in den fürstlichen Schloßgarten zu gehen, um den Hof an öffentlicher Tafel speisen zu sehen. Er wurde von dem Anblicke einer solchen Tafel, noch mehr aber von den aufsteigenden

Wohlgerüchen wie bezaubert, und er wünschte nichts mehr als einmal von dem Uebriggebliebenen etwas kosten zu dürfen. Sein Appetit war auch eines Tages so ausserordentlich stark darnach geworden, daß er es wagte, einen Bedienten der fürstlichen Tafel um etwas Fleisch anzusprechen, welches er auch erhielt. Diese Betteley setzte er nun immer fort, und war zufrieden, wenn ihm die Bedienten auch nur bloße Knochen hinwarfen. Was er nicht verzehren konnte, trug er nach Hause, und damals soll er zuerst sein Speisemagazin zu errichten angefangen haben.

Offenbar bemerkt man bei einiger Aufmerksamkeit an dem armen Menschen eine Lähmung und Schwäche der Seele, welche ungefähr in seinem vierzehnten Jahre angefangen haben soll, um welche Zeit er oft Schwindel bekam, und bei Tische oft halbe Stunden lang, ohne auf die ihm vorgelegten Fragen zu antworten, still saß. Man sieht es ihm an, daß ihm ein zusammenhängendes Denken nicht selten schwer wird, so gern er sich auch mit andern zu unterhalten pflegt, daß sich seine Begriffe confundiren, und sich unwillkührlich von einander trennen, welches wahrscheinlich alles Folgen seiner äußerst geschwächten und nervenlahmen Natur sind.

In dieser seiner geschwächten Natur liegt auch unstreitig der Grund, daß er seine Begierde zum Stehlen nicht beherrschen kann, und daß sein Herz so leicht jedem Vorsatze sich zu bessern aus-

weicht; — ob ich gleich nicht bestimmen kann, in wie fern seine durch heimliche Ausschweifungen erregte Seelenschwäche ihre Richtung gerade zu seinem Geldgeize genommen hat. Ein Tagebuch, welches man über den ganzen Gang seiner Empfindungen und Leidenschaften mit Aufmerksamkeit gehalten hätte, würde vieles aufgeklärt haben, welches mir an ihm noch unbegreiflich vorkommt. Die Aerzte setzen seine Krankheit zugleich mit in ein Austrocknen des Rückgradmarks; eine Krankheit, bei welcher ihre Kunst so oft Schiffbruch gelitten haben soll.

Der Hang dieses Menschen zum Stehlen und Geldborgen war auf keine Weise einzuschränken, ob man gleich alle Mittel dagegen versucht hat. Er hielt eine Menge Stockschläge aus, wenn man ihn damit wegen seines Bettelns bestrafte; und in dem nämlichen Augenblicke sprach er wieder einen Vorübergehenden um Geld an. Man versuchte endlich das strengste Mittel für ihn, — und er mußte für jedes Vergehen der Art eine Geldsumme erlegen. Er that dies jedesmal mit einem unaussprechlichen Kampfe, und gestand oft, daß kein Mensch eine Idee von der schmerzhaften Empfindung haben könne, die er alsdann in sich wahrnehme, wenn er, anstatt etwas zu erhalten, seinen heftigen Wunsch noch obendrein mit seinem eigenen Gelde bezahlen müßte, und doch war auch dieses für ihn äußerst gewaltsame Mittel nicht stark genug, seine Geldbegierde zu mäßigen. Er wurde von dieser

Begierde so sehr verfolgt, daß er oft Meilen weit gieng, um in fremden Oertern Geld und Brod einzubetteln. Peina (eine Stadt im Hildesheimischen) war für ihn vornehmlich ein wichtiger Ort, weil er von den vielen hier wohnenden Katholiken viele Gaben als ein herumstreichender Bettler erhielt. Um sich das Ansehen eines Bettlers zu geben, wandte er gemeiniglich seinen Rock um, so daß das Unterfutter oben lag, und schlug die Krempen seines Huths herunter. Er wußte die Fremden trefflich durch sein Wehklagen zu hintergehen, nannte sich gemeiniglich einen armen Kranken, der nichts verdienen könne, keine Anverwandten habe, und von den Advokaten um das Seinige gebracht worden sey. Sein blasses hageres Gesicht kam ihm hierbei vortreflich zu statten, und seine weinerliche Stimme flößte schon Mitleiden ein. Oft lief er Tage lang in den Häusern der Stadt umher, und bat sich von dem Gesinde die übriggebliebenen Knochen der Mahlzeit oder eine Tasse Kaffee aus, nahm jede Brodrinde mit vielem Danke an, warf aber auch das Erbettelte manchmal wieder weg, wenn er nur seine Begierde etwas zu erbetteln gestillt hatte.

Mit der Zeit wurde der arme Mensch merklich kränker, als er bisher gewesen war, sein Körper war nach und nach ganz zusammengeschrumpft. Es hatte ihm schon seit einiger Zeit Mühe gemacht zu Fuße zu gehen; und er merkte bald selbst, daß er nicht lange mehr würde leben

können. Er sprach ganz ruhig von seinem bevorstehenden Tode, und gab noch eine besondere Probe von Gewissenhaftigkeit und Gedächtnißstärke von sich, die man bei seinem zerrütteten Nervensystem kaum vermuthen konnte. Es fiel ihm nämlich in seiner Krankheit ein, daß er noch vielen Menschen etwas schuldig sey, was er ihnen vor mehrern Jahren abgeborgt habe. Er nannte gegen funfzig Personen, verschiedene nach ihrem Namen und Stande, von welchen er vor vielen Jahren Kleinigkeitdn an Gelde zu 1 bis 16 Gr., auch wohl nur wenige Pfennige und andere Sachen geborgt hatte, und befahl, daß diesen Leuten alles bei Heller und Pfennig wieder erstattet werden möchte, weil er sonst nicht ruhig sterben könne. Einen großen Theil seines Vermögens vermachte er an die Armen und erwartete nun ruhig seinen Tod.

Eines Tages lag er ganz sprachlos und entkräftet auf seinem Krankenlager, als ein Bekannter in die Stube trat und sich nach seinem Befinden erkundigte. Auf einmal schien wieder einiges Leben in den ausgemergelten Körper des Kranken zu kommen, und man bemerkte, daß er einigemal seine kraftlose Hand auszustrecken suchte, die aber vor Mattigkeit sogleich wieder aufs Bette zurück sank. Man verstand sogleich, was der Kranke von dem Angekommenen verlange: er wollte nämlich noch zuletzt etwas Geld haben; man fragte ihn daher, ob er sein Verlangen nicht mit Worten ausdrücken könne? Nun

strengte der arme Mensch noch einmal alle seine Kräfte an, öffnete mühsam seinen Mund, und langsam lallte er noch die Worte: „Leihen Sie mir einen Groschen!“

So unwiderstehlich war sein Hang zum Gelde, daß derselbe auch durch die Macht der Krankheit und durch die Annäherung des Todes nicht unterdrückt werden konnte. Endlich starb er wirklich im Januar an der Krankheit der Rückgradsdürre, die unheilbar gewesen war.

Ich will nun noch einige Umstände in meiner Erzählung über diesen sonderbaren Menschen nachholen, die es noch mehr aufschließen, wie jener unwiderstehliche Hang zum Stehlen und Geldborgen und überhaupt zum Betrügen in ihm nach und nach entstanden seyn mag.

Er hatte anfangs studiren sollen, und wahrscheinlich wäre ein vortrefflicher Kopf aus ihm geworden, wenn seine Aeltern ihn nicht auf einmal für einen andern Stand bestimmt hätten, und sein Körper nicht durch heimliche Ausschweifungen, die er im höchsten Uebermaaße und fast täglich bei aller gebrauchten Vorsicht ausübte, zu sehr geschwächt worden wäre. Er wurde also zum Kaufmann bestimmt, und fand bald an diesem Stande Behagen. Nicht lange vor seinem Tode gestand er noch, daß er eigentlich in diesem Stande sich das Betrügen angewöhnt habe, woraus hernach seine Begierde Geld einzusammeln und zu stehlen, entstanden sey. Er erzählte noch mit einer Art innigen Wohlgefallens eine Menge

von Kunstgriffen, welche die Materialienhändler gebrauchten, um theils ihre Waaren zu empfehlen, theils auch weniger zu geben, als sie fürs Geld geben müßten. Er hatte frühzeitig ein Vergnügen daran gefunden, wie jene, allerley Sachen unter das Gewürz, unter Rosinen und Mandeln zu mischen, um ihnen desto größeres Gewicht auf der Wage zu geben. Eben so hatte er auch bald das Anfeuchten gewisser Waaren, um sie desto schwerer zu machen, gelernt, und war in dem schnellen Abwägen derselben, um den Käufer zu hintergehen, ein trefflicher Meister geworden. Dazu war nun noch der Wunsch gekommen, immer recht viel Geld in den Kaufmannstisch einstecken zu können, und mit diesem Wunsche war nach und nach ein anderer in ihm rege geworden; für sich selbst einsammeln zu können. Weil er im Laden mehr kleine als große Münze einzustreichen bekam, so war seine Phantasie auch vornehmlich an jener hängen geblieben, und er forderte jemanden selten mehr als einen Groschen ab, handelte bei seinem Borgen auch wohl bis auf einige Pfennige herunter. Dieses Abdingen und Handeln hatte er wiederum in dem Kaufmannsladen gelernt, — und so war eigentlich dieser, wobei aber die schon erzählten Umstände mit dazu genommen werden müssen, — die Schuld seines Geizes geworden, den er hernach nie wieder ablegen konnte. Von dem Talente seines Kopfs habe ich schon oben gesprochen. Er hatte eine leichte Gabe, wenn er wollte, witzig

zu seyn, und besaß eine nicht gemeine Galanterie gegen das andere Geschlecht, dem er sehr oft feine Schmeicheleien zu sagen wußte. Er las sehr fleißig in englischen und französischen Büchern, und hatte die erstere Sprache in einer Zeit von 4 Wochen durch Hülfe eines Lexikons allein gelernt. Die Bücher, die er las, suchte er übrigens zusammen zu borgen, wo er sie finden und bekommen konnte.

35.

Nachricht von einem Menschen, bei dem sich weder die Ober- noch die Vorderarme, weder die Schenkel noch die Füße entwickelt hatten.

Markus Catozzo, genannt der Zwerg, war zu Venedig gebohren. Seine Aeltern waren sehr starke und große Leute und er hatte mehrere Brüder, die alle von großer Statur und gut gebildet waren. An seinem Rumpfe bemerkte man nichts Unförmliches, derselbe schien einem Menschen von 5 Fuß und 6 Zoll anzugehören. Außer der Nichtentwickelung seiner Gliedmaßen und dem Mangel des Hodensackes sah man an seinem Aeussern nichts Merkwürdiges. Seine Brustglieder

bestanden in einer sehr hervorspringenden Schulter und in einer gut gebildeten Hand; die Theile des Unterleibes waren ein plattes Gefäß, an welchem sich ein schlecht entwickelter Fuß befand, der sonst in allen seinen Theilen vollständig war.

Dieser Mensch zeichnete sich besonders durch seine Geschicklichkeit aus. Den größten Theil seines Lebens hatte er auf Reisen durch beinahe alle Länder Europens zugebracht, wo er sich öffentlich sehen ließ und eine Menge Neugieriger herbei zog. Man staunte nicht allein über seine sonderbare Bildung, sondern man war noch mehr über die erstaunliche Stärke seiner Kinnbacken verwundert; besonders erregte die Geschicklichkeit Verwunderung, mit der er Waffen, Stöcke u. s. w. über dem Kopfe in die Höhe warf und wieder auffieng, seine Stutze waren in beständiger Bewegung, und mit der einen Hand warf er etwas in die Höhe, mit der andern fieng er es mit großer Behendigkeit wieder auf.

Da er mit seinen Fingerspitzen kaum bis zum Munde reichen konnte, so würde es ihm viele Mühe gekostet haben, sich allein und ohne Beistand zu ernähren, wenn seine Kinnbacken nicht so sonderbar eingerichtet gewesen wären. Diese konnte er auf eine außerordentliche Weise ausdehnen und niederlassen und auf diese Art der Speis, die er essen wollte, entgegen kommen und sie auffangen.

Ob sich schon Carozzo ziemlich gut auf den Beinen erhalten und gehen konnte, so wür-

de es für ihn doch sehr beschwerlich gewesen seyn, etwas, das unter seinen Füßen oder auch in einiger Entfernung davon lag, aufzuheben, wenn er diese nicht so zu sagen verlängert hätte; er hatte sich nämlich ein sehr einfaches Instrument erfunden, das er als Handhabe brauchte. Wollte er z. B. etwas, das sich in einiger Entfernung von seiner Hand befand, aufheben, seine Hosen zuknöpfen, seinen metallenen Trinkbecher nehmen und aufheben, seine Kleider anziehen u. s. w., so griff er mit der einen Hand nach seinem Stocke, den er stets bei sich führte, drückte ihn zwischen die Finger, so daß das Ende des Stockes, an dem sich ein Hacken befand, nach der freien Hand hinkam. Auf diese Art fuhr er mit dem Hacken nach dem Gegenstande, den er haben wollte, zog ihn an sich, drehte ihn hin und her, ohne den Stock in der Hand zu verändern. Durch die Gewohnheit hatte er eine solche Geschicklichkeit in dem Gebrauche dieses Instrumentes erlangt, daß man ihn mehr als einmal ein Stück Geld von der Erde oder von einem Tische hat aufheben sehen, wenn man es verlangte.

Das Sonderbarste aber war, daß dieser so ungestalte Mensch mehrere Frauenzimmer in sich verliebt gemacht hat, worauf er nicht wenig stolz war. Er war daher wegen venerischer Krankheiten zweimal im Hospitale gewesen.

In seiner Jugend reiste Catozzo zu Pferde. Man hatte ihm dazu einen besondern Sat-

tel gemacht, und wenn er ausritt, so hielt er den Zügel in der Hand, rührte die Trommel, exerzirte mit der Flinte, schrieb, zog seine Uhr auf, schnitt sich Brod u. s. w. Er war von einem sehr robusten Körperbaue. Er war stets heiter und fröhlich und erzählte gern von seinen Abentheuern und Reisen; er sprach sehr gut englisch, teutsch, französisch und italienisch und schrieb auch diese Sprachen. Er liebte eine gute Mahlzeit, Wein und starke Liquöre, an die er sich gewöhnt hatte. Er war sehr eingebildet; besaß sehr viele Eigenliebe und einen sehr lächerlichen Stolz. Wenn er z. B. die Erlaubniß auszugehen erhielt, so ließ er sich von einem Menschen, den er sein Pferd nannte und dem er einige Sous gab, in einem kleinen Wagen ziehen; niemals aber durfte dieser Mensch, den er als seinen Bedienten ansah, mit ihm essen.

Seine untern Gliedmaßen bestanden, wie schon oben erwähnt worden ist, bloß in den Beinen; nnd doch konnte er darauf gehen und seinen Körper in einer senkrechten Richtung tragen. Mehr als einmal hat man ihn im Hofe des Hospitals zu Fuße herumspatzieren und sogar fast eine Viertelmeile weit gehen sehen. Wenn er ausruhen wollte, so sperrete er seine Beine etwas auseinander, das heißt, er setzte die Spitze ein wenig nach außen zu, stützte sich vorwärts auf seinen Stock und hinterwärts auf seine Hüfterhabenheiten und so blieb er ganze Stunden lang

stehen, und unterhielt sich mit den Neugierigen, die das Hospital besuchten.

Er starb zu Paris, den 30 December 1802. an einer Entzündung des Unterleibes im 62 Jahr seines Lebens.

36.

Der Spritzfisch.

Die kleinen Spritzfische in Ostindien nähren sich von Insekten und wissen dieselben nicht bloß im Wasser zu erhaschen, sondern auch, wenn sie sich noch außer demselben befinden. Sie schwimmen in der Nähe der Küsten herum, und so bald sie ein Insekt auf einer Pflanze bemerken, spritzen sie sogleich und zwar so lang Wasser auf dasselbe, bis es in das Meer fällt und ihnen zur Beute wird. Oft macht man sich in Ostindien das Vergnügen, sie bei diesem Geschäfte zu beobachten. Man thut etliche davon in einem Eimer mit Wasser, auf dessen Rande man eine Fliege mit einer Nadel befestigt. Sogleich schliessen sie einen Kreis um die arme Gefangene und spritzen auf sie mit lebhaftem Wetteifer los.

37.

List des Fuchses.

Der Fuchs weiß der Gefahr nicht allein auf eine schlaue Art auszuweichen, sondern ihr auch muthig entgegen zu gehen, sobald er zur Gegenwehr gezwungen wird. Wenn er sich den ihn verfolgenden Hunden nicht mehr entziehen kann, so beißt er grimmig um sich oder sucht sie auch außer Stand zu setzen, daß sie ihren Kampf weiter fortsetzen können. Er läßt deshalb seinen Urin auf seinen buschigen Schwanz laufen, wälzt diesen alsdann im Sande herum und schlägt seine Feinde so derb und unaufhörlich in die Augen, daß sie ganz geblendet werden und vor Schmerz im Gesichte den Kampf aufgeben müssen.

Oft wird er von einer großen Menge Flöhe geplagt, und wenn er diese los seyn will, so soll er sich folgender List bedienen: da die Flöhe die Näße nicht vertragen können, so nimmt er ein Büschel Heu in den Mund und geht an ein Wasser. Hier taucht er zuerst seinen Schwanz hinein und rückt dann sehr langsam und immer nach und nach mit seinem ganzen Körper nach, bis zuletzt auch die Spitze seiner Schnautze naß ist. Die Flöhe ziehen sich von den nassen Stellen in die trocknen, bis sie endlich nicht weiter fortkönnen und in das Heubündel kriechen. Sind

sie in diesem alle beysammen, so wirft er es ins Wasser und läuft schnell heraus.

38.

Anzeichen und Geistererscheinungen.

Die dunkeln, verworrenen und unbestimmten Gefühle, die auf ungebildete Menschen einen so großen Einfluß äußern, sind oft Ursache, daß man dasjenige, was nachher geschieht, geahndet zu haben glaubt, und die Spiele der Einbildungskraft sind manchmal so lebhaft, daß man dasjenige, was man sich denkt und an dem man mit Liebe hängt oder auf das man aufmerksam hinsieht, außer sich zu sehen glaubt, ob es gleich bloß eine Vorstellung, ein Gedanke, ein Bild in uns ist. Wir verwirklichen das, was wir bloß denken, und geschieht nachmals etwas, was mit diesem Aehnlichkeit hat, so muß dies durch ein Anzeichen zu verstehen gegeben worden seyn, oder wir glauben die Erscheinung eines Geistes wahrgenommen zu haben.

Der Rektor Gottfried Vockerodt in Gotha, der den 10 Oktober 1727 starb hinterließ einen Sohn; dieser studirte in Halle und seine Mutter und Schwester wohnten in Gotha. Einstmals, als die beiden Letztern in ihrer Stu-

he sitzen nnd sich mit weiblichen Arbeiten beschäftigen, hören sie, daß jemand mit starken Tritten die Treppe herauf kommt. Die Mutter geht hinaus, um zu sehen, wer da kommt: allein man denke, sich ihr Erstaunen, als sie ihren Sohn, der in Halle war, vor sich hineintreten sieht und zwar mit einer Wunde in der Bauft, aus der das Blut häufig herausströmt. Als sie etwas wieder zu sich gekommen ist, will sie ihn wieder anreden, allein er sinkt vor ihr nieder und verschwindet. Den darauf folgenden Tag erhielt sie einen Boten, der ihr die Nachricht brachte, daß ihr Sohn gerade zur selben Stunde, da er ihr erschienen, auf der Saalbrücke erstochen worden sey.

Ein Jüngling erblickte einstmals die Frau seines Lehrers, die er kurz vorher mit dem Tode ringend verlassen hatte, auf der Straße. Es dauerte nicht lange, so erhielt er die Nachricht, daß sie gestorben sey, und auf seine Frage, um welche Zeit? gab man ihm eine Stunde an, welche gerade die nämliche war, wo er sie auf der Straße erblickt hatte.

Ein Frauenzimmer, das sonst alle Geistererscheinung als unmöglich und lächerlich verworfen hatte, sah ihren tödtlich kranken Vetter früh bei hellem Tage in ihre Stube eintreten und auf sie zueilen. Bei seinem Anblicke schreiet sie: Ach der Vetter! Sogleich kehrt er wieder um und geht zur Stube hinaus. Sie ruft ihre Schwester und erfährt von ihr, daß man eben jetzt

jetzt den in der vergangenen Nacht verstorbenen Vetter auf das Bret gelegt und die Treppe hinunter getragen habe.

Giebt es nun Geistererscheinungen? Nein! denn dasjenige, was dem Menschen erscheinen soll, muß entweder ausgedehnt und also ein Körper oder eine Veränderung in der Zeit seyn, welche beide Arten von Daseyn dem Begriffe eines Geistes widersprechen. Nur was sich im Raume oder in der Zeit darstellen läßt, kann dem Menschen erscheinen. Ob es Anzeichen geben könne? läßt sich auch leicht beantwortrn. Was dem Menschen erscheinen und was er also wahrnehmen soll, das muß seine Sinne berühren und also Eindruck auf diese machen. Das Entfernte und nicht Wahrnehmbare liegt außer den Gränzen der Eescheinbarkeit für jemand, und es kann daher eben so wenig für ihn Daseyn haben, als es sich von ihm wahrnehmen läßt.

39.

Der unverbrennbare Spanier.

Die ersten Nachrichten, die sich durch die Zeitungen über diesen Spanier, der zu Toledo geboren ist, verbreiteten, waren weit fabelhafter, als sich nunmehr durch die Berichterstatter des Pariser Nationalinstituts, Pinel und Huzard, ausgewiesen hat. Diese erhielten zu Anfange des Juli 1803 den Auftrag, den Versuchen, die man mit dem Spanier anstellen wollte, beizuwohnen, und legten auch dann den 11 Juli folgenden Bericht ab.

Dieser Spanier, der etwan 23 Jahr alt ist, verräth in seinem Aeußern nichts besonders, ausser daß seine Pupille ungewöhnlich erweitert erscheint, und daß er die Narbe von einem Stiche zwischen der dritten und vierten Ribbe an sich trägt, die aber seiner Gesundheit nicht nachtheilig zu seyn scheint. Seine Fußsohle sah schwarz aus: dies rührte von einem Versuche mit heißem Oehle her. Seine Zunge war mit einem weißen Schleime belegt, wie es bei einem schwachen Magen zu seyn pflegt. Als man die Versuche mit ihm anstellte, so schlug der Puls anfänglich 80mal in einer Minute. Man erhitzte hier ein Pfund Oel bis zum 85 ° Reaumur. Er tauchte seine Fußsohle hinein oder vielmehr er berührte bloß die

Oberfläche des Oeles und bewegte den Fuß hin und her, ohne sich im geringsten die Haut zu verbrennen oder irgend ein Zeichen von Schmerzen zu äußern. Auf eben diese Art tauchte er schnell seine Hand ins kochende Oel und rieb sich mit diesem heißen Oele zuletzt das Gesicht. Das Oel hatte in diesem Augenbicke die Hitze von 75° Reaumur. Das Thermometer, das man in demselben Augenblicke in seiner Hand hielt, zeigte 33° Reaumur.

Hierauf erhitzte man eine eiserne Stange Kirschroth und legte ihm dieselbe zu seinen Füßen. Auch über diese fuhr er mit der Fußsohle hin und her, so daß es rauchte und das Oehl an einigen Stellen zu brennen anfing. Vorher hatte er die kleinen Scorien, die am glühenden Eisen hiengen, zwar weggewischt, allein er glaubte dennoch, daß einige hängen geblieben wären, und dieses verursachte einige Versengung.

Alsdann erhitzte man einen eisernen Spatel auf auf der einen Seite rothglühend und er bestrich mit dieser leise seine Zunge, ohne sich zu versengen oder eine Entzündung zu bewirken. Indessen bemerkte man doch, daß der Schleim nachher die Zunge nicht mehr bedeckte, und daß selbst zwei Stellen ein wenig bluteten, welches einer Rauhigkeit des Eisens zugeschrieben wurde. Man wollte versuchen, ob der Geschmack vernichtet sey, und gab ihm etwas Salpeter, Schwefelsäure und eine alcalische Auflösung zu kosten, welches er alles unterschied.

Endlich nahm er ein brennendes Licht und fuhr damit langsam unter dem Arme und an den Schenkeln hin, ohne sich zu verbrennen. Seine Haut ist weich und nicht callös, und ob gleich sein Puls nach dem Versuche etwas schneller schlug, so war er doch im Ganzen wenig beunruhiget und verrieth weder Furcht noch Schmerz.

40.

Eine böse That läßt sich nicht leicht verbergen.

Was ist das in dem Menschen, das in über alles sein Thun und Lassen zur Verantwortung zieht, das ihn bald unendlich glücklich macht, bald mit Höllenqualen foltert, je nachdem er gehandelt hat und dessen Stimme sich wohl auf einen Augenblick betäuben, aber nicht vernichten läßt? Man nennt es Gewissen, und dies ist der Genius der Menschheit, der das arme Geschlecht der Sterblichen gegen die Vernichtung schützt. Der verruchteste Bösewicht hat ihn zu fürchten: denn wenn er nur einen Augenblick Ruhe genießt, so mahnt ihn diese Donnerstimme und rechtet mit ihm, quält und martert ihn, und nicht leicht geht ein Verbrecher aus dieser Welt

hinaus, der nicht endlich durch sein Gewissen verrathen würde. Es läßt ihm Tag und Nacht keine Ruhe, zehrt wie ein Geier an seinem Leben und macht ihn endlich seines Daseyns überdrüssig. Er gesteht ein, was er verbrochen hat, und wenn ihn auch nicht allemal die öffentliche Strafe erreicht, so ist doch sein Andenken in der Erinnerung der Zurückbleibenden gebrandmarkt. Viele können nicht sterben, ehe sie nicht das entdeckt haben, was sie Widerrechtliches begangen haben: andere bringt die stete innere Unruhe um den Verstand und so bewährt der Genius der Menschheit — das Gewissen — seine furchtbar erhabne Gewalt.

Ein Dragonerregiment, das der König von Preußen, Friedrich I. dem römischen Kaiser in einem der brabantischen Feldzüge zu Hülfe schickte, erhielt eines Tages Befehl, sogleich aufzubrechen und die Franzosen aus einem benachbarten Dorfe zu vertreiben. Der Marsch wurde angetreten, allein man traf sie daselbst nicht mehr an; man folgte ihnen daher von Dorfe zu Dorfe nach, ohne sie jedoch zu erreichen. Da die Dragoner lange nichts gegessen hatten, so quälte sie endlich ein gewaltiger Hunger: man suchte nach Lebensmitteln; allein man fand nichts. Alle Landleute hatten ihre Wohnungen verlassen, und diese hatte der Feind vollends ausgeplündert. Ein Dragoner tritt durch Hunger halb wüthend gemacht in eine Stube, nachdem er schon vorher alle Häuser durchsucht hatte, und findet nichts als ein kleines Kind, das in einer Wiege schläft. Mit

wilder Grausamkeit stößt er dem Säuglinge seinen Degen durch den Leib, hebt ihn hoch in die Höhe und betrachtet mit grausamen Wohlbehagen die Quaal und den Todeskampf des unschuldigen Geschöpfes.

Nach dem Kriege erhielt dieser Mensch seinen Abschied und wurde in einer kleinen Stadt Bürger. Hier führte er ein ordentliches und sittsames Leben; immer aber bemerkte man an ihm eine stille Schwermuth, die er zwar zu verbergen suchte, die aber immer mehr zunahm und immer sichtbarer wurde. Endlich, dreißig Jahre nach seiner schrecklichen That, während welcher langen Zeit sein Gewissen nicht aufgehört hatte ihn zu beunruhigen und mit den fürchterlichsten Erwartungen der Zukunft zu quälen, wurden die Vorstellungen seiner That bei ihm so lebhaft, daß er sich einbildete, den Teufel vor sich zu sehen, der ihm mit gräßlichen Geberden und schrecklichen Drohungen das ermordete Kind auf den Säbel gespießt, bluttriefend die Glieder verzerrend und mit dem Tode kämpfend, vorhielt. In diesem Zustande, konnte er seine That nicht länger verbergen; er entdeckte sie einem Freunde und starb nach einigen Monaten in der größten Verzweiflung, ohne die Erscheinung des Kindes von sich entfernen zu können.

41.

Die Geldscheue.

Es gibt Menschen, die weder Milch noch Butter noch Käse zu essen im Stande sind, und man hat gesehen, daß gesunde Personen weder den Geruch noch den Geschmack von Erdbeeren vertragen konnten und von dem Genuße derselben in der unbedeutendsten Quantität gefährliche Zufälle bekamen. Auch führt man das Beispiel von einem Manne an, der vom jedesmaligen Genusse einiger Tropfen Weins beim Abendmal krank wurde, wenn er sie nicht unverzüglich mit einer ganzen Kanne Wasser verdünnte. Allein die Geldscheue, die eines Pachters Sohn bei Clare in Suffolk befallen hatte, ist noch ungewöhnlicher als die bisher angeführten Erscheinungen. Dieser junge Mensch hieß John Poole und verrieth schon von seiner frühesten Jugend an eine sehr heftige Antipathie gegen alles Geld, das er weder sehen noch berühren konnte. Sein Vater gab sich alle Mühe, dieses Uebel auszurotten; er bot ihm Geld an und erwähnte dabey aller der Dinge, die er sich dadurch verschaffen könnte und die der junge Mensch sehr liebte, allein alle seine Mühe war umsonst, er nahm das Geld nicht an. Endlich glaubte man, daß dieser Widerwille etwan Blödigkeit oder Ziererei

sei, und daß er bloß offen angebotenes Geld nicht sehen könne. Man steckte ihm daher etwas Kupfermünze, ohne daß er es gewahr wurde, in die Tasche; als er aber die Hand von ungefähr hinein brachte und das Geld fühlte, zog er sie mit Grausen zurück und fiel in heftige Convulsionen, die über eine Stunde dauerten. Hierauf machte man einen Versuch mit Silbergelde; allein es wurde viel ärger, die Zuckungen wurden heftiger und man fürchtete er würde sterben. So stand es mit diesem jungen Menschen gegen das Ende des Jahres 1787.

42.

Prinz Heinrich Julius von Bourbon.

Dieser Prinz war den Anfällen einer fixen Idee unterworfen: er bildete sich zuweilen ein, daß er in einen Hund verwandelt sey und bellte dann aus allen Kräften. Diese Geisteskrankheit überfiel ihn einstmals im Zimmer des Königs Ludwigs XIV. Die Gegenwart des Monarchen imponirte seiner Narrheit, ohne sie jedoch zu unterdrücken. Der Kranke begab sich daher nach einem Fenster, steckte seinen Kopf hinaus, däm-

pfte seine Stimme, so sehr er konnte und machte alle Verzerrungen des Bellens.

43.

Ein Steinregen zu Laigle in Frankreich.

Als ich am 26. Juli 1803. von Paris abreiste, schreibt der B. Biot an den Minister des Innern, gieng ich nicht geraden Weges nach Laigle; denn wenn die Explosion so stark gewesen war, als man erzählte, so mußte man sie auch in einer großen Entfernung gehört haben. Auf meinem Wege 15 Stunden weit gegen Westsüdwesten. von Laigle vernahm ich, daß man eine feurige Kugel gegen Norden fliegen gesehen habe, und daß auf diese Erscheinung ein sehr starker Knall erfolgt sey. Dies alles hatte sich den 1 Mai 1803 um 1 Uhr Nachmittags zugetragen. Aus der Richtung des Laufes der Feuerkugel, aus dem Tage und der Stunde schloß ich, daß hier der Anfang der Lufterscheinung sey.

Zu Alençon hatte man, vermuthlich weil in großen Städten gewöhnlich immer ein großer Lärm ist, nichts gehört; ich nahm daher meinen

Weg nach Laigle und da hörte ich überall auf meiner Durchreise durch die Flecken und Dörfer die Landleute davon reden. Alle hatten die Erscheinung an dem oben benannten Tage und zur nämlichen Stunde gesehen und vernommen.

Dieses Meteor zersprang nicht zu Laigle selbst, sondern eine halbe Stunde davon; ich sah die erschrecklichen Spuren von dieser Erscheinung: ich durchlief die ganze Gegend, in der es sich ausgebreitet hatte, ich sammelte und verglich die Erzählungen der Einwohner. Endlich fand ich auch die Steine selbst auf dem bestimmten Platze, die solche physische Merkmale zeigten, daß man keinen Augenblick an der Wahrheit ihres Herabfallens zweifeln konnte. Unter den Produkten in den Schlacken der von mir besuchten Schmelzhütten, Hammerwerke und Bergwerke dieser Gegend fand ich nichts, das die geringste Aehnlichkeit mit diesen Substanzen gehabt hätte. Auch sieht man keine Spur von einem Vulkane in dieser Gegend.

Solche Steine findet man erst seit der Erscheinung des Meteors auf der Erde und in den Händen der Einwohner, die sie besser als irgend einen andern Stein kennen. Auch trifft man sie bloß in einem gewissen Bezirke auf Erdlagen an, die ganz und gar nichts von den Stein bildenden Substanzen enthalten.

Die größten von diesen Steinen riechen, wenn man sie zerbricht, inwendig noch sehr stark nach Schwefel. Auf ihrer Oberfläche hat sich der Geruch völlig verlohren und die kleinsten verbreiten auch keinen merklichen Geruch mehr. Vielleicht verliert er sich mit der Zeit auch bei den größern.

Zwanzig Ortschaften, die in einem Umfange von mehr als zwei französischen Quadratmeilen zerstreuet liegen und wovon beinahe alle Einwohner Augenzeugen gewesen sind, bezeugen, daß durch dies Meteor ein fürchterlicher Steinregen herabgestürzt sey. Man zeigt noch die Spuren und die Trümmer, die durch das Herabfallen dieser Steinmassen verursacht worden sind. Man erzählt, daß man sie auf den Dächern wie Hagel herabfallen, Aeste von den Bäumen abschlagen und auf den gepflasterten Gassen bei ihrem Auffallen wieder in die Höhe springen gesehen habe. Man sagt, daß man die Erde um die größten Steinstücken herum rauchen gesehen und daß man noch brennende in den Händen gehabt habe.

Der Himmel war an dem Tage und in der Stunde Nachmittags, da die Steine herabfielen, hell; die feurige Kugel, die einen sehr hellen Glanz von sich warf und sich sehr schnell in der Luft bewegte, sah man bei Caen, Pont Audemer und in den Gegenden von Alencon, Falaise und Vernevil.

Einige Augenblicke nachher hörte man zu Laigle und in der Gegend dieser Stadt in einem Umpfange von mehr als dreißig Stunden einen heftigen Knall, der 5 bis 6 Minuten lang dauerte. Eigentlich waren es 3 bis 4 Knalle, die Knanonenschüssen glichen, auf welche gleichsam eine Art von Feuern mit kleinem Gewehre folgte. Hierauf hörte man ein fürchterliches Getöse, gleich als wenn viele Tambours einen Wirbel schlügen. Die Luft war ruhig und der Himmel bis auf einige Wolken, dergleichen man oft sieht, heiter.

Dieses Getöse kam aus einer kleinen Wolke, die die Form eines rechten Winkels hatte, dessen größte Seite gegen Ost-West stand. So lange das Phänomen dauerte, schien sie unbeweglich zu seyn. Nur die Dünste, aus denen sie bestand, dehnten sich durch die Stärke der auf einander folgenden Explosionen nach verschiedenen Seiten aus. Diese Wolke war etwan eine halbe Stunde gegen Nordnordost von Laigle entfernt: sie stand sehr hoch in der Luft. In dem ganzen Bezirke, über dem diese Wolke schwebte, hörte man ein Gezisch, wie von geschleuderten Steinen und zugleich sah man eine Menge mineralischer Massen herabfallen, die denen glichen, die man die meteorischen Steine genannt hat.

Die Strecke, in der diese Steine herabfielen, bildet eine elliptische Fläche von ungefähr 2 ½ Stunde in der Länge und 1 Stunde in der Breite, deren größte Ausdehnung bei einer Abwei-

chung von 22 Graden von Südosten nach Nordwesten sich hinzieht. Diese Richtung, der das Meteor folgen mußte, ist die nämliche, die der magnetische Meridian hat, welches in der That ein merkwürdiger Umstand ist.

Die größten Steine fielen an dem südöstlichen Ende der größten Achse der Ellipse, die mittlern in deren Mitte und die kleinsten an ihrem andern Ende. Daher scheint es, daß die größten zuerst herabgefallen sind, welches auch sehr natürlich ist.

Der größte von allen herabgefallenen Steinen wiegt $17\frac{1}{2}$ Pfund; der kleinste, den ich sah, wog 2 Gran: dies ist der tausendste Theil von dem vorhergehenden. Die Zahl aller herabgefallenen Steine beläuft sich sicher auf zwei bis drei tausend. Bei dieser Erzählung habe ich mich bloß allein auf eine einfache Darstellung der Thatsachen beschränkt und überlasse die Folgerungen geschickten Naturforschern.

(Brief an den Minister des Innern von dem Bürger Biot.)

44.

Helena Mettaranga.

Auf der Insel Zante sah die zwanzigjährige Helena Mettaranga in wenig Tagen einen jungen Menschen aus ihrem Dorfe sterben, den sie innig liebte. Sie hatte ihn zu heirathen gewünscht, allein die Eltern hatten sie aus Eigennutz einem Andern zur Frau gegeben. Die Nacht nach dem Begräbnißtage sah Helena das Bild ihres Geliebten vor ihrem Bette aufrecht und stillschweigend da stehen. Er erschien ihr die zweite und dritte Nacht hintereinander. Anfänglich bildete sie sich ein, seine Seele schmachte im Fegefeuer und verlange von ihr einigen Beistand. Sie ließ daher für sie zwei Messen lesen, theilte Geld und Brod unter die Armen aus und schickte einen schönen fetten Hammel ins Kloster Panagia. Demohngeachtet fuhr das Gespenst sich regelmäßig zu zeigen fort: anstatt aber, wie bisher sich um Mitternacht einzustellen, erschien es ihr nunmehro, so bald sie einzuschlafen begann. Um sich nun davon zu befreien, gab ihr der Aberglaube folgendes Mittel an die Hand: Einstmals in der Nacht, als sich ihr Ehemann im nächsten Dorfe befand, stand sie auf, nahm einen Hammer und Nagel, gieng

barfuß auf den Todtenacker, scharrete den Leichnam ihres Geliebten aus, umarmte ihn trotz des schrecklichen Fäulniß-Gestankes mehrmals, benetzte ihn mit ihren Thränen und nagelte hierauf die Hände und Füße mit 4 großen Nägeln fest an, und als sie ihn auf diese Art festgemacht hatte, kehrte sie nach Hause zurück und schlief den übrigen Theil der Nacht ruhig. Seit der Zeit hat das Gespenst seine Besuche gänzlich eingestellt. Indessen gerieth das Frauenzimmer darüber in Lebensgefahr. Sie vertrauete das, was sie gethan hatte, einer Freundin an: diese sagte es den Anverwandten des Verstorbenen wieder, die eine Klage anstellten und nach einem alten Gesetze diejenige, die einen Leichnam zu beschimpfen sich erfrecht hatte, mit dem Tode bestraft wissen wollten. Bloß der Provediture Bembo konnte sie von dieser Strafe retten.

45.

Ueber den verlornen Geruch und einen Polyp in der Nase.

Der Zufall entdeckt öfters, was tiefes Nachdenken nicht enträthseln kann. Vor ungefähr 10 Jahren verlor eine Frau den Sinn des Geruchs; in diesem Zustande blieb sie länger als ein Jahr. Von ungefähr kaufte man einen Marumverum-Stock und setzte ihn auf den Fensterstock.

Dieselbe wußte, daß dieses Kraut einen sehr starken Geruch habe, und riß täglich davon einen Zweig ab, rieb ihn, hielt ihn an die Nase, und versuchte, ob sie nichts rieche. Nach Verlauf eines Monats, nachdem sie mit ihren Versuchen täglich fortgefahren war, wurde sie zu ihrer Freude gewahr, daß sich ihr Geruchsorgan wieder thätig zeige, und daß sie den Geruch des Marumverum spüre. Sie fuhr nun noch eifriger fort, dieses Kraut an die Nase zu halten, und es dauerte nicht 14 Tage, so empfand sie auch schon wieder starkriechende Sachen, und nach Verlauf von 3 Monaten hatte sie ihren völligen Geruch wieder.

Nicht lange darauf besuchte sie ein Bekannter und klagte ihr, daß seine Frau einen Polyp in der Nase habe. Sie gibt ihm den Rath, daß er sie fleißig Marumverum riechen lassen

sollte. Dieser Mann suchte dieses Kraut auf, wo er es finden konnte, und seine Frau steckte sich sogar zusammengewickelte Stückchen davon in die Oeffnung der Nase, wo der Polyp saß. Nach Verlauf von 4 Wochen ging der jungen Frau der Polyp in der Nase auf; es kam eine Materie wie Hirsenkörner heraus, und sie hatte sich mit diesem Marumverum von einer unausbleiblichen schmerzlichen Operation gerettet, und hat bis jetzt nach Verlauf von mehrern Jahren keinen Unfall weiter an der Nase gehabt.

46.

Sonderbare Vorstellung der Nubier von einem Gemählde.

In Ländern, wo es so heiß ist, daß es niemals Eis gefriert, können sich die Einwohner keine Vorstellung von einem Wasser machen, das dicht ist und auf dem man herum gehen kann. So ist es verhältnißmäßig bei ungebildeten Nationen mit allen Dingen, die sie entweder niemals gesehen haben oder die ihnen doch äußerst selten zu Gesichte kommen. Sie können das, was ihnen erzählt wird, oder was sie gewahr werden, an keinen ihnen bekannten Gegenstand anreihen und sind also nicht im Stande,

sein Daseyn zu begreifen. Als im Jahr 1798 die Franzosen Aegypten erobert hatten, langte zu Kahira, der Hauptstadt Aegyptens, eine Caravane aus Nubien an, die aber unstreitig nicht aus diesem Lande, sondern weiter aus Süden her, z. B. aus Sennaar kam. Der Anführer dieser Caravane hatte ein sehr ausgezeichnetes Gesicht, und der französische Mahler Rigo wünschte ihn zu mahlen. Er wandte alle möglichen Mittel an, um ihn in seine Werkstätte zu bringen; anfänglich wollte ihm dies nicht gelingen, endlich aber brachte er es doch durch viele Bemühungen dahin. Der Nubier schien anfänglich mit der Skitze, die der Mahler von ihm machte zufrieden zu seyn; er zeigte mit dem Fingern auf die Theile der Zeichnung, und auf das was sein Gesicht vorstellte, und rief dabei Tayeb (gut!) aus. Als Rigo aber die Farben darauf getragen hatte, so wurde er kaum das Gemählde gewahr, als er sich schnell umdrehte und ein schreckliches Geschrei erhob und zu heulen anfieng. Es war unmöglich, ihn zu besänftigen, er floh eilig davon und sagte allenthalben, daß er aus einem Hause käme, wo man ihm den Kopf und die Hälfte von seinem Körper genommen hätte (auf diese Theile hatte nämlich der Mahler die Farben aufgetragen).

Der nämliche Mahler wünschte eine nubische Sklavin zu mahlen, die einem Franzosen gehörte; allein man konnte sie nicht freiwillig dazu vermögen, sondern man mußte sie dazu zwin-

gen. So wie nun der Mahler nach und nach den Kopf und die Arme vollendete, rief sie aus: „Warum nimmst du mir meinen Kopf? Warum bringst du mich um meine Arme?“ Diese Leute sind steif und fest überzeugt, daß die Theile ihres Körpers, die auf der Leinwand abgebildet werden, absterben, und diejenigen Nubier, die Rigo's Werkstätte besucht hatten, verbreiteten allenthalben das Gerücht, daß sie bei einem Franzosen abgeschnittene Köpfe, Gliedmaßen u. s. w. gefunden hätten. Daher kam es auch, daß die Aegytier die Mitglieder des Nationalinstituts für Bonapartes Zauberer hielten.

47.

Klugheit der Hunde.

In Aegypten laufen die Hunde beständig in großen Schaaren auf den Straßen herum, indem sie in den Häusern nicht geduldet und überhaupt gegen die übrigen Thiere zurück gesetzt werden. Sie haben daher weder einen Herrn noch eine bestimmte Wohnung: dennoch giebt es wohlthätige Personen, die in ihrem Testamente reiche Legate für sie aussetzen, wovon sie an gewissen Tagen gefüttert werden. Als die

Franzosen in Alexandrien anlangten, so wimmelte es auf den Straßen von Hunden, und da man hier kein anderes Wasser als aus den Cisternen hat, welche versperrt sind, so würden die Hunde vor Durst umkommen müssen. Um nun diesem Unglücke vorzubeugen, laufen sie heerdenweise ans Meer, gehen bis an den Hals ins Wasser und bleiben einige Minuten lang darin stehen. Diese Scene, sagt der Verfasser des Tableau de l'Egypte Seite 28, 1. Theil, sah man zu Alexandrien am neuen Hafen sich unaufhörlich erneuern.

Der Lieutenant von R—r hatte vor wenigen Jahren einen Hund, der ihn aus der größten Lebensgefahr rettete. Dieses Thier blieb bei ihm des Nachts in seinem Schlafzimmer, und da er beim Lichtauslöschen eine Lichtschnuppe in den Spucknapf hatte fallen lassen, so waren die darin befindlichen Sägespäne in Brand gerathen und füllten das ganze Zimmer mit dem dichtesten Rauche an. Kaum hatte dies der Hund bemerkt, so eilte er nach seinem schlafenden Herrn hin, sprang an dem Bette desselben hinauf und ließ nicht eher nach, ihn zu betasten und zu pochen, als bis er aufgewacht war und sah, in welcher Gefahr er schwebe.

Der Hund ist Eines von den Thieren, die leicht dasjenige nachmachen lernen, was sie den Menschen thun sehen. Der Postmeister B—r hat einen Hund, der manchmal die Stube verunreinigte; so bald er dies aber gethan hat, läuft

er eilfertig davon und holt einen Hader herbei, damit man die Stube wieder reinige.

Ein Kaufmann hatte seinen Hund abgerichtet, daß er Semmel, Bier, Fleisch u. s. w. holt. Oft suchen ihm das Letztere unterweges andere Hunde abzujagen, und es ist nicht selten der Fall, daß sie ihn von allen Seiten anfallen, um ihm das Fleisch abzunehmen. Wenn sie ihm nun keine Ruhe lassen, so legt er seine Bürde bei Seite fällt wüthend über seine Gegner her und schlägt sie in die Flucht. Alsdann kehrt er ruhig wieder zu seinem Packete zurück und trägt es unbeschädigt nach Hause.

48.

Beständige Kindheit.

Im Jahre 1669 fiel ein Mädchen, das noch nicht über anderthalb Jahr alt war, in dem Breslauischen Dorfe Heinzendorf vom Tische auf den Kopf. Es bekam darauf sogleich einigemal die fallende Sucht, und wurde davon so angegriffen, daß sein Kopf in kurzer Zeit so groß als der Kopf eines erwachsenen Menschen wurde und auch die ganze Lebenszeit hindurch so blieb. Die übrigen Theile des Körpers hinge-

gen nahmen gar nicht zu, sondern blieben immer so wie sie bei den Kindern von achtzehn Monaten zu seyn pflegen. Auch lernte das Kind niemals gehen oder stehen, sondern mußte beständig getragen werden oder in der Wiege liegen. Es konnte auch nicht selbst essen und trinken, sondern mußte, wie ein Kind, gefüttert werden. Ob nun aber gleich der Körper nicht zunahm, so entwickelten sich doch einigermaßen seine Seelenkräfte, indem es nicht allein reden, sondern auch Gebete und geistliche Lieder auswendig lernte; allein hiebei betrug es sich ganz kindisch, und in diesem Zustande erreichte es ein Alter von 37 Jahren 29 Wochen.

49.

Ueber das Wandern der Vögel.

Es giebt Vögel, die unsere kalten Gegenden zu einer bestimmten Jahreszeit verlassen und zu einer andern in dieselben zurückkehren. Hierunter gehören die Nachtigallen, Wachteln, Drosseln, Finken, Staare, Grasmücken, Kukuke u. s. w. Was ist nun der Grund von einer solchen Erscheinung und warum verlassen sie uns im Herbste und kommen im Frühlinge zu uns zurück? Daß die Wärme und die Nahrungsmittel Ursachen mit

davon seyn, läßt sich nicht bezweifeln, allein mehrere Vögelarten verlassen unsere Gegenden, wenn es noch warm ist, und wenn es ihnen weder an fliegenden Insekten noch an Gewürmen bei uns gebricht. Sie wandern also vor der Zeit der Noth fort, und wenn man auch zugiebt, daß da sie eine weite Reise zu machen haben, sie auch frühzeitig, und noch ehe die Kälte und der Mangel eintreten, aufbrechen müssen, um nicht unter Wegs vor Kälte oder Hunger umzukommen, so paßt dies doch nicht auf solche Zugvögel, die man in den Stuben hält und die einen eben so starken Trieb fortzuziehen äußern, als diejenigen, die im Freien leben. Woher errathen sie, daß nunmehro die Kälte eintreten und daß es ihnen alsdann gänzlich an Nahrung gebrechen werde? Warum spüren Vögel von einerley Art alle zu gleicher Zeit den Drang zum Wegziehen? Was wirkt von aussen auf sie ein, daß den Instinkt ihrer Lebenserhaltung auf eine solche Art sich zu äußern nöthigt? Mit einem Räsonnement nach Zweckbegriffen wird der Knoten zerhauen, aber nicht gelöst. Ich will hier eine Thatsache anführen, die vielleicht einigen Stoff zur nähern Entscheidung dieser Untersuchung an die Hand giebt. Ich hatte dies Jahr einen Staar, der jung eingefangen worden und der beinahe anderthalb Jahr alt war. Ich wünschte, diesmal die Aeußerungen an ihm zu beobachten, die er während der Zugzeit seiner Art etwan verrathen würde, allein er war mir schon entwischt, ehe ich noch irgend

etwas was auf das Wandern Bezug hatte und was von seiner gewöhnlichen Lebensart verschieden war, an ihm bemerkte. Ich ließ ihn in meiner Stube herum laufen, wo er sich auf einer bestimmten Stelle aufhielt. Es waren ihm die Flügel verschnitten und er konnte nicht fliegen, sondern höchstens flattern; aber er machte keinen Versuch dazu. Den 6. Oktober dieses Jahrs war es ziemlich kühl und ich hatte meine Stubenfenster nur früh Morgens einige Zeit geöffnet und hernach wieder zugemacht, und der Vogel hatte sich ganz ruhig verhalten. Zu Mittags war ich ausgegangen, hatte ein Fenster geöffnet und als ich wieder nach etwan einer Stunde nach Hause kam, war er fortgewandert. Er war auf einen Koffer gesprungen, von da aufs Bette und hatte allenthalben Spuren von dem Gange, den er genommen hatte, hinterlassen. Er hatte z. B. Leinwand aus einander gebohrt und dadurch sich allenthalben verrathen. Vorher hatte ich niemals an ihm bemerkt, daß er nur in die Höhe zu springen Lust gehabt hätte, und da er auch nicht fliegen konnte, so war sein in die Höhe Springen um so bemerkenswerther. Der Wind, der sich an diesem Tage eingestellt hatte, war ein ziemlich kühler Nordwestwind, der Nachmittags Regen herbeibrachte. Das Wetter, das in den nächstfolgenden Tagen herrschte, war starker Regen und Kälte. War es nun der Wind, der den Trieb zum Fortwandern bei diesem Vogel erweckte? An Nahrung fehlte es ihm nicht, an Wärme gebrach es ihm

auch nicht, und wenn die Luft nicht von der Beschaffenheit gewesen ist, daß sie den Wanderungstrieb in Bewegung setzte, warum ist derselbe nicht stets thätig und warum wirkt er nur zu gewissen Zeiten? Da das Letztere der Fall ist, so muß man annehmen, daß etwas Aeußeres die Ursache ist, die die Vögel nöthigt, zu bestimmten Zeiten unsere Gegenden zu verlassen, und daß es nicht das Vorgefühl von einem Mangel an Nahrung, sondern das es die Luft und eine gewisse Beschaffenheit derselben seyn muß, die den Trieb zum Wandern erregt und die eine Art von Vögeln nach der andern zum Fortziehen nöthigt.

Wohin ziehen nun die Vögel, die uns im Herbste verlassen? Daß sie wärmere Gegenden aufsuchen, ist keinem Zweifel unterworfen. Einige bleiben daher in den südlichen Gegenden Europens, Andere ziehen übers Meer und gehen nach Aegypten, Syrien und Kleinasien, nach der Barbarei u. s. w., wo die gütige Natur wieder für sie sorgt und sie gegen den Untergang sichert. Allein auffallend ist es, daß daselbst die schönen Sänger, z. B. die Nachtigall, die Singdrossel u. s. w. ihre wohlklingenden Stimmen verloren haben, und bloß rauhe unmelodische Töne von sich geben. Als Sonnini in Aegypten war, sah er einen einsamen Vogel in großem dickem Schilfrohre umherschleichen, und als er ihn näher betrachtete, so sah er, daß es unsere Nachtigall war. Ihr schöner melodischer Gesang war gänzlich verstummt. Das einzige Geschrei, das sie machte, war eine

Art von dem rauhen Tone, der in unserer Gegend auf ihren hinreißenden Gesang erfolgt. Die Golddrossel schweigt, wie Sonnini sagt, in Aegypten. Dies ist auch der Fall mit den übrigen Singvögeln. Die Nachtigallen besuchen Aegypten nicht so zahlreich als Syrien, das viele Wälder enthält, welches in Aegypten nicht der Fall ist. Am zahlreichsten kommen die Wachteln nach Aegypten, wo sie in sehr grossen Schaaren auf den sandigen Ufern dieses Landes anlangen. Es ist auffallend, wie diese Vögel, die einen so schweren Flug haben, so weite Wanderungen anstellen. Allein diese Verwunderung vermindert sich einigermaßen, wenn man erfährt, daß ihnen die Inseln des mittelländischen Meeres, z. B. Malta, und die Schiffe, die darauf herum fahren, zu Ruhepunkten dienen. Aber diese Orte (sagt Sonnini in seiner Reise durch Aegypten, teutsche Übersetzung, 2 Band, S. 415), welche die Wachteln aus Schwäche öfters nicht einmal erreichen können, und deren Entfernung häufig ihren Untergang verursacht, sind wiederum für sie Vernichtungsorte. Da sie allzusehr ermüdet sind, als daß sie fliehen können, so lassen sie sich leicht fangen; auf dem Takelwerke der Schiffe kann man sie mit der Hand erhaschen, und wenn sie sich von zu großer Ermüdung nicht mehr empor schwingen können, um jenes zu erreichen, so stoßen sie sich heftig an Bord, prallen vom Stoße betäubt zurück und finden ihr Grab in den Wellen. Wie groß

aber auch für sie die Gefahren einer langen Reise und wie stark auch ihr Verlust unter Weges seyn mag, so langt doch in der Gegend von Alexandrien in Aegypten noch eine so große Menge an, daß die Anzahl derselben beinahe unglaublich ist. Die ägyptischen Jäger fangen sie im Garne, und in den ersten Tagen ihrer Wanderzeit findet man sie in großer Menge auf den Märkten von Alexandrien, daß man 3 bis 4 Stück für 25 bis 26 Deniers erhält. Eine große Menge Menschen lebt von denselben und nach der Behauptung Sonnini's in seiner Reise durch Griechenland, deutsche Uebersetzung Seite 70. folgen die Wachteln auf ihrer Reise alle Jahre einer bestimmten Richtung, von der sie niemals abweichen. Daher lassen sie sich niemals auf der Insel Rhodus nieder; die Schnepfen hingegen kommen jährlich in großer Menge dahin; sie stellen sich im November ein und halten sich ungefähr einen Monat daselbst auf.

Ich will hier noch einige Bemerkungen über die Zeit der Ankunft einiger Zugvögel auf den griechischen Inseln des mittelländischen Meeres aus unsern Gegenden mittheilen, die ich aus Sonnini's Reise durch Griechenland entlehne. Die Epoche der Ankunft daselbst richtet sich nach den herrschenden Winden. Im Jahr 1779 erfolgte dieselbe sehr spät, weil der Nordwind weit später eintrat und die Vögel, die gegen Süden ziehen, auf seine Ankunft warten mußten. Sie hielten sich deshalb aber auch nur kurze Zeit auf

diesen Inseln auf, um bald in den Gegenden anzukommen, wo ein wärmeres Klima und ein reicherer Vorrath von Lebensmitteln auf sie harret. Merkwürdig ist es, daß diese Vögel im Frühlinge, wenn sie wieder zu uns zurück kehren, in weit weniger zahlreichen Zügen reisen und weit mehr vereinzelt und zerstreuet sind, als bei ihrer Herbstwanderung. Auch sind sie im Ganzen genommen im Frühlinge sämmtlich magerer als im Herbste, wo sie außerordentlich fett sind.

Der Buntspecht langt in der Mitte des Augusts auf den südlichen Inseln des griechischen Archipelagus an um sich nach Aegypten und wahrscheinlich auch nach den Küsten der Barbarei zu begeben.

Die Wachteln kommen gewöhnlich gegen das Ende des Augusts auf den Inseln des mittelländischen Meeres an, bleiben fast den ganzen September dort und kehren dann in der Mitte des Aprils zum zweitenmale zurück, um nach unsern Gegenden zu kommen.

Die Staare halten sich den ganzen Winter auf den Inseln des griechischen Archipelagus auf.

Die meisten Zugvögel kommen gegen Ende Augusts auf den griechischen Inseln an, worunter auch der Häher gehört.

Die Goldammern finden sich schon zu Anfange des Augusts daselbst ein, wo sie bis in den September bleiben. Alsdann ziehen sie nach Niederägypten, wo sie aber nicht über 14 Tage

verweilen, und dann weiter gegen Morgen zu ziehen.

Die Holztauben stellen sich daselbst gegen das Ende des Oktobers und die Turteltauben gegen das Ende des Augusts ein.

Der Kukuk langt mit den Turteltauben zu Ende des Auguſts an.

Der Wiedehopf trifft mit dem Anfange des Augusts ein.

Die Finken kommen gegen das Ende des Oktobers in Menge auf den Inseln des griechischen Archipelagus an.

Die Nachtigllen langen zu Ende des Sommers auf diesen Inseln an, allein ihre Anzahl ist nicht groß. Sie bringen den Winter in Syrien, Niederägypten und in der Barbarei zu.

Die Grasmücken kommen im Monat September in der Levante an. Die Insel Malta dient ihnen zum Ruhepunkte.

Die Goldprosseln, die Mandelkrähen und die Feigenschnepfen treffen zu Ende des Sommers ein.

50.

Der Feuerprophet Daniel.

Dieser Mann war Thürhüter bei Olivier Cromwell, in dessen Dienste er sich der Schwärmerei Preis gab, die damals herrschte. Er war von sehr großer Statur und man nannte ihn gemeiniglich den Riesen. Er las gern in der Bibel; besonders liebte er die Lektüre der Offenbarung Johannis und anderer mystischer Bücher, die ihm endlich den Kopf völlig verdrehten und um allen richtigen Verstandesgebrauch brachten. Er kam daher ins Tollhaus, wo man ihm seine Sammlung von mystischen Büchern wieder gestattete, weil man ihn für unheilbar hielt. Hier predigte er vor einer außerordentlich zahlreichen Versammlung, die sich vor seinen Fenstern befand, und prophezeyhete auch manchmal. Er sagte mehrere merkwürdige Ereignisse voraus, unter denen auch die große Feuersbrunst in London war. Ein Herr fragte einstm ls eine gesetzte Matrone, die recht andächtig der Predigt dieses Tollhäuslers unter seinen Fenstern zuhörte, was sie wohl für Nutzen davon habe, daß sie diesem Wahnsinnigen zuhöre? Mit gesetzter und ernster Miene und als wenn sie seine Unwissenheit bemitleidete, erwiederte sie ihm, „daß Festus auch geglaubt hätte, Paulus sey rasend.“

51.

List der Rebhühner.

Die Rebhühner bedienen sich mancher Kunstgriffe, um ihre Jungen den Nachforschungen der Jäger zu entziehen. Sie verlassen z. B. ihr Nest, wenn sich demselben ein Jäger nähert, und entfernen sich hinkend, damit er ihnen nicht nachfolgen soll, sind sie nunmehro weit genug entfernt, so wissen sie sich eilig zu retten, und wenn alles ruhig ist, so rufen sie ihre Kleinen, die sich auf ihr Geschrei sogleich um sie her versammeln. Oft fliegen sie, wenn sie den Jäger mit seinen Hunden kommen sehen, ganz langsam davon, als wenn sie gelähmt wären oder einen Flügel zerbrochen hätten, und wenn sich der Jäger weit genug entfernt hat, so kommen sie in vollem Fluge wieder zurück geflogen.

52.

Die heißen Quellen am Ozernaja auf der Halbinsel Kamtschatka.

Es gibt auf Kamtschatka mehrere heiße Quellen; sie entspringen am südlichen Ufer dieses Flusses. Einige fallen gleich gerade in den Fluß, andere laufen an demselben hin, vereinigen sich in einiger Entfernung mit einander, fließen zusammen in den nämlichen Fluß und bilden eine Insel. In einigen dieser Quellen brauset das Wasser mit weißen Blasen auf und macht ein großes Geräusch. Der Dampf steigt hoch in die Höhe und ist so dick, daß man auf sieben Klaftern weit keinen Menschen sehen kann. Das Wasser dieser Quellen unterscheidet sich durch eine schwarze Materie, welche der chinesischen Tusche ähnlich ist. Sie schwimmt oben auf und hängt so fest an den Fingern, daß man Mühe hat, sie wieder abzuwaschen. In allen diesen heißen Quellen ist das Wasser dick und stinkt nach faulen Eiern. Die Kamtschatkalen halten dieselben für Wohnungen der Geister und nähern sich ihnen bloß mit Furcht und Schrecken.

53.

Grausame Mißhandlungen der Holländer durch die Chinesen.

So unmoralisch und selbst zwecklos auch Grausamkeiten sind, so wenig ist doch der erbitterte Mensch geneigt sie zu unterlassen. Der Sieger wüthet heute unmenschlich nnter den Besiegten und morgen trifft ihn dasselbe Schicksal; gleichwohl ist diese schreckliche Aussicht nicht im Stande, ihn einen Augenblick von seiner Frevelthat zurück zu halten. Was ist nun der Grund, daß der Mensch so feindselig in seinen eigenen Eingeweiden wüthet, daß er so gänzlich die Stimme der Vernunft unterdrückt und unsinnigen Leidenschaften Gehör giebt? Ihm dünkt sein Gegner weit unter ihm zu stehen und er glaubt, gegen ihn ohne Schonung verfahren zu dürfen. Die Holländer wütheten auf Amboina grausam gegen die Engländer, und auf der Insel Formosa, wovon der nördliche und westliche Theil den Chinesen gehört, traf sie im Jahre 1660 ein eben so schreckliches Schicksal. Auf Amboina goßen sie mehrern Engländern, um sie zum Geständnisse zu bringen, siedendes Wasser und Oel in den Kopf, und auf Formosa schnitten ihnen die rachbegierigen Chinesen Nasen, Beine u. s. w. ab. Nichts vermochte die Unglücklichen zu retten;

man vermehrte vielmehr ihre Schmerzen und that ihnen alles an, was unmenschlich und grausam ist. Man quälte und marterte sie auf alle Art und Weise, und die Unglücklichen, die noch mit dem Leben davon kamen, hatten Tage zu ertragen, die noch schlimmer als der Tod waren.

54.

Schilderung eines Unsinnigen.

Unsinnig ist derjenige, der seine Vorstellung nicht festhalten und zur objektiven Einheit im Bewußtseyn verbinden kann, und der von der Einen zur Andern überschweift, ohne daß sie eine Verbindung mit einander zu haben scheinen. Der Verstand erliegt gänzlich unter der tumultarischen Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, welche alle seine Bestrebungen leitet. Pinel schildert einen solchen Unsinnigen, und ich will dessen Schilderung aus seiner Abhandlung über Geisteszerrüttungen hier einschalten. Ich kenne, sagt er, einen Unsinnigen, den ich oft vor Augen habe, und man kann sich kein auffallenderes Bild des Chaos vorstellen, als seine Bewegungen, Vorstellungen, Reden und die verwirrten und augenblicklichen Antriebe seiner moralischen Affektionen. Er nä-

hert sich mir, betrachtet mich und betäubt mich mit seiner überfließenden und unzusammenhängenden Geschwätzigkeit. Bald darauf wendet er sich wieder von mir weg, und geht auf eine andere Person los, die er mit seinem ewigen und unsinnigen Geschwätze ebenfalls betäubt; seine Blicke glänzen und er scheint zu drohen. Allein da er eines heftigen Zornes eben so unfähig ist, als er seine Vorstellung zusammenhalten und mit einander zweckmäßig verbinden kann, so schränken sich seine Aufwallungen auf schnelle Ausbrüche einer kindischen Aufbrausung ein, die sich augenblicklich wieder legt und verschwindet. Kommt er in ein Zimmer, so rückt und kehrt er bald alles Hausgeräthe um, faßt Tisch und Stuhl mit seinen Händen, hebt sie auf, schleppt sie herum, ohne irgend einen Vorsatz oder direkte Absicht dabei zu erkennen zu geben. Man hat kaum seine Augen weggewandt, so befindet er sich schon auf dem nächsten Spaziergange, wo er seine unruhvolle Beweglichkeit übt; er stammelt einige Worte, räumt Steine weg, reißt Kräuter ab, die er sogleich weit wegwirft, um wieder andere abzupflücken; er kommt, geht fort und kehrt wieder um; er ist stets unruhig, ohne sich an seinen vorigen Zustand seine Freunde und Anverwandten zu erinnern. Des Nachts ruht er bloß einige Augenblicke und verweilt nur beim Anblicke einer Speise, die er verschlingt, und scheint in einem Kreise unzusammenhängender Vorstellungen und Affekten

herumgetrieben zu werden, die, kaum entstanden, schon wieder verschwinden.

55.

Klopstock.

Dieser große Dichter, der den Geist des Lesers durch seine Gesänge mit Gewalt von der Erde losreißt, und ihn auf den Flügeln von erhabenen Gedanken zu den Unsterblichen hinüberträgt, war schon mehrere Tage, ehe sein Geist die irrdische Hülle abstreifte, der Erde entflohen. Er unterhielt sich mit den erhabenen Gebilden seines Messias, beständig waren die Engel, die er mit solchem dichterischen Geiste dargestellt hat, ihm gegenwärtig, und wichen nicht von seinem Lager. Er fragte sie und erhielt von ihnen Antwort, sie belehrten ihn und er freuete sich darüber; ein holder Genius führte endlich unter Lächeln seinen Geist zu den unsterblichen hinüber.

Die Gedichte dieses energischen, geistreichen und großen Dichters sollten das Handbuch jedes Menschen seyn, der sich im Gewühle des gewöhnlichen Lebens nicht veralltäglichen, einen hohen Enthusiasmus für seine Bestimmung

nähren, und das Leben bloß als eine Bildungsepoche betrachten lernen will.

Ich will hier einige charakteristische Züge aus Klopstocks Leben einrücken, die mehr oder weniger Bezug auf ihn haben und die ich aus (Cramers) Klopstock. In Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa 1777. entlehne. Einstmals kommt ein ehrlicher Prediger zu Klopstock, den er sehr liebte und verehrte, und bat ihn mit vieler Bescheidenheit und Vorsicht, aber auch recht innig und aus Herzensgrunde, daß er doch den Abbadonna um Gottes und der Religion willen nicht selig werden lassen möchte; es wäre ein Mann, der so viel gölte und der so viel Nutzen stiftete, und würde Abbadonna selig, so möchte zu viel Böses daraus entstehen. Klopstock suchte ihn zu beruhigen, und versicherte ihn, daß er es schon so machen wolle, daß die Religion nicht darunter leide. — Klopstock hatte nämlich damals seinen Messias noch nicht vollendet.

Ein andermal besuchte ihn zu L. Jemand von den Leuten, die sich zu allen berühmten Männern hindrängen, um ihnen die Zeit zu stehlen. Klopstock behielt ihn zum Kaffee, und der Fremde sprach gewaltig viel von der Vortrefflichkeit seiner Schriften, doch bemerkte Klopstock gar bald, daß er nichts davon gelesen hatte. Allein der Besucher fuhr in seinen Lobsprüchen fort, und kam endlich auch auf den Messias, wo er ihn denn fragte: ob er nicht auch einiges gegen die Spitzköpfe — die Reformirten, oder warens die Katholi-

ken oder Socinianer — dieß weiß der Einsender nicht genau, welche es waren — mit einfließen lassen würde. — Da kam es denn heraus, daß er den Messias für eine polemische Abhandlung hielt. Klopstock besann sich ein wenig, und rief endlich aus: O mein Herr! eigentlich schreibe ich gegen die Türken.

In Friedensburg sollte er einstmals dem König von Dänemark einen Theil des Messias überreichen. Er stand und wartete eine Zeitlang im Vorzimmer. Es kam einer von den Hofleuten auf ihn zu, der sich das Fluchen gewaltig angewöhnt hatte, und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Als er endlich merkte, mit wem er spreche, trat er mit Verwunderung zurück und rief aus: Was Teufel sind sie Klopstock? Je! all das Wetter! sie Herr Klopstock? Sie sprechen ja ganz verständlich. Je hol mich der Teufel! Man hat mir gesagt, daß man sie gar nicht verstehen könne, und der Hagel! sie sind ja wie ein anderer Mensch!

Jemanden, der in einer Gesellschaft von Teutschen das Französischplaudern, an welcher Seuche jetzt eine Menge Herrleins Weebleins darniederliegt, nicht lassen konnte, näherte er sich und sagte zu ihm: Mein Herr! Sie haben die Ehre, ein Teutscher zu seyn. — Wenn ich ihn hier demohngeachtet sich wieder der französischen Sprache bedienen höre, sagte er darauf Abends in einer Gesellschaft, so werde ich ihm sagen:

mein Herr! Sie verdienen die Ehre nicht, ein Teutscher zu seyn.

Die Holländer schätzte er nach den Teutschen am meisten, weil sie die Tyrannen verjagt haben und die besten Eislaufer sind. Klopstock liebte das Schlittschuhlaufen auf dem Eise außerordentlich, auf die Verachter der Eisbahn sah er daher mit hohem Stolze herab. Eine Mondnacht auf dem Eise war ihm eine Festnacht der Götter. „Nur ein Gesetz, rief er manchmal zu seinen Gefährten aus, wir verlassen den Strom nicht eher, als bis der Mond am Himmel sinkt!"

Klopstock war ein sehr großer Freund der Freiheit und Gerechtigkeit, und es kränkte ihn bitter, daß die französische Revolution einen solchen schlechten Ausgang genommen hat. Brutus war sein Abgott, und er hatte ein Petschaft mit seinem Kopfe und einem Dolche. Sein Grundsatz war sobald ein Volk einig wird, eine Republik zu gründen, so darf es auch: er sagte: si justitia laenda est, libertatis causa laedatur (soll die Gerechtigkeit verletzt werden, so muß es der Freiheit wegen geschehen). Er war daher gleich von Anfang an ein großer Freund der Unabhängigkeit der Nordamerikaner, und er hatte einen Stock, den ihm ein Engländer, Eaton, geschenkt hatte, der auf einem Felde bey Boston gewachsen war, wo die nordamerikanische Revolution zum Ausbruche gekommen war. Besuchte ihn jemand, den er für würdig hielt, seine Gesinnungen zu erfahren, so holte er den Stock aus dem Winkel hervor.

War er ein Republikaner, so mußte er ihn küssen, war er aber ein Königsanhänger, so wurde der Stock wieder in den Winkel gesetzt.

Seine Gedichte sind voll erhabener Ideen von Freiheit und Menschenrechten, und was er von den bösen Königen denkt, lehrt der 18. Gesang des Messias. Friedrich dem V., der von ihm verlangte, er solle ihm etwas vorlesen, las er gerade diese Episode vor, weil er ihn für einen König hielt, der dies ohne Zittern anhören könne.

Seine Gradheit hielt ihn von der Bekanntschaft mit Vornehmern zurück, weil er den Menschen mehr als den Stand schätzte und der Vornehmere mußte nach Verhältniß seines Ranges immer einige Schritte mehr thun, wenn es ihm um Klopstocks Achtung zu thun war.

Klopstock war nicht leicht jemals zerstreuet, sondern beständig bei sich, und in der Gesellschaft gegenwärtig. Einstmals aber, als er, noch ein Jüngling, im Cleveland gelesen hatte, wollte er doch halb angezogen und im Schlafrocke auf die Straße gehn.

56.

Der Löwe erkennt seinen Wohlthäter wieder.

Heinrich Archer, der zur Zeit König Jakobs I. von England lebte, und sich als Uhrmacher zu Marocco aufhielt, bekam zwei junge Löwen geschenkt, die man nicht lange vorher einer Löwin am Berge Atlas weggenommen hatte. Es war ein Männchen und ein Weibchen, und bis zum Tode des Letztern blieben beide im Garten des Kaisers beisammen. Nunmehro aber nahm Archer das Männchen in sein Schlafzimmer, wo es so lange blieb, bis es so groß als ein großer Bullenbeißer war. Es war völlig zahm und unschädlich. Da Archer aber nach England zurückkehrte, so gab er den Löwen einem marseiller Kaufmann, der ihn dem Könige von Frankreich zuschickte, welcher ihn endlich dem Könige von England schenkte. Er kam daher in den Tower, und blieb daselbst sieben Jahre lang. Nach diesem Zeitraume besuchte ein gewisser Bull, der bei Archer gedient hatte, nebst einigen Freunden die in diesem Schlosse befindlichen wilden Thiere. Kaum war er hineingetreten, als ihn der Löwe sogleich erkannte, und durch seine weinende Stimme und durch seine Be-

wegung zu verstehen gab, daß er ihm näher kommen möchte. Er äußerte eine große Freude, als er seinen ehemaligen Freund und Wohlthäter wieder erblickte. Bull bat den Wärter, daß er das Gitter aufmachen möchte: als dies geschehen war, gieng er hinein. Der Löwe schmiegte sich wie ein Hund an ihn an, beleckte ihm die Füße, die Hände und das Gesicht, sprang an ihn hinauf, und hüpfte, wieder vor Freuden herum. Als Bull fortgieng, brüllte das Thier laut, stieß in einem Anfalle von Traurigkeit und Wuth an seinen Käfig, und fraß vier Tage lang nicht das Geringste.

Ein anderes Beispiel dieser Art erzählt Herr Hope, wovon er selbst Augenzeuge gewesen ist. Als er eines Tages bei der Herzogin von Hamilton speiste, gieng die Gesellschaft nach Tische in den Hof, um einen Löwen zu besehen, den die Herzogin hier füttern ließ. Während man sich über seine Wildheit verwunderte, und mit Stecken nach ihm schlug, damit er seine Beute fahren lassen. und zur Gesellschaft kommen möchte, meldete der Thürsteher der Herzogin, daß ein Sergeant mit einigen Rekruten vor dem Thore stehe und um die Erlaubniß bitte, den Löwen zu sehen. Man ließ sie hereinkommen, der Löwe brummte bei seiner Beute, der Sergeant gieng auf den Käfig los und rief: „Nero, Nero, armer Nero! kennst du mich nicht?“ Das Thier drehete augenblicklich den Kopf herum und sahe ihn an; dann sprang es auf, verließ seine Speise,

wedelte mit dem Schwanze und kam auf die Seite des Käfigs. Der Mann berührte den Löwen mit der Hand, schlug ihn sanft, und erzählte zugleich, daß es nunmehr drei Jahre wären, daß sie einander gesehen hätten, und daß ihm auf der Ueberfahrt von Gibraltar nach England die Aufsicht über dieses Thier aufgetragen gewesen wäre. Er freuete sich außerordentlich, daß das Thier sich seiner noch erinnere, und daß es so dankbar zu seyn scheine. Der Löwe verhielt sich völlig friedlich, und drängte sich an den Platz hinan, wo sein Wohlthäter stand, und leckte ihm die Hand, die ihm dieser hinhielt. Der Sergeant wollte in den Behälter hineingehen; allein die Gesellschaft gab dies nicht zu, weil sie dem Löwen doch nicht ganz trauete.

57.

Der Predigeraffe (simia beelzebul Lin.)

Man nennt diesen Affen auch den schwarzen Brüllaffen, den Prediger u. s. w. Er hält sich in Amerika auf, und lebt in den großen Wäldern von Brasilien und Guaiana, und ist so groß wie ein Fuchs. Er ist so wild und ungestüm, daß er sich weder fangen noch

zähmen läßt; er beißt fürchterlich um sich her, und macht ein schreckliches Geschrei.

Diese Affen leben gewöhnlich in Parteien von zwanzig bis dreißig beisammen, und schwärmen auf den Gipfeln der Bäume umher. Wenn sie jemand allein sehen, so fallen sie über ihn her, zupfen und bedrohen ihn.

Marcgrave, der sich lange in Brasilien aufgehalten und Gelegenheit genug gehabt hat, die Affen zu beobachten, behauptet, das sie sich alle Tage des Morgens und des Abends in den Wäldern versammelten. Einer von ihnen stellt sich alsdann auf einen höhern Zweig und giebt den andern mit der Hand ein Zeichen, daß sie sich um ihn her niedersetzen und ihn anhören sollen. Er fängt hierauf an, sie anzureden, und macht dabei ein solches Geschrei, daß man glauben sollte, die ganze Versammlung stimme mit ein. Gleichwohl schweigen die übrigen ganz still, bis nach einiger Zeit der Redner ein neues Zeichen mit der Hand giebt, daß sein Vortrag zu Ende sey. Sogleich stimmen alle einmüthig ein Geschrei an. Endlich giebt der Redner wieder ein Zeichen, daß sie noch einmal schweigen sollen, worauf er seine Rede vollends zu Ende bringt.

Sobald als einer von diesen Affen verwundet ist, sammeln sich, wie Oexmelin erzählt, die übrigen um ihn her, und legen die Finger in die Wunde, als wenn sie dieselbe sondirten, und wenn etwan viel Blut weggelaufen ist, so halten

einige die Oeffnung zu, während andere die Blätter zusammen machen, und sie geschickt auf die Wunde legen. Oexmelin hatte öfters Gelegenheit, diese Art von Operation zu beobachten.

58.

Der Abt Molanus bildet sich ein, ein Gerstenkorn zu seyn.

Dieser Mann lebte zu Hannover, wo ihm in den letzten Jahren seines Lebens die Grille in den Kopf kam, daß er wähnte, er sey ein Gerstenkorn. Er sprach übrigens sehr vernünftig über alles, was nicht mit seiner Einbildung in Verbindung stand, allein man konnte ihn durchaus nicht bewegen, aus seinem Hause zu gehen, weil er besorgte, die Hühner möchten ihn freffen.

59.

Epidemie der Weiber, vermöge der Einbildungskraft.

Bei Frauenzimmern ist die Einbildungskraft weit reizbarer und lebendiger als bei Mannspersonen, und es wird daher in Waisenhäusern, Hospitälern und Klöstern die Nervenkrankheit eines Mädchens leicht und schnell die Krankheit aller übrigen. In einem zahlreich besetzten Nonnenkloster in Frankreich fiel es einstens einer Nonne ein, nach Katzenart zu miauen; es dauerte nicht lange, so fiengen auch andere Nonnen zu miauen an. Endlich miauten alle Nonnen jeden Tag zu einer bestimmten Zeit verschiedene Stunden nach einander gemeiniglich. Bloß durch die Furcht vor harter Züchtigung konnte man ihrer Einbildungskraft eine andere Richtung geben, und ihnen das Miauen abgewöhnen.

Alles was irgend einen starken Eindruck auf das weibliche Gemüth macht, und sonderbar und ungewöhnlich ist, wirkt weit lebhafter, und bleibt weit leichter und tiefer bei den Weibern haften. Es kann sich daher leicht eine Vorstellungsart unter ihnen verbreiten, sobald diese sie nur mächtig ergreift und erschüttert. So entstand einst die Sucht, sich zu erhenken, unter den milesischen

Mädchen, welche sich daher truppweise erhiengen; so verbreitete sich unter den Weibern zu Lyon die Sucht, daß sie sich gemeinschaftlich in die Flüsse stürzten: so fiel es einer Nonne in einem teutschen Kloster ein, alle ihre Mitschwestern zu beißen; nach einer kurzen Zeit bissen sich einander alle Nonnen dieses Klosters. Das Gerücht von dieser Nonnenwuth verbreitete sich weiter, und nun pflanzte sie sich von Kloster zu Kloster durch einen großen Theil von Teutschland fort.

60.

Ein Frosch verschlingt eine glühende Kohle, und ein anderer zehrt einen ganzen Haufen Ameisen auf.

Als sich Stedmann in Surinam aufhielt, sah er eines Tages einen Frosch eine glühende Kohle verschlingen, ohne daß es ihm etwas schadete. Wahrscheinlich sah er sie für eine Feuerfliege an.

Einen andern Frosch traf derselbe Stedmann einstmals in einer Zuckermühle an, wo er einen ganzen Haufen Ameisen, die daselbst sehr häufig sind, auffraß. Er leckte sie mit der Zunge auf.

61.

Die wilden Bienen thun ihrem Miethsmanne nichts zu Leide.

Bei seinem Aufenthalte in Surinam erhielt der Kapitain Stedmann von jemand einen Besuch, der folgende Entdeckung veranlaßte: er wohnte nämlich in einem Hause, das auf zwölf starken Pfählen ruhete, weil beinahe der ganze Platz unter Wasser stand, und kaum war der Mann in seine luftige Wohnung hineingetreten, als er auf einmal von oben herunterſprang, wie ein Wahnsinniger tobte, ans Wasser lief und mit dem Kopfe untertauchte. Stedmann sah sich verwunderungsvoll um, was ihm fehlen könne, und da wurde er über seinem Kopfe die Ursache von dessen Unglücke — ein großes Nest wilder Bienen — gewahr. Um nicht ein gleiches Schicksal zu haben, gieng er auf der Stelle fort und befahl seinen Leuten, das Nest sogleich wegzuschaffen. Schon hatten diese einen Lappen mit Theer zurechte gemacht und eben sollte die Zerstörung vor sich gehen, als ein alter Neger dazwischen trat, und sich anheischig machte, jede Strafe zu leiden, die man ihm zuerkennen wolle, wofern eine von diesen Bienen Stedmann selbst stechen würde. „Mein Herr! sagte er zu Stedmann, sie würden längst von ihnen ge-

stochen worden seyn, wenn sie ihnen fremd wären; da sie aber ihre Miethlinge sind, das heißt, sich nach und nach auf ihrem Grunde und Boden angebauet haben, so kennen sie zuverlässig sie und ihre Leute und werden keinem von ihnen den geringsten Schaden zufügen." Stedmann nahm seinen Vorschlag an, ließ ihn an einen Baum binden, und befahl einem andern Neger, die Leiter, die in seine Wohnung führte, nackend hinauf zu steigen. Er that es, und wurde nicht gestochen. Nun wagte es auch Stedmann, ihm zu folgen, und er versichert, daß selbst wenn er das Nest schüttelte, wobei ihm die Bewohner desselben um die Ohren summten, doch keine einzige Biene Miene machte, ihn zu stechen. Hierauf ließ er die Bienen ungestört, welche ihm nie etwas zu Leide thaten.

62.

Geschichte eines Wahnsinnigen.

Ein junger Mensch von vier und zwanzig Jahren, und mit einer glühenden Einbildungskraft begabt kam nach Paris, um da seine Studien fortzusetzen. Er glaubte sich von Natur bestimmt, mit der Zeit vor Gericht eine glänzende Rolle zu

spielen. Er war unaufhörlich thätig, lebte eingezogen, und äußerst mäßig, um den Ideen seines Geistes einen desto höhern Schwung zu geben. Nach Verlauf einiger Monate trat eine heftige Migräne, öfteres Nasenbluten, krampfhaftes Zusammenschnüren der Brust, herumziehende Schmerzen in den Eingeweiden, beschwerliche Blähungen und eine große Empfindlichkeit ein. Manchmal näherte er sich dem Dr. Pinel, der sein Arzt war, mit einem freudigen Gesichte, und war nicht im Stande die hohe Glückseligkeit auszudrücken, die er in sich selbst fühlte. Ein andermal fand der Arzt ihn in eine schreckliche Bestürzung und Verzweiflung versunken, und der Kranke drang aufs lebhafteste in ihn, seinen Leiden ein Ende zu machen. Die Kennzeichen der stärksten Hypochondrie waren hierin sehr leicht zu erkennen. Pinel stellte ihm die Gefahren vor, die daraus in der Folge entstehen würden, wenn er seine Lebensart nicht ändere, allein er verfolgte seinen Plan mit der unbiegsamsten Hartnäckigkeit. Nun folgte Vermehrung der Nervenzufälle im Kopfe, im Unterleibe und in der Brust, öftere Abwechselungen zwischen äußerster Niedergeschlagenheit und konvulsivischer Freude, kleinmüthige Furchtsamkeit, besonders bei nächtlicher Finsterniß, und unaussprechliche Beklemmungen. Er besuchte Pinel manchmal weinend und bat ihn, ihn aus den Armen des Todes zu reissen. Pinel nahm ihn mit aufs Land, einige Spaziergänge und Trostgründe schienen ihm neues Leben

zu geben. Allein bei seiner Rückkehr in sein Zimmer überfielen ihn neue Unruhen, und eine immer sich erneuernde Furcht mit Kleinmuth verbunden. Er glaubte eine Zunahme von Zerstörung und Verzweiflung in der zunehmenden Verwirrung seiner Ideen und die Unmöglichkeit, sich künftig den Wissenschaften zu widmen, wahrzunehmen, und die traurige Ueberzeugung peinigte ihn, daß seine Aussicht für die Zukunft in Rücksicht auf einen berühmten Namen, womit er sich schmeichelte, verschwinde.

Bald darauf trat der völlige Wahnsinn ein. Als er sich eines Tages ins Schauspielhaus begab, um sich dort zu zerstreuen, spielte man das Stück: der Philosoph ohne es zu wissen, und von dem Augenblicke an wurde er von dem schwärzesten und mißtrauischsten Argwohne befallen. Er war vollkommen überzeugt, daß man ihn lächerlich machen wolle; er beschuldigte Pineln, daß er die Materialien zu dem Stücke geliefert hätte, und machte ihm den andern Tag Morgens die ernstlichsten und bittersten Vorwürfe darüber, daß er die Rechte der Freundschaft verletzt, und ihm den öffentlichen Gelächter preis gegeben hätte. Auf den öffentlichen Spaziergängen glaubte er nunmehro Schauspieler als Mönche und Priester verkleidet zu sehen, um seine Gebehrden zu studieren, und seine geheimsten Gedanken auszuspähen. In der Nacht glaubte er bald von Spionen, bald von Räubern und Meuchelmördern angefallen zu werden. Einst-

mals setzte er seine Nachbarschaft in Schrecken, indem er mit Ungestüm die Fenster öffnete, und aus allen Kräften schrie, man wolle ihm das Leben nehmen. Einer seiner Freunde entschloß sich, ihn ins ehemalige Hotel — Dieu zuschicken, um seinen Wahnsinn hier heilen zu lassen. Allein er ließ ihn nicht da bleiben, sondern schickte ihn zwanzig Tage darauf mit einem Reisegesellschafter in das väterliche Haus in einer kleinen in der Nähe der Pyrenäen gelegenen Stadt ab. Seine geistigen und körperlichen Kräfte waren gleich sehr geschwächt, und in einem beständigen Wechsel zwischen den Ausbrüchen des Wahnsinns und den Anfällen der schwärzesten Melancholie verdammte er sich hier zur strengsten Absonderung; er wies alle Speisen von sich und begegnete allen, die sich ihm näherten mit Ungestüm. Zuletzt hinterging er die Wachsamkeit seines Wärters, entfloh im Hemde in den nächsten Wald, verirrte sich daselbst und starb aus Kraftlosigkeit. Zwei Tage darauf fand man ihn todt und in seiner Hand Platons Phädon.

63.

Eine plötzlich entstandene Gefahr vertilgt bey jemand den Hang zum Selbstmorde.

Ein Gelehrter, der sehr unmäßig im Essen und erst seit kurzen von einem dreytägigen Fieber geheilt war, fühlte gegen das Ende des Herbstes einen entsetzlichen Trieb zum Selbstmorde, mit schauerlicher Gelassenheit überlegte er oft die Art und Weise, wie er sich umbringen wolle. Eine Reise nach London vermehrte seine Schwermuth, und beflügelte den Entschluß seinem Leben ein Ende zu machen. Er wählte zur Ausführung seines Vorhabens eine sehr späte Stunde in der Nacht, und begab sich auf die Brücke der Themse, um sich daselbst ins Wasser zu stürzen, allein sobald er auf der Brücke anlangte, überfielen ihn Räuber, um ihm seine Baarschaft zu rauben. Er gerieth darüber in heftigen Zorn, und strengte nicht ohne die lebhafteste Furcht und die größte Verwirrung, alle seine Kräfte an, um ihren Händen zu entrinnen. Der Kampf endigte sich und plötzlich entstand eine Revolution in der Geistesstimmung dieses Melancholikers. Er vergaß den eigentlichen Zweck seines Ganges, und kehrte, frei von seinem unglücklichen Vorsatze zum Selbstmorde nach Hause zurück.

64.

Ein Affe verrichtet Bedientendienste.

Acosta sah zu Carthagena in des Gouverneurs Hause einen Affen, der viele Geschäfte eines Bedienten verrichtete. Man schickte ihn z. B. in einem Laden nach Wein, gab ihm in die eine Hand die Flasche, in die andere aber das Geld. In dem Weinladen konnte man man das letztere nicht eher von ihm bekommen, als bis seine Flasche gefüllt war. Wenn die Jungen auf der Straßen mit Steinen nach ihm warfen, so setzte er seine Flasche nieder, warf ebenfalls mit Steinen nach ihnen, und machte sich den Weg frey; dann nahm er seine Flasche wieder in die Hand, und trug sie nach Hause. Besonders bemerkenswerth hierbei ist noch, daß, ob er schon ein grosser Liebhaber vom Weine war, er diesen doch nicht eher anrührte, bis man ihm die Erlaubniß dazu gab.

65.

Sonderbare Visionen.

Welchen bedeutenden Einfluß eine krankhafte Beschaffenheit des Körpers auf unsere Vorstellungen, und auf unser gesammtes Denkvermögen habe, daß wir uns einbilden, Personen oder Gestalten von andern Dingen zu sehen, von deren Nichtanwesenheit wir doch aus triftigen Gründen überzeugt sind, oder seyn könnten; und wie wir uns, aller Bemühungen ungeachtet, dennoch nicht von diesen Geschöpfen unserer Phantasie befreien können, davon erzählt Herr Nicolai in der Berliner Monatschrift einen an sich selbst erlebten, merkwürdigen Fall. Welcher peinliche Zustand aber daraus entstehe, wenn man diese Veränderungen nicht außer sich, sondern an sich selbst erfolgen sieht, davon sey es mir erlaubt, aus meiner Erfahrung ein Beyspiel anzuführen.

Als ich in W. studierte, genoß ich die vertraute Freundschaft eines jungen talentvollen Mannes, der mit einem rastlosen Streben nach Wahrheit und Gewißheit im Reiche der Erkenntniß einen glühenden Enthusiasmus für Sittlichkeit und Menschenwohl, so wie für alles Gute und Schöne, verband, der alles um sich her zu veredeln, und alle, mit denen er lebte, zu einem vernünftigern und geschmackvollern Lebensgenuß zu füh-

ren suchte; der aber durch eben diesen brennenden Eifer, durch dieses stets rege Gefühl für alles Gute, Wahre und Schöne sich selbst unglücklich machte. Den allenthalben bemerkte er mit zu lebhaftem Mißvergnügen jedes Mißverhältniß, und fühlte seine geistigen und körperlichen Anlagen, Kräfte und Bestrebungen, durch den drückenden Zwang der Nothwendigkeit und des Verhältnisses von allen Seiten beschränkt. Die meiste Erleichterung fand er im Umgange mit mir, weil ich unter allen seinen akademischen Freunden die meiste Theilnahme an allen seinen Freuden und Leiden bewieß, am meisten mit seinen Launen Geduld hatte, und in seine liebenswürdigen kosmopolitischen Schwärmereien einstimmte. Endlich aber erlag sein ohnehin schwächlicher und reizbarer Körper durch den zu starken Einfluß, und die zu heftigen Bewegungen seines unruhigen Geistes, und eine gewöhnliche Hypochondrie bemächtigte sich in einsamen Stunden, besonders des Nachts, seines ganzen Wesens.

Hier sah er nun im halb wachenden und halb träumenden Zustande mancherley wunderbare Gestalten um sich schweben. Dieses dauerte so lange, und die Unruhe in welche er versetzt wurde, nahm so zu, daß er auch endlich an sich selbst allerlei Veränderungen wahrzunehmen glaubte. Bald schien ihm eine Hand, bald ein Fuß, bald der Kopf, mit jedem Augenblicke zu wachsen, und endlich so groß zu werden, daß diese Theile seines Körpers nicht mehr im Zimmer Raum hät-

ten, sondern sich an allen Wänden drückten, und dadurch viereckigt, oder würfelförmig würden. Dabei hatte er ein unangenehmes drückendes Gefühl im Körper selbst, als ob diese Vergrößerung, und dieses Zusammenpressen der Glieder, wirklich Statt fände.

So quälte er sich eine geraume Zeit mit dem drückenden Gefühl der Beschränktheit seines körperlichen und geistigen Zustandes, und konnte, weil seine Phantasie zu sehr in der Welt der Ideale schwärmte, zu keinem reinen und frohen Gefühl des Lebens gelangen, so daß ich endlich besorgt war, es möchte eine gänzliche Abspannung und Zerrüttung seiner Geisteskräfte daraus erfolgen. Endlich gab ihm die veränderte reine Luft und Bewegung auf einer Gebirgsreise, verbunden mit der dadurch erlangten Ruhe von Geistesarbeiten, seine Ruhe an Geist und Körper wieder, so daß er nun als praktischer Erzieher, bei einer weniger sitzenden, aber dabey geschäftvollern Lebensart, einer dauerhaften Gesundheit genießt.

66.

Etwas über Antipathieen.

In der Gallerie des Wundervollen und Außerordentlichen sind bereits mehrere Beispiele merkwürdiger Antipathien in der Natur angeführt worden, namentlich von einem Abscheu gegen Katzen, und andere Thiere, zum Beweise, daß durch die Nähe dieser Thiere ein widriger Reiz in der ganzen Organisation des Körpers selbst verursacht werde, und daß gewiße Personen die Nähe einer Katze empfanden, ob sie gleich dieselbe nicht gesehen hatten.

Eine andere Antipathie habe ich an mir selbst bemerkt, und theile sie hier den Lesern mit, als Bestätigung des großen Einflusses der Einbildungskraft auf den Körper, und als Beleg zu der Behauptung, daß ein sehr großer Theil der Krankheiten aus der Einbildungskraft entspringt.

Alles, was sonst auf ein zärtliches und reizbares Nervensystem einen äußerst widrigen Eindruck macht, und Abscheu und Eckel, oder gar Erbrechen erregt, kann ich ohne die mindeste Furcht oder Abneigung sehen oder berühren; nur gegen dreierlei lebendige Geschöpfe fühle ich einen unwiderstehlichen, durch nichts zu vertilgenden Widerwillen, und zwar gegen Raupen, Kröten und Ohrwürmer. Jedesmal, wenn ich ein dergleis

chen Geschöpf in der Nähe betrachte, oder gar berühre, fühle ich ein Zittern in allen Muskeln, einen kalten Schauer durch alle Nerven der vom Kopf aus, durch den Rücken bis in die entferntesten Theile des Körpers geht, und der gewöhnlich mit einem leichten Schwindel, und gelben oder blauen Dunst vor den Augen, begleitet ist. Je unerwarteter ich mit diesen Geschöpfen in Berührung komme, desto heftiger äußert sich durch diese Zufälle mein Widerwille gegen dieselben. Dieser Abscheu gegen gedachte Thiere entstand bei mir auf folgende Art:

Eine der größten grauen Obstraupen, mit blauen Streifen, fiel mir zufälliger Weise beim Obstessen vom Baume herab queer über den Mund, und wurde von mir in zwei Hälften zerbissen: und hier bemerkte ich zum ersten Male die obigen Symptome. — Eine gewöhnliche Landkröte sprützte mir, als ich sie aus dem Garten tragen wollte, ihren klebrigten Saft auf die Hand und ins Gesicht, wovon beydes ein Paar Tage lang aufgeschwollen war; — und ein Ohrwurm, den ich mit den Fingern angefaßt, und vielleicht gedrückt hatte, setzte aus Rache eine seiner Zangen in eine meiner Fingerspitzen fest ein, wendete sich ohngefähr 6—8mal herum, und drehte dadurch ein kleines Stück Fleisch von der Fingerspitze, mit einem für mich sehr empfindlichen Schmerze heraus: und seitdem habe ich, durch eine sonderbare Ideenassociation, indem sich alle jene vormals gehab-

ten Empfindungen wieder erneuern, jedesmal bey Berührung oder auch nur beim nahen Anblick dieser Thiere, die gedachten Empfindungen gehabt, und aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht wieder los werden können. Vernunftgründe von der Unschädlichkeit dieser Thiere, haben nie etwas gefruchtet; Versuche, mich mit der Zeit daran zu gewöhnen, und dagegen abzuhärten, und diese Regungen zu schwächen, sind stets von schädlichen Folgen gewesen. Denn als einer meiner Freunde mir die Gefahr vorstellte, mir durch diesen Eckel gegen dergleichen Thiere eine Krankheit zuzuziehen, und mir rieth, unmittelbar nach, oder während dieser Empfindung das Thier zum zweitenmal, und so fort immer häufiger zu berühren, so äußerten sich nicht nur nach jedesmaliger Berührung diese Symptome heftiger, sondern ich war auch endlich dem Erbrechen, und einer Ohnmacht so nahe, daß ich nur mit Mühe mich an einem Baum gelehnt, auf den Beinen erhielt; ja ich bemerkte noch zwei Tage lang nachher fieberhafte Zufälle an mir. Seitdem habe ich die Hoffnung aufgegeben, mich von diesen unangenehmen Empfindungen befreien zu können; und ich erkenne, durch Thatsachen überwunden, die Oberherrschaft der Einbildungskraft über alle Gründe der Vernunft und Erfahrung: und diese psychologisch-physiologische Beobachtung an mir selbst erklärt mir sehr leicht das Entstehen mancher Krankheit durch die Einbildungskraft. —

Ein ähnliches Beispiel sahe ich vor ohngefähr sechs Jahren in Sorau, an einer Bürgersfrau, welche einen natürlichen Eckel gegen jede Art von Würsten hatte. Dieser hatte man, ohne ihr Wissen, auf einer Reise ein Stück Wurst in die Suppe gethan, ohne daß sie die mindeste Uebelkeit darnach empfand. Nach ohngefähr zwei Stunden, als sie abreiset, sagt man ihr, sie habe Wurst in der Suppe gegessen. Sogleich bekommt sie ein so heftiges die ganze vier Stunden lange Rückreise fortdauerndes Erbrechen, daß sie todt aus dem Wagen ins Haus getragen werden muß. — Eine Warnung für diejenigen, welche mit andern, leicht zum Eckel geneigten Personen ihren unwitzigen Scherz treiben wollen.

67.

Springquellen in einem Flusse.

Bey einem nahe an der Neiße gelegenen, zu der Herrschaft Sorau in der Niederlausitz gehörigen Dorfe, Namens Groß-Särchen, wurde ich vor einiger Zeit auf eine besondere Naturmerkwürdigkeit aufmerksam gemacht.

Die Neiße bildet daselbst zwei Arme, zwischen welchen eine kleine mit Laubholz bewachsene, ohngefähr zwanzig Fuß hohe Insel sich befindet, wohin ich während meines Aufenthalts daselbst, wegen der angenehmen Lage und Aussicht, mit der Familie des Predigers, zuweilen Spaziergänge unternahm. Auf dem höchsten Theile dieser Insel befindet sich ein Quell, der ungeachtet des trüben Flußwassers, hell wie ein klarer Krystall, zwischen dem feinsten Kiessand hervorsprudelt. Das sehr wohlschmeckende, ein wenig eisenhaltige Wasser ist stets in einer dem Sieden ähnlichen Bewegung; besitzt jedoch nur im Winter einige Wärme, daher es dampfend hervorquillt, und nie zufriert: im Sommer hingegen ist es von eiskalter Temperatur. Wenn man mit einem Stocke in die sandige Oeffnung des Quells sticht, so springt das Wasser höher empor, weil ihm dadurch zwischen dem feinen Sande, welcher sonst das Hervorsprudeln hindert, Luft gemacht wird.

Einige hundert Schritte davon, am diesseitigen Ufer der Neiße, einige Fuß hoch springt aus dem Ufer selbst ein anderer Quell in den Fluß hinein, der mit jenem erstern von gleicher Beschaffenheit ist, und dessen Wasser von den Einwohnern des Orts als Trinkwasser gebraucht wird, welches zugleich die Eigenschaften eines Gesundbrunnens besitzt.

Wahrscheinlich entstehen beyde Quellen aus der am jenseitigen Ufer befindlichen kleinen Bergkette, welche sehr reich an mineralischen Produkten, vorzüglich an einem sehr ergiebigen Eisen-

erz, das beinahe gediegenes Eisen enthält, desgleichen an Dendriten, Steinkohlen, Thonschiefer, und andern dergleichen Bildungen der Natur ist, und fließen unter dem Flußbette fort, bis sie ihre Oeffnung erreichen.

68.

Molain, genannt der Eisenbrecher.

Johann Peter de Molain, genannt der Eisenbrecher, war einer meiner Mitgefangenen, die ich in der Bastille kennen lernte, erzählt Reneville. Er war ein Mann von mittler Statur, aber sehr breitschultrig, und besaß eine ungeheure Stärke, weshalb er auch den Namen Eisenbrecher erhalten hatte. Er war vormals Officier unter dem englischen Dragoner-Regiment von Walef gewesen, welches in holländischen Diensten stand, aber bei einer Reise in sein Vaterland Frankreich, aus einem ungegründeten Verdacht verhaftet und in die Bastille geschleppt worden, in welcher er auch wahrscheinlich gestorben ist. Als er hineingebracht worden und die Thür seines Gefängnisses kaum hinter ihm zugeschlossen war, so riß er eine an der Wand angebrachte armstarke und vierfach in einander geschlungene Kette, welche hundert Pfund

Pfund wog, mit einer unbegreiflichen Leichtigkeit heraus, und schlug sie an der Wand seines Kerkers in Stücken. Als ihm einstmals der Gefangenwärter Ru aus Bosheit sein Mittagsessen nicht gegeben hatte, so machte er sich an die Thür seines Gefängnisses und sprengte sie in kurzer Zeit auf. Dieses bewerkstelligte er bloß durch seine Hände. Die Thür war von Eichenholz, fast einen halben Schuh dick, mit Eisenblech beschlagen, und mit doppelten mehr als armdicken Riegeln und einem sehr starken Schlosse versehen. Ein gleiches that er mit einer zweyten Thür an der Treppe, die zu seinem Kerker führte, welche von ihm eben so leicht über den Haufen geworfen wurde. Er pochte sodann an die Hofthür und schrie mit ungeheurer Stimme: Ru, komm und bringe mir geschwind meine Mahlzeit, oder ich sprenge diese Thür auch noch auf. Ru kom endlich, allein statt ihm sein Mittagsessen zu bringen, ließ er durch vier Soldaten eine ungeheure Kette herbeischaffen, unter deren Gewicht ein Mensch hätte erliegen müssen. Mehr denn zehn starke Schergen und der Schlosser der Bastille, der den Molain darin anschmieden sollte, folgten nach. Der Major und Hauptmann der Bastille mit einer ganzen Rotte Trabanten, welche Ochsen-Sennen und tüchtige Knüttel mit sich führten, beschlossen den Zug. Als Molain diese fürchterliche Begleitung sahe, brach er in ein lautes Gelächter aus und drohete den Major, sobald ihn diese Leute schlagen würden, auf der Stelle zu er-

würgen und es den übrigen sodann eben so zu machen, und sagte: so lange man ihn in ein so abscheuliches Loch stecke und darin wollte Hunger sterben lassen, so werde er sich auf alle mögliche Art Hülfe zu schaffen suchen, sonst aber würde er sich ruhig verhalten. Indem er so redete, hielten ihn zehn Mann, worauf ihm der Schlosser am Halse, Händen und Füßen die schwersten Eisen anlegte, welches er sich alles geduldig gefallen ließ. Einige Maurer und Zimmerleute machten unterdessen die Thüren wieder zu rechte und konnten nicht begreifen, wie ein einziger Mann blos mit seinen Händen solche starke Thüren habe über den Haufen werfen können. Nachdem dies geschehen war, sagte Molain zur ganzen Versammlung: wenn ihr wollt, daß ich mich ruhig verhalten soll, so behandelt mich menschlich und nicht wie ein Vieh. Habe ich mich an dem Könige und dem Staate versündiget, so nehme man mir das Leben. Wollt ihr mich aus Staatsgründen gefangen halten, so geht mit mir, als mit einem Staatsgefangenen um. Ist es des Königs Meinung, daß man mich mit Ketten, die kein Pferd erschleppen kann, beschwert? Wenn ihr sie mir in Gutem abnehmt, so will ich ruhig seyn, wo nicht, so werde ich mich der schweren Fesseln, unter denen ich eurer Meinung nach erliegen soll, in kurzer Zeit entledigen und sodann mit deren Hülfe den Thurm, in welchem ich gefangen sitze, über den Haufen werfen.

Der Major und das ganze Gefolge lachten über diese Rede und hielten sie für eine Großsprecherei, aber Molain hielt Wort. Es war ohngefähr Nachmittags um 5 Uhr, als sie ihn verließen und seinen Kerker wieder verschlossen. Ich als Molains Nebengefangener hörte, daß der Major auf dem Rückwege sagte: Er muß die Nacht in diesem Loche zubringen, unterdessen werde ich ein Behältniß für ihn zurechte machen lassen, in dem ihn der Muth schon vergehen soll. Was nun fast unbegreiflich, aber doch wahr ist, so hatte sich Molain schon vor 6 Uhr seiner Ketten entledigt, und fieng sodann an, mit deren Beihülfe das Mauerwerk des Thürms loszubrechen. Er zog Steine heraus, die drei Männer nicht bewegen konnten, die Menge, die er in weniger denn vier Stunden herausbrach, ist unglaublich. Er erschütterte den ganzen Thurm, so daß die andern darin sitzenden Gefangenen von demselben verschüttet zu werden glaubten. Sie schlugen daher an ihre Gefängnißthüre und eröffneten den Schildwachen die Gefahr in der sie schwebten. Ich als der nächste, und der folglich die Gefahr am besten merkte, schrie der unten am Thurme befindlichen Schildwache zu, daß selbiger durch Molains Arbeit einstürzen würde, allein die Sache schien ihr unbegreiflich und sie achtete daher auf meine Rede nicht. Als wir sahen, daß uns unser Schreien nichts half, baten wir den Molain, daß er mit seinen Arbeiten aufhören möchte weil wir in der größten Lebensge-

fahr schwebten. Er gab endlich unsern Bitten Gehör, drohete jedoch, daß, wenn er den folgenden Tag nicht besser behandelt würde, er den Thurm ein für allemal umstürzen würde.

Den Tag darauf erzählten wir den Officiers der Bastille, welche uns besuchten, diesen für uns so schrecklichen Vorfall, allein unsere Erzählung schien ihnen unglaublich. Als sie aber hinunter zu Molains Kerker giengen, dessen Thüre sie wegen der großen Menge Steine, die vor derselben lagen, nicht öffnen konnten, und durch die Luftlöcher die entsetzliche Unordnung in Molains Kerker gewahr wurden, so wurde ihnen anders zu Muthe und sie ruften sogleich den Aufseher Ru herbei. Dieser mochte nun durch die stärksten Schwüre den Molain versichern, daß er in eine beßre Lage kommen sollte, so glaubte er ihm doch nicht, weil er ihn schon öfters belogen hatte. Es mußte daher der Gouverneur du Joncas selbst kommen, und ihm bei seiner Ehre versichern, daß er besser und anständiger behandelt werden sollte, worauf sich Molain ergab und mit seiner Zerreissung der Mauern aufzuhören versprach. Molain räumte sodann von früh 8 Uhr bis Nachmittags 1 Uhr die Steine, welche er herausgearbeitet und zum Theil vor seine Kerkerthür gelegt hatte, hinweg, und man hielt ihm sodann Wort. Er bekam ein viel besseres Gefängniß und erträglichere Kost. Er hatte den Thurm an verschiedenen Orten untergraben und sein Kerker war fast bis oben an das Gewölbe voller Steine, die er

herausgebrochen hatte, und wovon einige von ungeheuerer Größe waren. Sechs Männer hatten eine ganze Woche zu thun, dasjenige, was ein einziger Mann in vier Stunden herausgebrochen hatte, wieder aufzubauen. Molain gestand mir nachher, als er mit mir in ein Gefängniß zu sitzen kam, daß ihn einigemal bei seiner Arbeit die Kräfte ganz verlassen hätten.

In der Bastille hielt man ihn wegen seiner ungeheuren Stärke für einen Zauberer, denn er konnte, trotz daß man ihn in der Bastille halb verhungern ließ, die eisernen armsdicken Stäbe vor seinem Kerker, mit den Händen so leicht gegen einander und wieder zurückbiegen, als wenn sie von Wachs gewesen wären, mehrerer anderer Proben seiner unglaublichen Stärke nicht zu gedenken.

69.

Die Pferde mit ihren Füllen in Wassersnoth.

Die Insel Krautsand, ein zum Amte Wischhafen gehöriges, von der sogenannten Süd- und Nordelbe umgebnes herrschaftliches Pertinenz, hat

mit ihren Bewohnern das öftere, und zur Zeit der Springfluthen und widrigen Winde nicht selten mehrmahlige Schicksal, daß sie völlig unter Wasser gesetzt wird.

Im Monat April des Jahres 1794 war das Wasser eines Tages so schnell in die Höhe gestiegen, daß die auf der Weide mit ihren jungen Füllen sich befindenden Pferde plötzlich in tiefem Wasser standen. Sie zogen sich daher mit wiehernden Stimmen in einen engen Bezirk zusammen, und in dieser Versammlung scheint folgende Maaßregel zur Rettung ihrer Füllen verabredet worden zu seyn, an deren Ausführung einige alte Rappen, bei denen kein mütterliches Interesse die Triebfeder seyn konnte, Theil nahmen.

Es hatten nämlich allemal 2 alte Pferde ein junges Füllen durch ihr beiderseitiges Zusammendrängen dergestalt zwischen sich aufgeklemmt, daß dieses kleine Thier, ganz verwunderungsvoll, über die Oberfläche des Wassers emporgehoben, und außer den niederhängenden Beinen der ganze Körper völlig wasserfrei war. Alle in der Nähe befindlichen Ochsen und Kühe hatten sich bereits flott gemacht, und richteten, eine jede zusammengehörende Kolonne für sich, ihr Steuer nach ihren Wohnungen. Aber unsre edlen Rosse standen mit ihren Bürden in unerschütterlicher muthvoller Beharrlichkeit unbeweglich bis nach sechs Stunden, da es wieder Ebbe ward, das Wasser allmählig anfieng, sich wieder zu verlaufen, und auf solche Art ihre Lieblinge gerettet waren.

70.

Mütterliche Zärtlichkeit bey Thieren.

Im Jahre 1778 trafen zwei Jäger in der Gegend von Treuenbriezen im späten Herbst eine einsame Bachstelze, die mit ängstlicher Eile ihr kümmerliches Futter suchte, und zwar zu einer Zeit an, wo man diese Thierchen in unsern Gegenden gar nicht mehr bemerkt, indem sie schon lange vorher wärmern Ländern zuziehen, weil sie in den kältern Tagen keine Insekten, die ihnen zur Nahrung dienen aufsuchen können. Die Seltenheit dieses Phänomens machte die beiden Freunde aufmerksam, und sie beobachteten die Bachstelze genauer. Bald bemerkten sie, daß das Vögelchen, sobald es etwas gefangen hatte, einer benachbarten Eiche zuflog, dann zurückeilte, neues Futter suchte, und schnell zu dem Baum zurückkehrte. Sie näherten sich behutsam der Eiche, und sahen aus einer kleinen Vertiefung in dem Baume den Kopf eines Vogels hervorragen, der durch seine Größe verrieth, daß er zu einem andern Geschlecht gehörte. Und doch bemerkten sie zu ihrem Erstaunen, daß dieß der Gegenstand war, der die Bachstelze an diese Gegend fesselte, und dem sie von Zeit zu Zeit die mühsam gesuchte Nahrung zubrachte. Um sich näher von der Sache zu unterrichten, stiegen sie den Baum hinauf, und sahen, daß ein größrer

Vogel in einer Höhlung desselben so eingeschlossen war, daß er nur seinen Kopf und Hals herausstrecken konnte. Sie giengen zurück, um ein Beil zu holen und den Gefangenen zu befreien. Bei ihrer Zurückkunft fanden sie die Bachstelze immer noch sorgsam beschäftigt ihrem großem Pflegekinde Futter zu bringen. Und als sie jetzt mit dem Beil arbeiteten, die Höhlung zu vergrößern sahn sie die Pflegemutter des Eingekerkerten sie mit allen Zeichen der höchsten Angst umflattern. Jetzt war der Kerker geöffnet, und sie fanden — einen Kuckuck, der aber wegen des beschränkten Raums nicht völlig ausgewachsen war, indem weder die Flügel noch die Schwanzfedern ihre gehörige Länge hatten, und er auch nicht einmal auf seinen Füßen stehen konnte. In die Höhlung, die durch das Abbrechen eines nicht großen Zweigs entstanden war, konnte er nur auf folgende Art gekommen seyn: die Bachstelze hatte sich diesen Platz zu ihrem Nest ausgesucht. Ein Kuckuk, den, wie man jetzt weiß, sein Körperbau hindert, seine Eyer selbst zu bebrüten, und der daher gewöhnlich sie in Nester anderer Vögel, besonders der Bachstelzen legt, hatte in die Hölung, in die er nicht selbst kommen konnte, sein Ey hineinfallen lassen. Die Bachstelze hatte das Ey gebrütet und ausgebracht. Der junge Kuckuck wuchs, ehe er fliegen konnte, zu einer Größe heran, die ihn hinderte, die Höhlung, worin er sich befand, zu verlassen, und die Bach-

stelze fütterte ihr eingesperrtes Pflegekind, daß sich selbst nicht nähren konnte, viele Monate lang und erfüllte so die Bestimmung der Natur, welche den Müttern die Pflege der Jungen auferlegt hat, bis diese selbst für ihre Nahrung sorgen können, mit der äußersten Anstrengung. Ja! sie erfüllte die Bestimmung der Natur mit solcher Treue, daß sie sich dabei aufopferte. Denn nur sie allein war zurückgeblieben, als ihr ganzes Geschlecht unsre kältere Gegend verlassen hatte, um ein Geschöpf nicht umkommen zu lassen, das zu einem ganz andern Geschlecht gehörte, und mit dem sie bloß durch die ihm erzeigten Wohlthaten und durch seine Hülflosigkeit verbunden war.

71.

Der Oft-Verjüngte.

Als Nouez de Luna Portugiesischer Vice-König in Indien war — erzählt Lopez in seinem Chroniko — brachte man im Jahr 1593 einen alten Bengalen zu ihm, der mit Zeugnissen, die man glaubhaft und unverwerflich fand, bewies, er sey schon 340 Jahr alt. Sein beschwerliches

Alter hatte eine viermalige Verjüngerung ihm versüßt, und mit jeder hatte er neue Kräfte bekommen. Er hatte nach und nach 700 Weiber gehabt, lebte nachher noch lange munter und kräftig, und wurde 370 Jahr alt. Hierauf starb er, und es kam zu keiner fünften Verjüngerung

72.

List eines Raben.

Vor einigen Jahren wurde in einer Apotheke ein Rabe unterhalten, der ungehindert herumspazierte, und durch seine Possirlichkeiten manchem Vorübergehenden Vergnügen machte.

Dieses Thier pflegte mit den Hühnern im Hause auf einer und derselben Stange sein nächtliches Lager aufzuschlagen, und unterhielt Jahre lang die beste freundschaftliche Nachbarschaft, bis endlich der Hausherr ein paar Auerhüner kaufte, welche des Abends den übrigen Hünern aufs Nachtquartier nachtolgten, und, da sie sich ganz vorn an den Steig niederließen, dem armen Raben dadurch sein zeithero behauptetes Plätzchen versperrten. — Er erschien, und suchte solches zu erhalten, wurde aber von einem der fremden Gä-

ste mit dem Flügel dergestalt begrüßt, daß er von der Stange in den Hof hinunterpurzelte. Dort spazierte er einige Minuten nachdenkend herum, und kam endlich mit einem kurzen starken Holze im Schnabel auf dem Steige an. — Sobald er einige Stufen vorwärts marschirt war, machte er Halt und klopfte mit dem Holze. — Die Auerhünerck zogen sich zurück. Der Rabe stieg hierauf höher, und wiederholte sein Getöse. Der Feind zog sich noch mehr zurück. Nun erstieg er die Stange, setzte sich mit seinem Holze hart an die besiegten in Furcht gesetzten Feinde — und konnte nicht nur diesesmal, sondern auch ferner seine alte Besitzung ohne Einspruch behaupten.

73.

Ein Affe, den man für eine verstorbene Frau ansieht.

Ein reicher Herr hatte einen großen Gefallen an Thieren. Man fand bei ihm viele Hunde, ausländische Vögel und auch einen Affen. Dieser belustigte seinen Herrn sehr oft durch allerley Possirrlichkeiten. Man ließ ihn frei herumlaufen, und er verließ daher oft das Haus des

reichen Herrn, und suchte hie und da einen Leckerbissen zu erhaschen. Vorzüglich aber gewöhnte er sich an eine alte reiche Frau, die in einem kleinen Hause ein stilles Leben führte. Diese wartete ihm oft mit Obst auf, und er hatte sie sehr lieb gewonnen.

Es vergieng beinahe kein Tag, daß der Affe bei der alten Frau nicht seinen Besuch abstattete. Die Frau wurde krank und starb. In zwei Tagen sollte ihr Leichnam begraben werden. Es versammelten sich viele Menschen in ihrem Hause; und der todte Körper wurde fortgetragen.

Unterdessen war der Affe in die Stube der verstorbenen Frau gekommen, und hatte sich sorgfältig in allen Winkeln nach seiner Wohlthäterin umgesehen. Da er sie nicht fand, und einige von ihren Kleidungsstücken erblickte, so sprang er zu diesen hin, und zog sich mit vieler Mühe einige davon an. Den Kopf hüllte er in einen Schleier, der auf dem Tische lag.

So angekleidet sprang der Affe in das Bette der verstorbenen Frau, legte sich nieder, deckte sich gut zu und schlief ein.

Als er eingeschlafen war, kam eine Magd in die Stube, um sie auszukehren. Sie kehrte immer ruhig fort, als sie aber nahe an das Bette kam, worin der Affe lag, und diesen in dem Schleier ihrer Frau erblickte, ließ sie vor Schrecken den Besen aus der Hand fallen, und sprang mit einem Angstgeschrei zum Zimmer hinaus. Himmel! rief sie den andern Leuten im Hause

zu, unsere Frau ist nicht gestorben; sie liegt lebendig in ihrem Bette!

Die andern wollten dieß nicht glauben. Sie gingen in die Stube hinauf, worin die Frau liegen sollte, und guckten zur Thüre hinein. Als sie den Affen mit den Schleier erblickten, überfiel sie ein großer Schrecken. Sie liefen so schnell sie konnten fort, und riefen: es sey alles wahr, was die Magd gesagt habe, die Hausfrau sey nicht gestorben, sondern sie lebe noch und befände sich in ihrem Bette.

Bald war diese Nachricht in der ganzen Stadt bekannt. Man lief sogleich hin nach dem Kirchhofe, wo der Leichnam der verstorbenen Frau eben ins Grab gelegt werden sollte. Haltet ein mit dem Begraben! rief man, die Frau lebt noch, und liegt in ihrem Bette.

Alles war über diese Nachricht bestürzt. Man trug die Leiche wieder in das Haus zurück, das ganz voll Menschen war. Eine große Menge stieg die Treppe hinauf und drängte sich in die Stube. Als aber einige den verkleideten Affen erblickten, erhoben sie ein Geschrei, und nun stürzte alles zum Zimmer hinaus und die Treppe hinab.

Der Affe wurde durch den großen Lärm aus dem Schlafe geweckt. Er wußte nicht, was der Tumult bedeuten sollte. Als er sich aber ein wenig die Augen ausgerieben hatte, sprang er aus dem Bette und spazierte aufrechts zur Stube hinaus. Als dieß die Menschen sahen, die unten

in einem großen Haufen standen, fiengen sie jämmerlich zu schreien an, und liefen durch einander.

Auf einmal stand der Affe, der für die verstorbene Frau des Hauses angesehen worden war, in der Mitte dieser Menschen. Jetzt erst erkannte man ihn, und der allgemeine Schrecken verwandelte sich in ein allgemeines Gelächter.

74.

List einiger Krähen.

Im Herbst des abgewichenen Jahres speiste ich eine Gans, wovon mein Spitzhund die Knochen erhielt. Die Anzahl der letztern war zu beträchtlich, als daß er solche mit einemmale verzehren konnte. Er verscharrte daher einen Theil davon, und wollte ein großes Bein, das er vergebens unterzubringen suchte, auf der Straße vor meinem Fenster verzehren. Es war diesen Tag ein kleiner Schnee gefallen. — Mein Spitz lagerte sich aber ganz ruhig drauf, und streckte seinen buschichten Schweif aus.

Nach Verlauf einiger Minuten versammelte sich eine Anzahl Krähen, die an des Hundes Mittagstafel Theil zu nehmen Miene machten.

Indessen ließ sich dieser nicht im geringsten stören, ohngeachtet die Zahl der Gäste von Zeit zu Zeit zunahm, so daß zehn auf das Bein Jagd machten. —

Eine alte, dem Anschein nach erfahrnere Krähe machte den ersten Angriff; und während die übrigen die Wachsamkeit des Hundes von vorne beschäftigten, rückte dieselbe dem Hunde von hinten näher, zwickte ihn in den ausgestreckten Schweif und entfloh. — Der Spitz blieb ganz ruhig, weil nur die Haare am Ende des Schweifs angegriffen worden waren. — Durch das Beispiel des alten Anführers aufgemuntert, wagte jetzt eine andere den nämlichen Angriff, der aber so wie die nachher öfters erfolgten Versuche mißglückte, bis endlich der Anführer nochmals erschien, und sich, doch mit der allergrößten Vorsicht weit näher an den Besitzer des Knochens wagte. Er zwickte und traf die äusserste Spitze des Schwanzes.

Nun fuhr der Hund hastig auf, und auf den Feind los. Allein in demselben Augenblicke erwischte eine andere Krähe das Bein, und flog damit aufs nächste Dach, wo sich ein harter Kampf des Eigenthumsrechts wegen entspann.

75.

Der Pater Sgambari.

Wer Vorstellungen, die seinen Leidenschaften oder Affekten schmeicheln, nicht kräftig beherrscht, sondern mit Liebe und Wohlgefallen an ihnen hängt und sich von ihnen regieren läßt, bei dem können sie leicht zu fixen Ideen werden und ihn zum Narren machen. Ehrgeiz, Liebe, Herrschsucht und dunkle Gefühle, deren Gegenstand jemand nicht in bestimmte Begriffe aufzufassen sucht, haben schon öfters den gelehrtesten Mann um den richtigen und besonnenen Gebrauch seines Verstandes gebracht. Jemand hatte öfters Schmerzen an der Stirne, und da diese beständig seine Aufmerksamkeit auf sich zogen und festhielten, so glaubte er endlich ein paar Hörner an der Stirne zu haben.

Ein Anderer, der oft Bauchgrimmen hatte, wähnte, daß ihm eine Schlange im Leibe sitze u. s. w.

Der gelehrte Jesuit, Pater Sgambari, bildete sich ein, daß er zum Cardinal erwählt worden sey, und es war nicht möglich, ihn von diesem ihm so schmeichelhaften Wahne zurückzubringen. Den Pater Provinzial, der in der Hoffnung, ihn von seiner Einbildung zu heilen, ihm freundschaftliche Vorstellungen machte, gab er folgende Antwort: „Sie halten mich entwe-

der für einen Narren oder nicht. Im letzten Falle begehen sie eine große Ungerechtigkeit, daß sie mit mir in einem solchem Tone reden. Im erstern Falle hingegen halte ich sie, mit ihrer Erlaubniß, für einen größern Narren, als mich selbst, weil sie glauben, einen Narren durch bloßes Zureden wieder zu rechte bringen zu können." Diese Einbildung abgerechnet war sonst sein Geist gesund und zu wissenschaftlichtn Untersuchungen aufgelegt. So oft junge Studierende zu ihm kamen, um sich bei ihm Zurechtweisung und Belehrung zu erbitten, und ihre Bitte nur mit der Anrede an Ihre Eminenz anfiengen, war er immer sehr umgänglich und that ihnen den ganzen Vorrath seiner Kenntnisse auf. Wenn man die Vorstellung solcher Unglücklichen verwirklicht, so werden sie wieder gesund; hätte daher der Papst den Pater Sgambari wirklich zum Cardinal gemacht, so wäre er sicherlich geheilt worden. (Muratoro über die Einbildungskraft, 2 Theil.)

76.

Canarienvögel thun, als wenn sie einen ihres Gleichen tödteten, und tragen ihn nachher zu Grabe.

Vor einigen Jahren zog jemand mit einer Menge Canarienvögel herum, denen er viele Kunststücke gelehrt hatte, mit deren Vorzeigung er seinen Unterhalt verdiente. Unter andern ließ er sie auch eine Hinrichtung vorstellen. Man hatte Sand auf den Platz, wo sie waren, gestreuet, und es dauerte nicht lange, so brachten einige Canarienvögel einen andern aus dem Gefängniß, führten ihn mitten auf den mit Sand bestreueten Platz, schlossen einen Kreis um ihn, und einer von diesen Kanarienvögel vertrat die Stelle des Scharfrichters. Er hob ein Bein in die Höhe und that als wenn er dem Verbrecher den Kopf abhaue. Dieser stürzte zu Boden, lag unbeweglich und als todt da, und die andern fielen über ihn her und zerzausten ihn gar erbärmlich. Der vermeintliche Todte rührte sich nicht. Auf das Geheiß ihres Herrn hoben sie endlich den Hingerichteten in die Höhe, trugen ihn eine Strecke fort und bedeckten ihn mit Sand. von den Canarienvögeln Trauerlieder und das Während dieser ganzen Ceremonie pfiffen einige

Ganze hatte viel Aehnliches mit dem Begraben unserer Soldaten. Endlich erlöste man den im Sande verscharrten aus seinem Grabe, allein er war gar erbärmlich zugerichtet und hatte sich in einigen Tagen noch nicht wieder erholt.

77.

Der Genuß der Datura verleitet eine ganze Gesellschaft zu lauter närrischen Streichen.

Die Datura ist der Stechapfel, dessen Genuß Verstandesverwirrung hervorbringt, wovon Unzer, in dem Arzte, 69. Stück, folgende Geschichte erzält:

Auf dem Schlosse zu Freyhof war im Jahre 1685 aus Versehen etwas Datura unter ein Linsengericht gekommen, das die Bedienten aßen. Alle, welche dieses Gericht genossen hatten, wurden auf einmal ihres Verstandes beraubt, und überließen sich einer Menge toller Streiche. Der eine Bediente trug alles Holz zum heimlichen Gemache, indem er vorgab, daß er dort Branntwein brennen müsse. Der andere schlug zwei Aexte übereinander, um auf diese Art

Holz zu spalten. Der dritte wühlte gleich einem Schweine mit dem Munde in der Erde. Der vierte gab vor, er sey ein Rademacher und fing zu bohren an. Auch setzte er ein Holz, worin ein Loch war, an den Mund, indem er das herrlichste Getränke zu trinken wähnte. Der Fünfte lief in die Schmiedeesse und wollte Fische fangen, die nach seiner Meinung darin herum schwämmen. Das eine Mädchen, das Spitzen machte, war außerordentlich ämsig, und warf die Klöpfel unaufhörlich herum, verwirrte aber alles unter einander. Ein anderes lief in die Stube und schrie, daß alle bösen Geister aus der Hölle hinter ihr herkämen. Den Tag darauf wußte keiner von diesen Leuten, was er gethan hatte.

78.

Der musikalische und sprechende Papagey.

Der berühmte Compositeur Vogler ist ein großer Freund von Vögeln und hat beständig eine große Anzahl davon in den Zimmern, wo er komponirt. Einstmals hatte er einen schönen Papagey geschenkt bekommen, der eine vortrefliche Stimme hatte, und mit dem er deshalb mancherlei Versuche anstellte. Er sang und spielte ihm vor,

allein sein Bemühen war ohne Erfolg; endlich merkte er, daß der Vogel dem D auf der vierten Linie im Discant, aufmerksam zuhörte. Er machte daher mit der Note den Anfang und der Vogel stieg bald eine ganze Oktave höher und damit er ihn bei Lust und Laune erhielte, zeigte er ihm eine Kastanie, die er zur Belohnung bekommen sollte. Nunmehr gab er sich Mühe, den Vogel immer höhere Töne zu lehren; die Anstrengung des Vogels aber hierbei war wirklich lächerlich; er machte einen Versuch mit der Note, und wenn er sie zu schwer für sich fand, so that er einen mächtigen Schrei, schlug mit den Flügeln an den Käfig und schien in der größten Unruhe zu s[illegible]n. Vogler componirte einige Arien, die der Stimme seines Lehrlings angemessen waren: diese lernte er bald, und da der Vogel wußte, daß, wenn er seine Sache gut mache, er eine Kastanie zur Belohnung erhalte, so fing er zum Erstaunen der Zuhörer allemal eine oder mehrere Arien zu singen an, wenn er Appetit zu seiner Lieblingsspeise bekam. Ein andrer merkwürdiger Umstand war es, daß, wenn sich Vogler ans Klavier setzte um eine neue Composition zu probiren, der Vogel piano allemal seine gewöhnlichen Arien, aber bloß eine bis zwei verschiedene Noten zu singen anfing, die insgemein 8, 5 oder 3 entsprachen.

So auffallend auch die Geschichte dieses Papageyes ist, so kann sie doch an Wunderbarkeit nicht mit der verglichen werden, die Locke in

seinem Versuche über den menschlichen Verstand erzählt, wovon Folgendes ein Auszug ist. Ich war begierig, sagt Locke, die Geschichte eines alten Papageys, der fragte und antwortete, und wie ein vernünftiges Geschöpf sprach, aus dem eigenen Munde des Prinzen Moriz zu erfahren, der ihn als Gouverneur in Brasilien gehabt hatte. Seine Leute sprachen oft davon und schlossen allemal damit, daß Zauberei oder Hexerei dabei im Spiele gewesen sey. Einer von seinen Caplanen, der sich lange nachher in Holland aufhielt, konnte seit der Zeit keinen Papagey mehr ausstehen, er behauptete, sie hätten alle den Teufel.

Da ich so wunderbare Dinge hörte, so erkundigte ich mich bei dem Prinzen selbst, was an der Sache wäre. Er erwiederte mir mit seiner gewöhnlichen Trockenheit, daß zwar etwas Wahres an den Gerüchten sey, die von diesem Papagey im Umlaufe wären, daß aber auch viel Uebertreibung und Falsches darüber verbreitet sey. Er erzählte mir hierauf, daß, als er nach Brasilien gekommen, er viel Wunderbares von einem alten Papagey gehört hätte: ob er nun zwar nichts davon geglaubt, und derselbe überdieß weit von ihm entfernt gewesen wäre, so sey er doch so neugierig gewesen, daß er nach ihm geschickt hätte; es wäre ein sehr großes Thier gewesen. Als der Papagey das erstemal ins Zimmer kam, wo sich der Prinz mit vielen vornehmen Holländ-

dern befand, rief er sogleich aus: was für eine Gesellschaft von weißen Menschen giebt es da!"

Man fragte ihn hierauf, wer der Mann sey? indem man auf den Prinzen zeigte. Er erwiederte: „ein General!" Als man ihn zum Prinzen brachte, fragte ihn dieser: „Woher kommst du?" „Von Marinam." „Wem gehörst du?" „Einem Portugiesen." „Was machst du da?" „Ich gebe auf die jungen Hühner acht?" Der Prinz lachte und sagte: „Du giebst auf die jungen Hühner acht?" „Ja! ich erwiederte der Papagey; ich weiß recht gut, wie ich das mache, und rief vier bis fünfmal Gluck, gluck, wie es die Leute machen, wenn sie die jungen Hühner locken.

Der Papagey sprach brasilianisch und der Prinz bediente sich, wie er Locken versicherte, zweyer Dollmetscher. Der eine war ein Holländer, der andere ein Brasilianer, und der Prinz war fest überzeugt, daß kein Betrug dabey obgewaltet habe.

79.

Sonderbare Erscheinungen am Menschen.

Es giebt Menschen, die bey großen Talenten und Kenntnissen nichts mit Glück auszuführen im Stande sind, so lange sie nicht etwas als Bedingung vorher gethan haben oder so oft sie nicht etwas zu einer bestimmten Zeit vornehmen. Daß eine frühe Gewohnheit diese Nothwendigkeit erzeuge, leuchtet dadurch ein, daß der Grund des Mißlingens bloß in der Vorstellung von dem Mißtrauen in seine Kräfte und von dem Gefühl einer Schwäche herrührt.

Der berühmte englische Dichter Milton dichtete bloß im Frühlinge und im Herbste: niemals aber gelang ihm ein Gedicht im Sommer oder Winter.

Pope war sehr glücklich im Denken, wenn er ritt, und ihm sollen viele seiner schönsten Verse im Trabreuten eingefallen seyn.

Das Alleingehen ist günstig fürs Nachdenken: J. J. Rousseau gelangen die tiefsinnigsten und trefflichen Untersuchungen besonders auf seinen Spaziergängen zwischen Bergen und Felsen.

Der griechische Philosoph Carneades purgirte sich allemal erst mit Helleborus, ehe er mit dem Philosophen Chrysippus disputirte.

Der Dr. Johnson mußte Thee trinken, ehe ihm eine Arbeit gelang. So können viele nicht arbeiten, ehe sie nicht Kaffee trinken, wie dies zum Beispiel bei Voltaire der Fall war.

John Hunter soll jedesmal eine Dosis Laudanum genommen haben, ehe er das Katheder bestieg, weil er sonst im Vortrage stockte.

Der Denker — ch konnte keine Geistesarbeit vornehmen, wenn er nicht Wein vorher getrunken hatte.

Hobbes war nicht im Stande zu studieren, wenn er nicht in den Rauch von zehn bis zwölf Pfeifen Taback eingehüllt saß.

Der große Friedrich II. nahm seine Zuflucht zum Schnupftabacke, um seinen Geist zum Nachdenken anzureizen.

Der Philosoph Descartes konnte nicht anders als im Bette liegend schreiben, und er soll seine vorzüglichsten Werke im Bette ausgearbeitet haben. Auch J. J. Rousseau gesteht in seinen Bekenntnissen, daß ihm viele seiner vorzüglichsten Gedanken im Bette eingefallen seyn.

Andere können wieder im Stehen besser mit ihrem Geiste arbeiten; besonders ist dieß beim Sprechen der Fall. Townshend, der vor 30 Jahren im Hause der Gemeinen so bewundert wurde, war bloß dann beredt, wenn er auf den Füßen stand; dieß fühlte er so sehr, daß er oft bei Tische aufstehen wollte, um seiner Unterhaltung desto mehr Nachdruck und Anmuth zu geben.

Der berühmte Mahler Reynolds konnte nicht anders als stehend mahlen.

Corneille verschloß die Fenster und verdunkelte die Zimmer, wenn er seine Trauerspiele schrieb.

Der berühmte Chatam, der Vater Pitts, pflegte allemal einige Seiten in Dr. Barrows theologischen Schriften zu lesen, ehe er zu den Debatten ins Haus der Gemeinen gieng.

Peter Pindar kann bloß witzig schreiben, in Gesellschaft aber nicht witzig sprechen.

80.

Pope's Traum.

Pope, dieser der gelehrten Welt so ehrenvoll bekannte Engländer, pflegte jährlich eine Zeitlang die Stadt zu verlassen, um ein Paar Monate hindurch auf einem angenehmen Landgute die stillen Freuden des Landlebens zu genießen. Als ein nach Grundsätzen moralisch guter Mann, war er Menschenfreund im ganzen Sinne des Worts. Nur eine Schwachheit — wenn sie anders diesen Namen verdient — hing ihm an. Er konnte durchaus kein abergläubisches Gesinde um sich leiden, und war im Stande einen Diener, der

sich in jeder andern Hinsicht seine höchste Zufriedenheit erworben hatte, auf der Stelle seiner Dienste zu entlassen, wenn er an demselben irgend etwas von Aberglauben, z. B. Furcht vor Gespenstern, bemerkte. Indessen war Pope ein viel zu ehrlicher Mann, als daß er ein Geheimniß aus dieser seiner Eigenheit hätte machen sollen. Er nahm nur solches Gesinde in seine Dienste, welches ihm die Versicherung gab, es sey z. B. in Absicht der vermeintlichen Gespenster, nicht furchtsam oder graulich. Zum Überfluß gab er sich dann noch alle Mühe, die Köpfe der Neugemietheten über diesen Punkt möglichst zu erhellen, und jeden noch etwa anklebenden Überrest von Vorurtheilen der Art in ihnen zu vertilgen.

„Ihr müßt wissen — pflegte er wohl zu sagen — daß ich im Grunde nichts weiter von euch verlange, als daß ihr gute Cheisten werden möget. Ihr würdet aber Gotteslästerer und nicht Christen seyn, wenn ihr der Furcht vor Gespenstern mehr Raum geben wolltet, als dem Vertrauen auf Gott, den Herrn und Schöpfer aller Geister. Hat man euch in der Furcht vor Gespenstern aufwachsen lassen, so könnt ihr sie freilich nicht mit einemmale gänzlich ablegen; allein nach und nach muß es euch gelingen, wenn anders es euch selbst nur ein Ernst damit ist. So lange ihr in meinem Dienste seyd, so mache ich euch diese Bemühung recht eigentlich zur Pflicht. Wer mir aber darin nicht zu Willen lebt, der beklage sich nicht über Härte, wenn ich ihn aus

meinen Dienſten entlaſſe; denn ich denke, wem es durchaus nicht gelingen will, ſeinem Vertrauen auf Gott eine größere Stärke zu geben, als ſeiner Furcht vor dem Teufel und deſſen Handlangern, der muß ein böſes Gewiſſen haben, und dergleichen Leute ſind nicht für mich."

So ſprach Pope oft mit ſeinen Leuten über den Aberglauben ſeiner Zeit. Mit großer Geduld widerlegte er alle ihre kleinen Einwendungen und Bedenklichkeiten, und ruhete nicht eher, als bis er ſeine guten Abſichten in dieſem Punkte vollkommen erreicht zu haben glaubte.

Aber man denke! Eben dieſen Gelehrten, (der von dem eitlen Wahne des Glaubens an Erſcheinungen böſer Geiſter, und von der ſchädlichen Thorheit der Geſpenſterfurcht ſelbſt ſo feſt überzeugt war, und auch andere ſo gern davon überzeugte) hätte einſt eine nächtliche Erſcheinung, die ihm ſelbſt das größte Erſtaunen abnöthigte, in ſeiner bisherigen Meinung von übernatürlichen Geiſteswirkungen faſt irre gemacht.

Er war, nach vieljähriger Gewohnheit eines Jahres wieder aufs Land gezogen. Die Reiſe hatte ihn ermüdet, und er legte ſich den erſten Abend ungewöhnlich früh zu Bette, nachdem er zuvor, wie immer, alle Zugänge ſeines Schlafgemachs, das zugleich auch ſein Studierzimmer war, von innen feſt verriegelt hatte. Ungefähr um Mitternacht wurde er durch ein leiſes, beſcheidenes Anklopfen an die Stubenthür erweckt. Er richtete ſich, ein wenig unwillig über dieſe nächt-

liche Störung, im Bette auf, und rief herein: ohne im ersten Augenblick des Erwachens daran zu denken, daß man bey verriegelten Thüren nicht hereinkommen könne. Allein, was geschah? der Klopfende eröffnete dennoch, ohne gewaltsame Anstrengung, die Thür, als wäre sie weder verschlossen noch verriegelt, und trat leise ins Zimmer.

Pope erblickte einen wohlgebildeten, ernsthaften Mann in spanischer Tracht gekleidet, der ein auf dem Tische liegendes, aufgeschlagenes Buch ergriff, den Titel desselben las, und dem Scheine nach in Verwunderung darüber gerieth. Aber unendlich mehr nahm es Popen Wunder, diesen Unbekannten zu einer so ungewöhnlichen Zeit, und, was das Merkwürdigste war, durch eine verriegelte Thür zu sich hereintreten zu sehn. Er fragte den Spanier, was denn so eigentlich in dieser mitternächtlichen Stunde zu seinen Diensten stünde? Dieser sah hierauf den Fragenden eine Weile mit großen Augen an, schüttelte bedeutend den Kopf, eröffnete die Glasthüre eines Bücherschrankes, blätterte in mehrern Büchern, und stellte jedes derselben zwar wieder an seinen gehörigen Ort, aber allemal so, daß der Rückentitel unten zu stehen kam. Was er damit sagen wolle, konnte Pope so wenig begreifen, als die ganze übrige Erscheinung dieses Sonderlings. Er sprang endlich aus dem Bette, warf sich in den Schlafrock, zündete an der brennenden Nachtlampe noch zwei Lichter an, klingelte seinem Bedienten, ergriff ein geladnes Pistol, und gieng

damit herzhaft auf den ungebetenen Gast zu, den er entschlossen also anredete:

„Herr! ich will wissen, wer Sie sind? wie Sie durch verriegelte Thüren hieher kommen? und was die Absicht ihres zudringlichen Besuchs ist?“

Der unbefangene Spanier lächelte etwas spöttisch, indem er auf das gespannte, auf ihn gerichtete Pistol hinblickte, sah dann Popen wieder bedeutend an, zuckte die Achseln, und legte zwei Finger über den Mund.

Da Pope nie an die Möglichkeit des Spuckens geglaubt hatte, so fiel es ihm auch nicht einmal ein, diese Erscheinung für etwas anders als einen wirklichen Menschen zu halten. Vielmehr verdroß es ihm, sein Schießgewehr so verachtet und belächelt zu sehen, und zwar um so mehr, je weniger es dem Menschenfreunde mit dem Todtschießen ein Ernst gewesen war.

Indessen glaubte Pope doch noch einen Versuch machen zu müssen, seiner anscheinenden Drohung Autorität zu verschaffen, um den eigensinnigen Stummen eine unwillkührliche Auflösung des Räthsels abzunöthigen, zumal da der Bediente noch immer nicht kam.

„Herr! rief er dem Spanier in einem ernsten und festen Tone zu — kein spöttisches Lächeln: ich bin Herr im Hause, als solcher erwarte ich eine Antwort, oder ich schieße Sie über den Haufen.“

Ohne eine Miene zu verziehen, schlug der noch immer Stumme seinen spanischen Mantel zurück, und gab der angedrohten Kugel seine entblößte Brust preis. Da kein Schuß erfolgte, so wandte er sich wieder zu den Büchern, und blätterte in einigen derselben ruhig fort.

Jetzt erst gerieth Pope recht eigentlich in Verlegenheit, aber seine Verwunderung über das unbegreifliche Benehmen dieses Mannes war nicht weniger groß. Er wagte es nicht ferner, leere Drohungen an ihm zu verschwenden; und doch fehlte es ihm an jedem andern Mittel, hinter das Geheimniß zu kommen. Um seine Verlegenheit einigermaßen zu verbergen, beleuchtete er den Spanier von hinten und von vorne, faßte ihn scharf ins Auge, betastete den seidenen Talar, und dann auch sogar die Hand des Fremden. Dieser ließ das alles geduldig mit sich vornehmen, und endigte endlich die Scene dadurch, daß er den Bücherschrank verschloß, den ausgezogenen Schlüssel mit einer kleinen Verbeugung in Popens Hände überlieferte, und dann gravitätisch zur Stube hinausgieng.

Endlich kam Gustav, Popens sehnlich erwarteter Kammerdiener, der sich — wie er sagte — im ersten Schlafe nicht geschwind hatte ermuntern und ins Zeug werfen können, da ihn die Klingel seines Herrn zu einer so ungewöhnlichen Zeit gerufen habe.

„Hast Du den Spanier gesehen?“ fragte Pope eilig.

„Er ist mir so eben auf der Treppe begegnet; es schien als käm er von Ihnen.“

„Allerdings! aber was hat der Mann um Mitternacht bei mir zu suchen? — Wie kommst Du dazu, diesen fremden Menschen so ganz zur Unzeit ins Haus, und unangemeldet in mein Schlafzimmer zu lassen?“

Gustav, der seinen Herrn noch nie belogen hatte, versicherte mit seiner grundehrlichen Miene, er sey ganz unschuldig an diesem Besuche, er habe den Gast nicht ins Haus gelassen, die Hausthür vielmehr fest verschlossen, und bis zu dem Augenblick, wo ihn die Klingel erweckt, geschlafen.

„Endlich, setzt er freimüthig hinzu, endlich hat also dies gutartige Gespenst auch Sie einmal besucht. Ich gestehe aufrichtig, daß mir das lieb ist. Denn hoffentlich wird es auch Ihnen nichts Böses zugefügt haben. Wir — Ihre sämmtliche Dienerschaft, sahen diese mitternächtliche Erscheinung, in spanischer Tracht, seit mehreren Jahren schon sehr oft in diesem ihrem Landhause umherwandern. Aber noch nie hat sie uns etwas zu Leide gethan; den Schreck abgerechnet, den uns der unvermuthete Anblick derselben, besonders anfangs, zuweilen verursachte. Allein jetzt sind wir durch die lange Uebung und in jenem festen Vertrauen auf Gott, welches wir Ihnen verdanken, noch gerade so an den stillen Mann — so nennen wir ihn immer — gewöhnt, daß wir ihn wenig achten; auchg eht er uns

gutmüthig und bescheiden aus dem Wege, wenn wir zuweilen merken lassen, daß er uns genirt. Sie sagten uns oft: „und gesetzt auch, es gäbe Gespenster, so würden sie doch keine Macht haben, uns zu schaden;“ — wirklich haben wir diese Ihre Versicherung an dem Spanier vollkommen wahr gefunden.

Pope konnte sein Erstaunen über diese Aussage nicht verbergen, und fragte: warum man ihm nicht schon längst das Daseyn dieses Gespenstes im Hause angezeigt habe?

„Wir fürchteten den Abschied“ — bekam er zur Antwort — und fühlten uns in Ihrem Dienste viel zu glücklich, als daß wir uns der Gefahr hätten aussetzen sollen, plötzlich entlassen zu werden. Zuweilen wurde es uns auch wahrscheinlich, daß vielleicht das Ihnen wohlbekannte Hausgespenst eben die Ursache sey, warum Sie jeden Neugemietheten gleich beym Antritt seiner Dienste so ernstlich zu ermahnen pflegen, sich vor keinem Gespenste zu fürchten.

Pope stand nachdenkend da, ohne zu wissen, was er antworten sollte. Einen Augenblick war er geneigt, ein Complott zu ahnden, das seine Leute wider ihn gemacht hätten, um seinen Gespensterunglauben ein wenig in die Enge zu treiben; allein in der nämlichen Minute bat er in Gedanken seinen treuen Gustav wegen dieses Argwohns auch schon wieder um Vergebung. Und wirklich hatte er keine gegründete Ursache, seiner durchaus erprobten, und ihm höchst ergebnen Die-

nerschaft einen so groben beleidigenden Betrug zuzutrauen.

Er fühlte indessen, daß er jezt eine klägliche Rolle vor seinem Diener spielen möchte. Gustav fing an Mitleiden mit seinen philosophischen Herrn zu haben, und redete ihm zu, sich nur ganz ruhig und ohne Furcht wieder zu Bette zu legen, weil der Spanier wirklich keinem Menschen etwas Leides zufüge; ohnehin auch in einer und derselben Nacht nie zweimal zu erscheinen pflege.

Wirklich schien es, als ob dieser Umstand Popen nicht ganz unlieb sey. Er legte sich, voller Schaam über sich selbst und verdrüßlich über den ganzen Vorfall, wieder aufs Bette, befahl dem Diener bei ihm zu bleiben, dachte der Sache noch eine Weile nach, und schlief darüber endlich wieder ein.

Des Morgens beym Erwachen vermißte er seinen Gustav im Zimmer, ungeachtet er ihm befohlen hatte, bey ihm zu bleiben. Er klingelte, Gustav erschien außerhalb der Stubenthür und klopfte an, damit ihm sein Herr die noch immer wohlverriegelte Thür eröffnen möchte.

Pope stutzte gewaltig, da er den Riegel noch so fand, wie er ihn Abends beym Zubettegehen vorgeschoben hatte. Kaum hatte er seinen Diener hereingelassen, so bestürmte er ihn mit einer Menge Fragen, deren keine beantwortet wurde: „Warum hast du, wider meinen Befehl, das Zimmer verlassen? — Wie bist du herausgekommen, da doch die Thür noch von inwendig

verriegelt ist? — Stehst du etwa in einem verrätherischen Bündnisse mit dem Hexenmeister, dem Spanier? u. s. w.

Gustav verstand von dem allen kein Wort und staunte seinen Herrn mit offenen Munde und großen Augen an. Es währte lange, ehe man sich verstehen lernte. Das Bücherbret, in welchem er die von dem Spanier verkehrt hingestellten Bücher so ordentlich, wie alle übrigen, stehen sah, brachte ihn zuerst auf die Spur — auf die richtige Vermuthung, daß die ganze Geschichte mit dem Spanier nichts weiter — als die Gauckeleyen eines lebhaften Traumes möchten gewesen seyn. Wirklich bestättigte alles diese Auflösung des großen Räthsels. Gustav war die ganze Nacht nicht aus seinem Bette gekommen, hatte seinen Herrn um Mitternacht weder gesehen noch gesprochen, und er für seine Person wußte eben so wenig, als das übrige Hausgesinde, nur das allermindeste von einem spuckenden Spanier, der sich im Hause sehen lasse. " Wenn er sich auch nicht erboten hätte, die Wahrheit dieser seiner Aussage mit einem förmlichen Eide zu erhärten, so würde schon seine längsterprüfte Ehrlichkeit und Treue Popen vollkommen überzeugt haben, daß ihm diesmal bloß seine lebhafte Einbildungskraft im Traume so irre geleitet und zum Besten gehabt hatte.

81.

Auffallende Antipathien.

Es ist nicht zu leugnen, daß die meisten Antipathien ihren Grund in einem frühern widrigen Eindruck haben, welchen der Gegenstand, gegen den man einen Widerwillen und eine Empfindung verspürt, die mit Angst und Furcht, und mit andern auffallenden Erscheinungen begleitet ist, auf das menschliche Gemüth gemacht hat. Sobald daher derselbe Gegenstand wieder erscheint, fühlt man auch ganz unwillkührlich die nämliche unangenehme Wirkung wieder: dies wird durch die Vergesellschaftung der Ideen bewirkt. Allein woher kommt es, daß manche Menschen schon von unangenehmen Empfindungen ergriffen werden, ob sie schon den Gegenstand, gegen den sie eine Antipathie hegen, noch nicht gewahr werden? Woher kommt es, daß manche Person sogleich aufspringt, so bald z. B. eine Katze in die Stube tritt die sie noch nicht gesehen hat? Ich will hier einige Beispiele von sonderbaren Antipathien anführen, wo die Wirkung mit der Ursache in gar keinem Verhältnisse steht.

Kauw Boerhave theilt die Nachricht von einer Person mit, die allemal Nasenbluten bekam, wenn sie Käse roch. Einer andern ent-

gieng der Same, nicht bloß wenn man ihr spanische Fliegen auflegte, sondern sogar schon, sobald sie dieselben roch, ja sogar wenn sie davon reden hörte.

Ein gesunder Bierbrauer empfand nichts Unangenehmes, wenn er auf seinen Boden gieng, und das daselbst befindliche Malz ansah, allein sobald er dasselbe entweder mit einer Schaufel umstach, oder einen andern vor seinen Augen umstecken ließ, fühlte er die empfindlichsten Schmerzen im Gesichte, die sich erst nach vielen Tagen wieder verlohren.

So oft eine holländische Dame Eisen, z. B. Nägel, Nadeln und dergleichen angriff, brach ihr der Schweiß über den ganzen Körper aus; außerdem spürte sie nichts von einem solchen Schweiße.

Marie Brook aus Peford hatte einen solchen Widerwillen gegen die Bienen, daß sie sich zu der Zeit, wo diese Thiere schwärmten, an einem entlegenen Orte in einem wohlverwahrten Zimmer aufhalten mußte; verließ sie dasselbe, so war sie einer Menge widernatürlicher Zufälle ausgesetzt.

Muratori hatte einen Freund, der sonst ein gelehrter und verständiger Mann war: dieser hatte eine solche Antipathie gegen die Mäuse, daß er nicht einmal todte Mäuse sehen konnte, ohne zu erblassen und ganz erschrocken davon zu laufen. Mehrmals versuchte er diesen Widerwillen zu überwinden, allein es wollte ihm niemals gelingen.

Muratori führt ferner einen Officier an, der übrigens ein vernünftiger Mann war, aber kein schönes Frauenzimmer leiden konnte. Er fühlte einen großen Widerwillen gegen dasselbe, wurde in deren Gegenwart blaß und schwitzte über den ganzen Körper.

Boyle gedenkt eines Frauenzimmers, das, wenn es eine Glocke oder einen starken Schall hörte, den Augenblick in eine tiefe Ohnmacht fiel, wo man sie kaum von einem wirklichen Todten unterscheiden konnte.

Einige Personen bekommen bei dem Geruche des Zimmts Ohnmachten, und der nämliche Boyle führt ein Frauenzimmer an, welchem der Honig so zuwider war, daß es heftig krank wurde, als man demselben ohne sein Wissen ein wenig davon in einen Breiumschlag gethan hatte, den man auf eine leichte Wunde legte, die es hatte, und diese Krankheit verließ es nicht eher wieder, als bis man den Umschlag weggenommen hatte.

Von den berühmten Bacon von Verulam erzählt man, daß er jedesmal in Ohnmacht gesunken sey, wenn er eine Sonnenfinsterniß gesehen habe.

Ein Frauenzimmer hatte auf Zureden ihrer Eltern einen Mann geheurathet, den sie nicht leiden konnte, und da er sie überdieß noch mißhandelte, so bekam es einen außerordentlichen Widerwillen gegen denselben. Endlich konnte diese Person die üble Behandlung nicht länger ertragen; sie lief davon, und drang auf die Ehescheis-

dung. So lange nun der Ehescheidungsproceß dauerte, bekam sie jedesmal epileptische Zufälle, sobald sie irgendwo ihren Mann von ungefähr erblickte.

82.

Das zweite Gesicht und der prophetische Geist.

Ob ein Sterblicher mehr von der Zukunft voraussehen könne, als wozu die Bedingnngen und die Keime als die Ursachen in der Gegenwart liegen, läßt sich sehr bezweifeln. Gleichwohl schreibt Martin in seiner Beschreibung der westlichen Inseln von Schottland den Bewohnern derselben eine Vorhersehungsgabe zu. Das sogenannte zweite Gesicht (the second sight), sagt dieser Mann, oder das Vermögen zukünftige Dinge vermöge einer Vision vorherzusehen, ist nicht bloß auf den erwähnten Inseln, sondern auch in Wales, in einigen Gegenden von Holland und auf der Insel Man anzutreffen. Diese Visionen oder Erscheinungen machen einen solchen Eindruck auf den Seher, daß, so lange sie dauern, er gar nichts weiter sieht oder denkt. Seine Augenlieder stehen in die Höhe gerichtet und seine Augen sind starr. Vor dem Eintritt der Visionen weiß

er weder den Gegenstand derselben noch die Zeit und den Ort, wo er sie haben werde. Auch bekommt er sie, ohne sich im geringsten darauf vorzubereiten. Sie beziehen sich gewöhnlich auf Todesfälle, Verheurathungen und zukünftige Besuche. Man sieht die Personen, denen irgend etwas der Art widerfährt, und man soll vermittelst derselben Fremde, die in Zukunft ankommen vorher aufs genaueste zu charakterisiren im Stande seyn, wenn man sie schon bis dahin nicht gekannt hat. Verschiedene Personen sehen oft den nämlichen Gegenstand, ungeachtet sie ziemlich weit von einander entfernt sind. Und wenn mehrere Seher beysammen sind, sehen sie nicht immer die nämlichen Gesichte zu gleicher Zeit. Wenn aber der eine dem andern beim Anfange der Vision absichtlich anrührt, so sehen beide dasselbe. Dies Vermögen des zweiten Gesichts pflanzt sich in den Familien nicht fort, läßt sich auch auf keine Art erwerben und ist durchaus nicht mittheilbar. Auch sind die Seher keine Betrüger: denn sie sind dazu zu ehrlich und zu ungeschickt.

Die Verfasserin der Caledonia erkundigte sich (wie sie im 3. Theil ihres interessanten Buches Seite 82 erzählt) genau nach dieser Erscheinung, die im ganzen schottischen Hochlande als etwas bekanntes angenommen wird. Die Hochländer haben von jeher die Ueberzeugung gehabt, daß sie die Begebenheiten und Vorfälle, besonders die traurigen, als Begräbnisse, Schiffbrüche, Feuersbrünste u. s. w. deutlich und be-

stimmt vorhersehen, wovon die Verfasserin folgende Beispiele mittheilt: Es geht jemand über Feld und begegnet einem Leichenzuge, dessen Gestalten er aufs genaueste unterscheidet; er sieht sich oder die Seinigen, oder andere Bekannte unter den Leidtragenden und kann mit Sicherheit schließen, wer zuerst zu Grabe getragen wird. Man versicherte der Verfasserin, daß im Hochlande gewiß unter sechs Menschen einer gefunden werde, von dem es bekannt sey, daß er solche Erscheinungen gehabt habe. Ein Mann sah eines Abends, wie er vermeinte, seinen an einem andern Orte lebenden Bruder mit verwundetem blutigen Kopfe und erwartete ein Unglück von ihm zu hören. Drei Tage darauf fiel der Seher selbst vom Dache herunter und erhielt gerade eine solche Wunde, als er an der Erscheinung gesehen hatte. Nun war es gewiß, daß er nicht seinen ihm sehr ähnlichen Bruder, sondern sich selbst gesehen hatte.

Eine Frau hatte den Sohn ihrer Herrschaft neben dem ihrigen gesäugt, und dieser war bei jenem in Dienste getreten. Beide Jünglinge waren zu Schiffe gegangen und blieben länger aus, als man erwartete. Eines Morgens lief die Frau laut jammernd zu ihrer Herrschaft und versicherte, beide Jünglinge wären in der Nacht durch Schiffbruch umgekommen. Man merkte den Tag an, und nach einiger Zeit fand sich dies Unglück bestättigt.

Es läßt sich erklären, wie bei einer sehr einsamen, durch Mangel guter Nahrungsmittel

vielleicht erschöpfenden Lebensweise die Einbildungskraft eine überspannte Richtung nehmen kann, wie die Erzählungen der Alten sich von Geschlecht zu Geschlecht als Wahrheit einprägen und wie die großen betäubenden Naturscenen, von denen sie umgeben sind, Felsenklippen, tobende Meere, Orkane, Nordlichter, grausenvolle Bilder aufrufen können.

Manche Einwohner der schottländischen Insel besitzen auch einen prophetischen Geruch. Diese haben kein zweites Gesicht, riechen aber gekochte Fleisch- und Fischspeisen, ungeachtet keine im Hause sind und es nicht wahrscheinlich ist, daß sie in einigen Wochen oder Monaten hineinkommen werden. Der Erfolg soll diesem Geruche nachmals immer gemäß seyn.

83.

Eigenschaften und Geschicklichkeiten der Thiere.

Es ist nicht zu läugnen, daß es Thiere giebt, die Eigenschaften zeigen, die man bloß dem Menschen beylegt. Man bemerkt an ihnen Eifersucht, Unwillen, wegen Unachtsamkeiten, Schmeicheley,

Verstellung u. s. w. Pontoppidan erzählt von der Ringelgans, daß, wenn ihr die Eier weggenommen werden, oder sonst verlohren gehen, das Männchen sein Weibchen mit den Flügeln so derb abpeitsche, daß es erbärmlich schreit.

Die Murmelthiere leben Familienweise in Höhlen; ehe sie nun Morgens dieselben verlassen, steckt, eines von den Aeltesten den Kopf heraus, sieht aufmerksam umher und wenn es nun keine Gefahr merkt; so pfeift es stark, worauf man die Murmelthiere haufenweise aus den Höhlen herauskommen sieht. Die Missethäter, die sich unter ihnen befinden, strafen sie ab. Denn wenn sich bisweilen eines in räuberischer Absicht in die Höhle eines andern schleicht, so packen es die Eigenthümer, schleppen es aus der Höhle heraus, zerbeißen es, und nachdem die ganze Familie dabei geschäftig gewesen ist, lassen sie den Räuber laufen.

Die Störche halten über ihre Missethäter ein förmliches Gericht, wovon Flachat, der sich lange in der Levante aufgehalten hat, als Augenzeuge folgendes erzählt: Als ich, schreibt er, am Ufer des Canals in einer angenehmen Gegend, wo die Wasserleitung nach Constantinopel geht, mit einigen Personen spatzieren gieng, bemerkten wir unter den Bäumen eine große Menge Störche, die sich ziemlich hoch in die Luft erhoben und schleunig wiederum niederfielen. Diese Thiere waren beinahe alle auf einer einzigen Stelle versammelt, wo sie einen Kreis geschlossen

hatten. Eins von denselben befand sich in der Mitte des Trupps und wir sahen, daß es kaum fliegen konnte, und die übrigen ihm ihren Abscheu zu bezeugen schienen. Das Thier hatte sich von selbst in die Mitte des Kreises gestellt, hielt den Kopf zur Erde und betrug sich wie ein Missethäter, wen über denselben das Todesurtheil gefällt wird. Sein Schicksal hatte bald darauf ein Ende, denn einer von diesen Störchen verließ den Kreis, gieng auf den in der Mitte Stehenden los und versetzte ihm mit dem Schnabel einen Stich. Die übrigen thaten hierauf dasselbe und hörten nicht eher auf, als bis der Verbrecher in Stücken zerfleischt worden war. Der Gärtner, der mich führte, und die Landleute, die zugleich diese Execution mit angesehen hatten, versicherten mich, daß dieses Thier ein Weibchen und deswegen am Leben gestraft worden sey, weil es treulos gegen das Männchen gehandelt hätte.

Die Thiere leisten einander Beistand und stehen einander in Krankheiten und Ohnmachten bei. Pontoppidan behauptet in seiner natürlichen Geschichte von Norwegen im 2. Theil, Seite 144, das Meerpferd, welches ein Seevogel und nicht größer als eine Möve sey, wie ein Pferd schnarche, wenn es niese; woher es auch seinen Namen bekommen habe, wie auch zugleich davon, daß seine Bewegung auf dem Wasser wegen des Hüpfens und heftigen Stossens dem Traben eines Pferdes gleiche. Diese Vögel kommen niemals aufs feste Land, auf-

ser, wenn die See unruhig zu werden droht, wo sie sich schaarenweise dahin bewegen. Sie dienen also zum Vorzeichen eines Sturmes. Schlägt man nun einen solchen Vogel mit einem Stücke Holze oder mit einem Steine, so daß er ohnmächtig davon wird, so versammeln sich sogleich viele andere Meerpferde um ihn her und picken und hacken ihn so lange, bis der Ohnmächtige wieder zu sich kommt und mit fortfliegt.

Wenn der Hasenadler im Freien keine Beute wahrnimmt, so nimmt er große Steine in seine Fänger, und läßt sie aus der Luft in das Gebüsche fallen, um die Hasen aus dem Dickicht zu verscheuchen und sie ins freie Feld zu jagen.

In Neuspanien besitzen, wie in der Histoire des voyages berichtet wird, die Hunde eine besondere List, um den Crocodillen zu entgehen, welche besonders nach Hundefleisch begierig sind. Sie lauern daher unaufhörlich auf die Hunde; wollen nun diese ihrem Feinde entgehen und über ein Wasser setzen, so fangen sie auf einer Stelle des Ufers gewaltig zu bellen an, um alle Crocodille dahin zu locken. Diese eilen dahin und die Hunde laufen nach einer andern Stelle, um sicher durch den Fluß hindurch zu schwimmen.

Wenn der Fuchs sieht, daß die Fischotter fischt, so versteckt er sich hinter einen Stein, und wenn dieselbe ans Land kommt, um ihre Beute zu verzehren, so springt er plötzlich hoch in die Höhe und macht Lärm, damit die Fischotter, die

sich sonst eben nicht vor ihm fürchtet, erschrickt, den Muth verliert und ihm ihre Beute überläßt.

Noch übt der Fuchs eine andere List aus, um sich etwas zum Lebensunterhalte zu verschaffen, und wovon jemand als Augenzeuge folgendes erzählt: dieser sah einstens einen Fuchs bei einem Fischerhause herumwandeln und wunderte sich, daß derselbe eine Menge Dorschköpfe ordentlich reihenweise vor sich hinlegte. Er konnte nicht errathen, welchen Zweck der Fuchs dadurch erreichen wolle; allein es dauerte nicht lange, so versteckte er sich; kaum war dies geschehen, so kam eine Krähe herbeygeflogen und wollte ein Stück von den hingelegten Dorschköpfen wegnehmen. Der Fuchs aber sprang schnell auf sie los und machte sie zu seiner Beute.

Gewisse Arten von Spinnen schließen ihre Eier in einen seidenen Beutel ein, den sie selbst gesponnen und gewebt haben. Diesen Beutel befestigen sie auf ihrem Rücken und tragen ihn allenthalben mit sich herum. In ihren Bewegungen sind sie äußerst behende. Wird aber einer solchen Spinne der Beutel weggenommen, so wird sie traurig, verliert ihre natürliche Lebhaftigkeit und fällt in einen Zustand der Ermattung. Hält man ihr hingegen den Beutel wieder vor, so bemächtigt sie sich sogleich desselben und läuft schnell damit fort. Wenn die jungen Spinnen aus den Eiern kommen, so setzen sie sich auf eine geschickte Art auf den Rücken ihrer Mutter, die sie eine

Zeitlang beständig mit sich herumträgt und mit allen Bedürfnissen versorgt.

Das Gebirge von Sierra Leone in Afrika ist voll einer Art Affen, die man im Lande Borrys nennt, und von denen Barbot folgenden Zug von Geschicklichkeit und Klugheit erzählt: da diese Affen außerordentliche Liebhaber der Austern sind, so nähern sie sich bei niedrigem Wasser, um ihren Appetit zu befriedigen, zwischen den Klippen dem Gestade; wenn sie nun die Austern von der Sonnenhitze ihre Schaalen öffnen sehen, so legen sie schnell einen kleinen Stein zwischen dieselben, damit sie sich nicht wieder zuschließen können. Auf diese Art verzehren sie hernach die Austern leicht. Einer eben solchen List gegen die Austern bedienen sich nach Pontoppidans Erzählung die Krabben und die Kreuzfische, welche auch die Austern gern fressen. Sie nehmen einen Stein, legen ihn in die Oeffnung der Auster, damit diese jene nicht wieder zuschließen kann. Hierauf verzehren sie dieselbe.

Der Honigsucher oder der Ratel (viverra mellivora) auf dem Cap der guten Hoffnung ist ein großer Liebhaber des Honigs. Er sucht ihn allenthalben auf, indem er auf den Flug der wilden Bienen genau acht giebt: wird er etwan hieran durch den Sonnenschein gehindert, so hält er eine von seinen Pfoten als Sonnenschirm vor die Augen. In die Bäume, in denen die wilden Bienen ihr Nest haben, macht er mit dem

Biß ein Zeichen, welches die Hottentotten oft zur Beraubung der Bienen benutzen.

Das, was Pontoppidan (in seiner Naturgeschichte von Norwegen 2. Theil, S. 20.) von dem Grasebär erzählt, ist, wenn es gegründet ist, ein auffallender Beweis von seiner Klugheit und Kenntniß. Aus Bordne in Rögsund, sagt er, hat man mir gemeldet, daß ein alter Grasebär eine Heerde viele Jahre lang als Wächter begleitet und daß er oft ganz zahm dabei gestanden habe, wenn die Magd das Vieh molk. Er verjagte den Wolf, und im Herbste, wenn er bald sein Winterlager suchen wollte, nahm er eine Ziege oder ein Schaaf, als einen ihm gleichsam bedungenen Lohn für seine Aufsicht aus der Heerde heraus und lief damit fort. Man erzählt ferner als gewiß, daß der Grasebär in seiner ihm zugehörigen Gegend von einem einzigen Manne auch bloß ein einziges Stück nehme. Außerdem behauptet man noch von diesem Thiere, daß es aus einem Haufen von Kühen bloß diejenige aufsuche, welche die Glocke am Halse trägt und durch den Schall derselben das Zeichen einer nahen Gefahr giebt. Auf diese Glocke soll er allemal gewaltig aufgebracht seyn und sie der Kuh abreißen, und da dieselbe nicht gegossen, sondern bloß geschmiedet ist, so pocht er sie mit seiner Pfote platt, damit sie nicht mehr klingeln und ihm keinen Verdruß mehr machen soll. Die nämliche Art von Bär schoß auch ein geladenes Gewehr ab, das er einem Schützen, den er

überrumpelt, abgenommen hatte. So beweißt er auch eine große Geschicklichkeit in der Vertheidigung seines Lebens; wenn ihn z. B. zwei bis drei Schützen zugleich angreifen und einer von ihnen zuerst nach ihm geschossen und ihn etwan leicht verwundet hat, so schießt er sogleich auf den Wehrlosen los, packt ihn, nimmt ihn in seine Vorderpfoten und hält ihn vor sich in die Höhe, worauf er sich rücklings so weit zurückzieht als er kommen kann, weil er weiß, daß man nicht auf ihn feuern werde, aus Furcht, man möchte zugleich den Menschen mit treffen. Endlich wälzt er sich von einer Anhöhe herab, und läßt seine Beute lebendig oder todt liegen; bisweilen finden auch beide dabei ihren Tod. Fühlt der Grasebär, daß er tödtlich verwundet ist, so sucht er den Schützen um die Haut zu bringen, gleichsam als wenn er wüßte, daß diesem gerade um dieselbe zu thun sey. Er nimmt einen schweren Stein in die Pfoten, läuft nach einem nahen Wasser und stürzt sich hinein.

84.

Merkwürdige Sympathien.

Wer sehr viele Empfänglichkeit für äußere und innere Eindrücke und eine lebhafte Einbildungskraft besitzt, der sympathisirt leicht mit dem Andern; er kann sich leicht in dessen Zustand versetzen und eine Mitleidenschaft des Körpers und Geistes spüren: allein hier ist nicht von einer solchen Art der Sympathie, sondern von einer andern die Rede, die, wenn sie gegründet ist, nicht allein sehr vieles Auffallende, sondern gar Uebernatürliche hat. Man hat mir von zwei Zwillingsbrüdern erzählt, die einander sehr liebten, und die, ob sie gleich mehrere Meilen von einander entfernt waren, doch die wechselseitigen traurigen und freudigen Ereignisse zu gleicher Zeit verspürten. Bekam der eine Kopfschmerzen, so fühlte auch der andere dieselben; war der eine in einer Gesellschaft aufgeheitert, so war es auch der andere, und die Unfälle, die dem einem widerfuhren, machten auch auf den andern einen unangenehmen Eindruck, obschon beyde stets von einander entfernt lebten und sich ihre Schicksale nicht mündlich mittheilen konnten. Der angenehme und unangenehme Zustand des einen trat bei dem andern ein, ohne daß dieser wußte, was die Ursa-

che davon sey, und ihre beiderseitige Mitleidenschaft wurde in Wirksamkeit gesetzt, ohne daß man wußte, wie dies zugieng.

In dem Dictionaire des merveilles de la nature wird ein ähnliches Beispiel erzählt. Zwei Zwillingsbrüder waren in Ansehung der Geburt acht Stunden von einander entfernt. Beide wurden achtzig Jahre alt und der ältere davon starb acht Stunden früher. Ihr Geschmack und ihre Neigungen stimmten aufs vollkommenste mit einander überein und der eine war von dem andern so abhängig, daß der eine unpäßlich wurde, wenn dem andern etwas fehlte, und dieses Mitgefühl erstreckte sich noch auf mehrere andere Gegenstände.

Die beiden Grafen Lignevile und Autrimon waren Zwillingsbrüder und hatten bei einerlei Bildung des Körpers auch alle Empfindung der Seele gemein. Hatte der eine eine Wunde empfangen, so fühlte der andere an der nämlichen Stelle Schmerzen. Sehr oft träumten sie einerlei und ihre Schicksale hatten immer die auffallendste Uebereinstimmung mit einander.

Ob eine solche Sympathie möglich und wahrscheinlich sey, muß nach bloßen Gründen der Vernunft verneint werden, allein nach Gründen der Erfahrung läßt sich noch nicht darüber entscheiden.

85.

Cur eines Hypochondristen.

Ein Edelmann war in einem so hohen Grade hypochondrisch, daß er glaubte, gestorben zu seyn. Kein Zureden, kein Bitten war im Stand, ihm seine Einbildung zu benehmen: er fastete sieben Tage lang, und da man endlich für sein Leben besorgt war, so verfiel man auf folgende List: man verfinsterte sein Zimmer, einige lustige Bursche hüllten sich in Trauerkleider, besuchten ihn, trugen Speisen und Getränke auf und schmausten tapfer. Der Kranke wurde dies beim Schimmer eines Lichtes gewahr. Er fragte sie, wer sie wären und was sie wollten.

„Wir sind Todte!" war ihre Antwort.

„Essen denn die Todten auch?"

„Ja wohl! setz dich zu uns her und du wirst sehen, wie gut es dir schmeckt!"

Der vermeintliche Todte ließ sich das nicht zweimal sagen. Er sprang aus dem Bette heraus und aß tüchtig mit der Gesellschaft. Nach geendigter Mahlzeit bewirkte die Arzney, die man ihm in den Wein gemischt hatte, einen erquickenden Schlaf, und als er wieder erwachte, war er munter und gesund.

84.

Wachsamkeit und Treue der Hunde.

Zu Athen hatte sich ein Kirchenräuber in den Tempel Aesculaps geschlichen, und entwand die schönsten und reichsten Kostbarkeiten, die darinnen waren. Auch fand er Mittel, ohne von jemand entdeckt oder bemerkt worden zu seyn, wieder heraus zu kommen. Der Hund, der den Tempel zu bewachen hatte und Capparos hieß, that seine Schuldigkeit im Bellen sehr gut: da er aber keinen von den Bedienten des Tempels kommen sahe, so verfolgte er den Räuber, und setzte ihm auf seiner Flucht nach, und so sehr ihn dieser auch mit Steinen warf, so hörte er doch nicht auf, ihn zu verfolgen. Als es Tag geworden war, gieng er nicht nahe bei ihn, sondern folgte ihm nur stets mit dem Auge, und ließ ihn nie aus dem Gesicht. Warf er ihm Brod hin, so fraß er es nicht; legte er sich des Nachts schlafen, so blieb der Hund die ganze Nacht bei ihm; stand er des Morgens auf, um weiter zu gehen, so machte dieser sich auch auf den Weg hinter ihm her. Traf es sich, daß ihm Leute begegneten, so schmeichelte er ihnen und wedelte mit dem Schwanz; den Dieb hingegen bell er sehr rauh an und fiel über ihn her. So bald man den Raub entdeckt hatte, spürte man dem Diebe nach: diejenigen,

die den Auftrag dazu hatten, und obiges vernahmen, befragten sich bey denen, die sie auf dem Wege antrafen, wie groß der Hund und von welcher Farbe er sey; hierauf setzten sie dem Dieb desto hitziger und so lange nach, bis sie ihn erhaschten und nach Athen zurück brachten: der Hund lief in der größten Freude und Fröhlichkeit vor ihnen her, als ob er sich eine Ehre daraus mache, die Gefangennehmung bewirkt zu haben. Die Athenienser untersuchten die Wahrheit dieser Sache und befahlen, daß der Hund mit einem gewissen Maaß Getreide auf öffentliche Kosten unterhalten werden sollte, und trugen den Priestern des Tempels auf, daß sie, so lange er lebe, Sorge für ihn tragen sollten. (Plutarch.)

Im Jahre 1724 aß ein Domherr des Stifts von Salanches in Faucigny, einer Provinz des Herzogthums Savoyen, bey einem seiner Freunde zu Abend, und ging heim, ohne irgend einen andern Gesellschafter als seinen Hund bey sich zu haben. Unter Weges that er, sey es nun, daß der Wein, den er getrunken hatte, zu schwefelicht gewesen war, oder daß er die Mäßigkeit, die er auf der Kanzel empfahl, bei Tische vergessen hatte, einen ungewißen Tritt und fiel in einen kleinen Graben, der die Kirche umgab; unglücklicher Weise schlug er mit dem Kopf gegen die Ecke der Mauer des Gebäudes und blieb auf der Stelle todt. Des Morgens um 10 Uhr setzte sich die Haushälterin des Domherrn, nachdem man sich aller Orten vergebens nach ihm erkun-

digt hatte (denn das fiel niemand ein, daß man ihn im Graben suchen müsse) am Rande dieses Grabens und wehklagte jämmerlich über seinen Verlust. Der Hund, der den Leichnam seines Herrn nicht verlassen hatte, hörte ihre Stimme, bell, und entdeckte durch seine Geheul den Herrn, um welchen sie so sehr bekümmert war. Man zog hierauf den Leichnam heraus, brachte ihn nach Hause, ohne daß ihn der Hund nun einen Augenblick verlassen hätte. Er legte sich unter den Sarg, begleitete ihn nach der Kirche, wollte in die Gruft hinein springen, nahm nicht die geringsten Nahrungsmittel zu sich und starb drey Tage darauf.

87.

Geisteskranke mit fixen Ideen.

Wer frei, selbstthätig und willkührlich seinen Verstand gebrauchen kann, der ist am Geiste gesund; wer hingegen ein beständiges und unordentliches Spiel von Ideen der Einbildungskraft ist und sich diese entweder zu verwirklichen bemüht, oder mit Liebe über ihnen brütet, der ist geistig krank. Fixe Ideen haben ihren Grund entweder im Körper oder im Geiste, wo sie die Einbildungskraft auffaßt und dem Geiste bestän-

dig vorhält. Dieser wird nun entweder von ihnen geschmeichelt oder fürchtet sich vor ihnen, sieht beständig auf sie und endlich sind sie der Gegenstand, den er entweder schon für wirklich hält, oder den er realisiren will, ob gleich beides in seiner Lage und bei seinem Standpunkte unmöglich ist.

Trallianus gedenkt einer Frau, die ihren Mittelfinger nicht krumm zu machen wagte, weil sie glaubte, die Welt ruhe auf demselben, welche alsdann herabstürzen würde.

Jemand bildete sich ein, daß an seiner Stirne ein paar Hörner herausgewachsen wären. Da er sich von dem Gegentheil nicht überzeugen lassen wollte, so erbot sich ein Arzt, ihn vermittelst einer geschickten Operation zu heilen. Dieser brachte insgeheim ein paar Hörner mit, langte dann zum Schrecken des eingebildeten Kranken seine Säge und sein Messer hervor. Er begann seine Operation, während des Sägens ließ er die Hörner auf die Erde fallen, und zur Freude der Umstehenden sprang der Kranke gesund und heiterer Laune von seinem Sitze auf.

Eine Frau bildete sich ein, sie habe ein lebendiges Mondkalb im Leibe. Man übergab sie einem Arzt, der sie zu heilen versprach, indem er gegen sie erklärte, daß er ihr eine Arzney eingeben wolle, die das Mondkalb wegtreiben solle.

Jemand glaubte, keinen Kopf zu haben. Um ihn nun fühlbar zu machen, daß dies wirklich der Fall nicht sey, setzte man ihm einen

Huth von Blei auf und er ward von seiner Einbildung geheilt.

Nach der Erzählung des Marci Donati hat sich jemand eingebildet, daß sein Körper ein aufgespanntes Trommelfell sey, und hat, so oft er sich berührte, die Leute gefragt: ob sie nicht auch den Trommelschall vernähmen.

Ein Kranker war des festen Glaubens, daß er einen Heuwagen mit zwei Pferden und einen Fuhrmann in seinem Magen trage. Sein Arzt machte ihm Einwendungen dagegen, allein diese fruchten bey fixen Vorstellungen selten oder niemals etwas. Ein anderer hingegen gab ihm Recht bedauerte ihn, untersuchte die Magengegend und gab den Ort an, wo er den Wagen und die Räder, den Fuhrmann und die Pferde deutlich fühle. Der Kranke gewann Zutrauen zu ihm und faßte Muth Sein Arzt sprach von Mitteln, die dergleichen Körper verkleinerten und gab ihm ein Brechmittel ein. Dem Kranken wurde übel, der Arzt führte ihn ans Fenster: dieser steckte den Kopf hinaus, und als er eben im Vomiren begriffen war, fuhr ein Heuwagen zum Hofe hinaus, den der Kranke für denjenigen hielt, den er im Magen getragen hatte.

Ein Gelehrter bildete sich ein, ein Kind im Leibe zu haben, und machte sich sehr viele Sorge darüber, wie es wohl zur Welt kommen möchte.

Ein Mann klagte, wie der Dr. Erhard in Wagners Beyträgen zur Anthopologie 2 Bd. Seite 17 erzählt, die Polizeybedienten an, daß

sie sich, wenn er tränke oder äße, in der Größe eines Fingers auf seinen Löffel oder Krug setzten und ihm alles so ganz rein wegschnappten, daß er endlich vor Hunger würde umkommen müssen. Zwar wisse er, daß sie diese Künste verstehen müßten, um die Spitzbuben zu belauschen und zu fangen, allein die Obrigkeit sollte doch dahin sehen, daß sie nicht auch ehrliche Leute plagten. Man heilte ihn von diesem Wahne dadurch, daß man ihn von Seiten des Polizeidirektoriums einen Befehl vorlas, worin den Polizeidienern bei schwerer Strafe verboten ward, daß sie ihn nicht weiter verfolgen sollten.

Swieten erzählt die Geschichte eines Mannes, der sich von Niemand anrühren ließ, weil er von der Hundswuth angesteckt zu werden fürchtete.

88.

Ein Hund holt seinen Herrn aus der Stube ins Freie, um einen Hasen zu schießen.

Ein Jagdhund, dessen Herr auf dem Lande wohnte, lief einstmals eilends zu diesem, der sich nebst dem Erzähler dieser Thatsache in seiner Stu-

dierstube befand. Die Thüre war zu. Der Hund kratzte und boll, und dies that er recht ämsig. Man öffnete ihm endlich die Thüre. Er wedelte mit dem Schwanze, heulte und sprang voller Freuden an seinen Herrn hinauf. Er lief von ihm zum Ofen, wo die Jagflinte stand, und so wieder zurück zum Herrn und endlich auch wieder zur Flinte. Sein Herr merkte, daß ihm der Hund etwas zu sagen habe, und nahm daher die Flinte in die Hand. Sogleich gab der Hund freudig einen Laut von sich, lief zur offnen Thüre hinaus, kam wieder zurück, lief zu einer Hinterthüre des Hauses und führte den Herrn da hinaus, wo ein Berg lag. Ich und der Herr folgten dem Hunde. Der Hund lief immer hüpfend und heulend voraus und wieder zurück. Wir waren etwan vierzig Schritte gegangen und der Hund war immer voraus gelaufen. Nun aber fieng er eine andere Pantomine zu machen an, und gab deutlich zu verstehen, daß wir links gehen sollten. Er schloß sich an seinen Herrn an, drückte ihn nach demselben Wege hin, hüpfte, boll und wiederholte dies alles mehreremal. Wir folgten seiner Anweisung und er begleitete uns einige Schritte. Schnell aber drehete er sich rechts und lief um den Weg und Berg herum. Indessen giengen wir links und zwar langsam bergan fort, bis fast hinauf, wo der Hund in dieser Zwischenzeit von der rechten Seite her den ganzen Berg umlaufen hatte. Jetzt befand er sich höher als wir. Er gab einen Laut von sich und trieb

inen Hasen vor sich her dem Herrn vor den Lauf, den dieser auch auch sogleich schoß.

89.

Fischjagd der Merrachen (mergus serrator.)

Die Meerrachen sind Wasservögel aus dem Geschlechte der Tauchenten. Sie leben in den meisten Gegenden des nördlichen Europas, wo sie öfters auf dem Wasser Fischjagden anstellen, von denen Linnee öfters Zuschauer gewesen ist. Sie lagern sich zu mehrern Tausenden in geraden Linien auf den Landseen von Schweden, wobei es ihre Absicht ist, die Fische aus den Tiefen und Winkeln des Sees, wo diese sich verbergen, aufzujagen. Wenn sie ihre Schlachtordnung gebildet haben, so taucht ungefähr die Hälfte unters Wasser, und rührt es von innen her auf. Die andere Hälfte bleibt auf der Oberfläche des Wassers und schlägt es mit den Flügeln unaufhörlich so gewaltig, daß die geängstigten und betäubten Fische ohne zu wissen wohin in die Seebusen und flachen Ufer flüchten, wo sie die Merrachen ohne Mühe schaarenweise fangen. Das Geräusch, das so viele Flügel machen, gleicht einem unaufhörlichen Gewittersturme.

90.

Ein monströser Hahn mit einem Schlangenschwanze.

Was der Grund der Mißgeburten im Thierreiche sey, möchte sich wohl nicht leicht ausmachen lassen; denn dorthin, wo die Natur ihre Werkstätte aufgeschlagen hat, dringt kein erschaffener Geist, und wir müssen uns daher über solche widernatürliche Erscheinungen bloß mit Muthmassungen begnügen. Allein wenn nun viele solche Thatsachen, die für Abweichungen der Natur von ihren gewöhnlichen Gesetzen angesehen werden, gesammelt werden, so kann es doch seyn, daß man durch Vergleichungen und Zusammenstellungen zu mehrerer Gewißheit gelangt, als man bis jetzt noch über das Ungeheuere und Wunderbare im Reiche der organischen Natur errungen hat.

Ein Hahn wurde, wie Aldrovandi in seiner Historia monstrorum, Bononiae 1642 S. 387 erzählt, an dem Hofe des Herzogs von Toskana, Franz von Medici lebendig gezeigt. Sein Anblick flößte jedem, der ihn sah, Furcht und Schrecken ein. Weder der Kamm noch der Bart bestanden aus Fleisch sondern aus Federn, die der kegelförmigen Figur glichen, womit die Soldaten ihre Helme zu schmücken pflegten. An der Stirne aber saßen

zwei Federn oder vielmehr Federkiele, die wie Hörner in die Höhe standen. Zwei andere solche Federkiele hatte er auf jeder Seite des Schnabels an den Nasenlöchern; und noch einer befand sich am Halse. Der ganze Körper sah dunkelbraun aus; die Wurzeln der Federn waren weiß, und an dem Steiße, wo der Schwanz heraus geht, hatte er einen kleinen runden weißlichen Höcker. Der Schwanz war von Fleisch, sah bläulich aus, war nackt und wie eine Schlange gewunden; am Ende desselben hingegen befand sich ein Büschel. Die Schienbeine waren gleichsam mit Stiefeln oder Beinharnischen überzogen.

91.

Eine mit Schuppen überzogene Birne.

Auch in dem Pflanzenreiche findet man viele Abweichungen von dem Gewöhnlichen, welche manchmal ans Außerordentliche grenzen. Im Jahre 1803 zeigte man einen Kornstengel, an dem sich sieben Aehren beisammen befanden; so ließ man auch eine Pflaume sehen, die dreifach war, und auch drei besondere Kerne hatte. Eine Birne, die uns ein verdienter Stadtprediger zu übersenden die Güte gehabt hat, der aber das

Gemeinnützige befördert, ohne genannt seyn zu wollen, ist eine Winterbirne von mittelmäßiger Größe; sie ist mit verschiedenen kleinen Schuppen, wie Fichtenzapfen, und mit Umrissen versehen, welche den Ananasbeeren gleichen. Auch hat sie mit einem türkischen Bündkürbis und mit einer Tiara Aehnlichkeit. Als man sie von einander schnitt, und in zwei Hälften theilte, fand man keinen Kern darin, und es war also nicht möglich, Saamen zur Fortpflanzung von ihr zu erhalten, um zu sehen, ob eine dergleichen abweichende Frucht auch wieder ihres Gleichen hervorzubringen im Stande sey.

92.

Selbstmord aus Lebensüberdruß.

Wer seinen Körper nicht in zweckmäßiger Bewegung erhält, wer sehr nahrhafte Speisen ißt und keine lang ausschenden Wünsche und Hoffnungen hegt, oder wer sich frühzeitig durch Ausschweifungen schwächt, und dadurch die Empfänglichkeit für den Genuß verliert, der bekommt leicht einen Ueberdruß am Leben. Es kettet ihn nichts mehr an dasselbe, er fühlt keinen Reiz und kein Interesse mehr, länger auf dieser Erde zu verwei-

len, und kommt etwa noch ein Unglücksfall dazu, und sollte dieser auch bloß eingebildet sein, so endigt er sein Leben, ehe sich es Jemand vermuthet, durch den Selbstmord. Besonders haben die Engländer eine große Neigung sich selbst umzubringen, welche ohne Zweifel von ihrem Himmelsstriche, der oft trübe und neblig ist, und von ihrer Lebensweise herrührt.

Ein junger Engländer, der Sohn eines angesehenen Hauses, welcher eben im Begriff war, sich mit einem schönen reizenden Mädchen zu verheurathen, hatte an einem Teutschen einen herzlichen Freund. Diesen besuchte er eines Abends, sprach wenig, endlich sagte er zu ihm: wir sehen uns heute das letzte Mal, Freund! und drückte ihm mit Wärme die Hand. Warum? fragte der Teutsche: Weil ich morgen sterbe, war seine Antwort. Er gieng fort, und des andern Morgens früh fand man ihn todt in einem Garten. Neben ihm lag ein Pistol, an dem ein Zettel mit folgenden Worten hieng: Des Lebens satt und müde.

Wenn aber ein solcher Versuch mißlingt, so tritt öfters sogleich die Lust zum Leben wieder ein. Ein anderer Engländer hieng sich; da dies sein Bedienter gewahr wurde, so sprang er herbei und schnitt ihn ab. Er wurde gerettet und blieb am Leben.. Am Ende des Jahres, als er dem Bedienten seinen Lohn auszahlte, zog er diesem zwei Pence ab. Der Bediente fragte nach der Ursache dieses Abzuges: weil Du erwie-

derte der Herr, einen Strick ohnen meinen Befehl durchschnitten hast.

Als der Herr von Archenholz in England war, sah er einstens einen nicht schlecht gekleideten Menschen von gutem Ansehen, der auf der schmalen Ballustrade der Blackfriarsbrücke hin- und hergieng. Das Gefährliche seines Spazierganges erregte Besorgniß; man bat ihn herunter zu steigen, allein er gab keine Antwort. Endlich wurde ein Zuschauer, der mit seinen theilnehmenden Bitten fortfuhr, von ihm gefragt, ob er ihm wohl einen Gefallen erweisen wolle? Auf die Bejahung dieser Frage erfolgte der Auftrag, zu einem gewissen Manne zu gehen, dessen Wohnung er ihm genau bezeichnete, und ihm zu erzählen, was er gesehen hätte. Während er dieses sagte, sprang er in die Themse.

93.

Ein Mensch, der in drei Jahrhunderten gelebt hat.

Dieser Mann hieß Hupazoli, und wurde gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts 1587 d. 15. März zu Casale geboren, und starb

den 27 Jan. 1702. Anfänglich war er ein Geistlicher, begab sich aber hierauf nach der Insel Scio, und gieng von da im 82 Jahre seines Lebens als venetianischer Consul nach Smyrna. Sein hohes Alter hatte er hauptsächlich seiner Mäßigkeit im Essen und Trinken, einer regelmäßigen Leibesbewegung und überhaupt einer pünktlichen Ordnung in seiner ganzen Lebensweise zu verdanken. Er trank nie etwas anders als Wasser, rauchte keinen Taback, aß wenig, aber gut, besonders Wildpret und Früchte. Zu gewissen Zeiten des Jahres trank er den Saft der Skorzonerwurzel als eine Blutreinigung. Er wohnte nie einem Schmause bey, aß regelmäßig früh und zu Abende, gieng eine halbe Stunde darauf zu Bette, stand des Morgens sehr früh auf. Alle Tage hörte er seine Messe, dann gieng er ein wenig spazieren, und hierauf besorgte er seine Geschäfte. Bei seinem Tode hinterließ er 22 Bände, worin er alles aufgeschrieben, was er verrichtet hatte. Nie hatte er Anfälle von Fiebern, nie ließ er zur Ader, und nie brauchte er einen andern Arzt als seine Diät. Sein Gedächtniß war in den spätern Tagen seines Lebens noch so gut, daß er von Dingen, die vor hundert Jahren vorgefallen waren, wie von solchen sprach, die erst kürzlich geschehen waren. In seinem hunderten Jahre wurden seine seit einiger Zeit grauen Haare wieder schwarz, und noch später reiste er des Tages zu Fuße vier Meilen weit. Im 109 Jahre verlohr er die Zähne, er

mußte sich daher nunmehro bloß von Brühen nähren; allein vier Jahre darauf bekam er zwei neue große Zähne, wo er wieder Fleisch essen konnte. Gegen das Ende seines Lebens hörte eine Blutausleerung auf, die er seit 30 Jahren alle Monate gehabt hatte. Er bekam hierauf den Stein, und mußte endlich unterliegen.

94.

Eine Schwalbe holt ein Weibchen, damit diese die Eier ihres verstorbenen Weibchens ausbrütet.

Ein paar Schwalben führten in einem Stalle ihr Nest auf, in welches das Weibchen nachmals seine Eier le te, und sich auf dieselben setzte. Einige Tage darauf bemerkte das Hausgesinde, daß das Weibchen die Eier zwar noch unter sich hatte, aber daß das Männchen bisweilen um das Nest herumflog, sich zur Seite auf einen Nagel setzte, und einen Laut von sich gab, der Unruhe und Besorgniß verrieth. Nach einer genauern Untersuchung fand man, daß das Weibchen auf den Eiern todt war. Man warf es daher aus dem Neste heraus. Nun flog das Männchen zum Neste und setzte sich eine Weile auf die Eier. Nach-

dem es aber daselbst ein paar Stunden gesessen hatte, flog es weg und kam Nachmittags, mit einem Weibchen nach Hause, das sich nicht allein auf die Eier setzte und sie ausbrütete, sondern die Jungen auch so lange ernährte, bis sie groß wurden und sich selbst ernähren konnten.

95.

Durch das Verrücken der Uhren verliert Jemand sein Fieber, das er alle Tage vermittelst der Einbildungskraft zu einer gewissen Stunde bekam.

Was der Mensch oft und lebhaft denkt, wird, wenn es den Zustand seines Körpers betrift, oft diesem zu Theil. Der bekannte Dr. Hirzel befand sich einstens mit einem Freunde in den Bädern zu Baden in der Schweiz. Dieser hatte das Fieber gehabt, und war glücklich wieder hergestellt, allein bei der Zurückerinnerung an seine Krankheit überfiel ihn dieselbe täglich um die nämliche Stunde, Morgens um 11 Uhr von neuem. Hirzel traf unterdessen mit den Badegästen die Abrede, daß jeder seine Uhr um eine ganze Stunde und daß auch der Küster die

Glockenuhr zurückstellen sollte. Der genesene Patient gieng Morgens heiter und aufgeräumt in einer großen Gesellschaft am Ufer der Limmat spatzieren, und vergaß unter geistreichen Gesprächen sein Fieber. Endlich sah er nach der großen Uhr bei der Kapelle, und sagte: Nun haben wir bald 11 Uhr; nun ists Zeit, daß ich nach Hause gehe, mein Fieber wird kommen. Lächelnd zog Hirzel seine Uhr aus der Tasche und sagte: es ist bereits über 12 Uhr, und rief dabei aus: viel Glück! das Fieber hat sich vergessen; es kommt nicht wieder. Wirklich kam es auch nicht wieder.

96.

Eifersucht und Freundschaft einer Gans.

So einfältig auch die Gans zu seyn scheint, so hat man doch mehrere Beispiele von ihrem Betragen, welche Verstand und Empfindung der Liebe und Anhänglichkeit zu verrathen scheinen. Folgende Nachricht von einer Gans erzählt Büffon, die ihm einer seiner Freunde mitgetheilt hat, und die ich aus Bingley's animal Biography entlehne: zwey Gänseriche, ein grauer und ein weißer (der letztere hieß Jacob) lebten mit drei Weibchen zusammen, und waren ihre

beständigen Begleiter. Hatte eines von den Männchen die Oberhand, so übernahm es die Leitung derselben und das andere durfte sich ihnen nicht nähern. Wer des Nachts über Meister blieb, wollte bei Tage nicht nachgeben, und die beiden Gänseriche fochten oft so wüthend mit einander, daß man hinzulaufen und sie voneinander trennen mußte. Eines Tages wurde ich durch ihr Geschrei in den Hintergrund des Gartens gelockt, und hier sah ich, daß sie einander beim Kopfe hatten, und mit den Flügeln mit großer Schnelligkeit und außerordentlicher Stärke auf einander losschlugen. Die drei Weibchen liefen um sie herum als wünschten sie dieselben von einander zu bringen, allein ihre Bemühung war vergeblich; endlich zog der weiße Gänserich den Kürzern, er unterlag und wurde von dem andern sehr übel behandelt. Ich trennte sie, und dies war für den Weißen ein Glück, da er sonst sein Leben würde eingebüßt haben. Hierauf fieng der graue Gänserich an zu schreien, zu schnattern, mit den Flügeln zu schlagen, und lief eilends den Weibchen nach, machte jedem ein lautes Kompliment, welches dieselben auch erwiederten und sich zugleich von freien Stücken um ihn herstellten.

Der arme Jacob befand sich unterdessen in einem kläglichen Zustande: er zog sich zurück, und ließ in der Entfernung Klagetöne hören. Seine Niedergeschlagenheit und Traurigkeit hielt mehrere Tage an, während ich manchmal Gelegenheit hatte, über den Hof zu gehen, wo er

sich aufhielt. Ich sah ihn beständig aus der Gesellschaft ausgestoßen, und wenn ich vorbeygieng, kam er allemal auf mich losgegangen. Eines Tages kam er mir so nahe und äußerte so viele Freundschaft gegen mich, daß ich nicht umhin konnte ihn zu liebkosen, indem ich meine Hand bald über seinen Rücken legte, bald um seinen Hals schlang. Hierüber schien er so sehr gerührt, daß er mir bis an die Hofthüre nachfolgte. Als ich des andern Tages wieder vorbei gieng, rannte er auf mich los, und ich machte ihm die nämlichen Liebkosungen wie gestern, allein hiermit war er nicht zufrieden, sondern schien durch seine Geberden und Bewegungen zu verstehen zu geben, daß ich ihn zu seinen Gefährten führen möchte. Ich brachte ihn daher bis an den Platz, wo sie sich aufhielten, und bei seiner Ankunft fieng er zu schreien an, und richtete seine Anrede geradenweges an die drey Weibchen, die auch nicht ermangelten, ihm zu antworten. Allein sogleich sprang der graue Sieger auf Jacob los; ich ließ sie einen Augenblick beisammen; jener war immer der Stärkere; ich half meinem Jacob, der aber unterlag, ich stand ihm nochmals bei, und auf diese Art fochten sie 11 Minuten lang mit einander, und vermittelst meines Beystandes erhielt Jacob die Oberhand über den grauen Gänserich, und nahm von den drei Weibchen Besitz.

Als sich mein Freund Jacob als Sieger erblickte, wagte er die Weibchen nicht mehr zu verlassen

und kam daher nicht länger auf mich los, wenn ich vorbei gieng; bloß in der Entfernung gab er mir manche Beweise von seiner Freundschaft indem er laut aufschrie und mit den Flügeln um sich schlug; seine Gefährtinnen verließ er nicht, weil er vielleicht fürchtete, sein Gegner möchte sich in ihren Besitz setzen. Auf diese Art fuhr er bis zur Brütezeit fort, und nie anders als bloß in der Ferne schnatterte er mich an. Als aber seine Weibchen zu sitzen anfiengen, verließ er sie und verdoppelte seine Freundschaft gegen mich. Eines Tages folgte er mir bis an die Eisgrube oben auf der Anhöhe des Parkes nach, wo ich mich nothwendig von ihm trennen mußte, um meinen Weg noch eine halbe Stunde weiter in einen Wald fortzusetzen; ich sperrte ihn daher in den Park ein. Kaum aber merkte er, daß ich mich losgerissen hatte, als er ein sonderbares Geschrei ausstieß. Jedoch gieng ich meinen Weg fort, und mochte ungefähr ein Drittheil davon zurückgelegt haben, als ich das Geräusch von einem schwerfälligen Fluge vernahm und mich daher umdrehte; zu meinem Erstaunen erblickte ich meinen Jacob nur noch vier Schritte von mir. Er folgte mir allenthalb hin nach, bald gieng er, bald flog er, und wenn er etwas vor mir voraus war, so machte er an Kreuzwegen halt, um zu sehen, welchen Weg ich gehen würde. Unsere Wanderung dauerte von Morgens zehn Uhr an bis Abends um acht Uhr und mein Gefährte folgte mir durch alle Krümmungen des Waldes

nach, ohne daß er davon ermüdet zu werden schien.

Nachmals folgte er mir allenthalben hin nach und ich konnte nirgends hingehen, ohne daß er meine Tritte ausfindig machte; daher suchte er mich sogar eines Tages in der Kirche auf. Ein andermal, als er vor dem Fenster des Pfarrers vorbei gieng, hörte er mich in dessen Stube sprechen; und da er das Thor offen fand, so kam er hinein, stieg die Treppen hinauf, und trat in die Stube und machte zum nicht geringen Schrecken der Familie ein lautes Freudengeschrei.

Es thut mir leid, daß ich zuerst unsere Freundschaft aufgab, allein dies war nothwendig. Der arme Jacob glaubte, daß er in den schönsten Zimmern eben so frei und ungestört hausen könne, als in seinem Stalle, und nach manchen unangenehmen Zufällen dieser Art sperrte man ihn ein und ich bekam ihn nicht wieder zu sehen. Seine Unruhe dauerte über ein Jahr lang, wo er vor Kummer starb. Er war, wie man mir hernach erzählte, so dürre wie ein Stück Holz worden, und man verheimlichte seinen Tod über zwei Monate lang vor mir, welcher im dritten Jahre unserer Freundschaft erfolgte.

97.

Sonderbare Wirkung eines angestrengten Nachdenkens.

Bordeux kannte einen Mann, dem der Arm stark anschwoll, sobald er lebhaft und angestrengt nachdachte oder empfand.

Viridet versichert, eine Dame gesehen zu haben, die wenn sie ihre Seelenkräfte stark anstrengte, in eine heftige Kolik verfiel.

Pechlin hat Leute gesehen, die vom starken Nachdenken ungewöhnlich viel schwitzten: andere bekamen dabei Durchfälle, und wieder andere verloren den Gebrauch der Füße.

Schon Galen hat uns die Geschichte von einem Grammatiker aufbehalten, der, so oft er stark nachdachte oder mit Eifer lehrte, einen Anfall von der Epilepsie bekam.

Der Ritter d'Epernay verlor nach einer vier Monate anhaltenden Geistesbeschäftigung ohne irgend einen Krankheitszufall den Bart, die Augenwimpern, die Augenbraunen, die Kopfhaare, kurz, alle Haare am ganzen Leibe.

Man kann hieraus sehen, daß starke und anhaltende Anstrengung des Geistes die Lebensquelle selbst angreift und austrocknet, und daß unser Geist mit dem Körper in der genauesten Verbin-

dung steht. Man hat Beispiele, daß Menschen während eines angestrengten Nachdenkens der Schlag getroffen hat; andere sind von allzu angreifenden Geistesbeschäftigungen dumm geworden, und andere wiederum sind im Alter, wenn sie ihren Geist in frühern Jahren allzu sehr angegriffen hatten, wieder zu der mitleidwürdigsten Kindheit herabgesunken, wie dies z. B. der Fall mit dem großen Kant war.

98.

Merkwürdiger Traum einer Wahnsinnigen.

In dem Tollhause zu Ludwigsburg, im Königreiche Wirtemberg, befand sich noch vor einigen Jahren unter andern Wahnsinnigen auch die Frau eines Künstlers, welche erst während der Ehe, nachdem sie schon mehrere Kinder geboren hatte, wahnsinnig geworden war. So lange die Ausbrüche ihres Wahnsinns erträglich waren, behielt sie ihr Mann bey sich, als aber dieselben ihm und seinen Kindern Gefahr zu bringen drohten, war er genöthigt, sie von sich zu thun und in das Tollhaus nach Ludwigsburg zu bringen, wo sie sich mehrere Jahre lang aufhielt, ohne von ihrem Wahnsinn geheilt werden zu können.

In den Anfällen desselben lebte sie, wie Wahnsinnige gewöhnlich in völliger Vergessenheit ihres vorigen Zustandes, aber in den lichten Zwischenzeiten zeigte sie viele Anhänglichkeit an ihre zurückgelassene Familie, jammerte darüber, daß sie von ihr entfernt leben müsse, und verlangte insbesondere oft und heftig nach ihren Kindern.

Ihr damals noch lebender Vater, der sie häufig besuchte, mußte ihr daher jedesmal Nachricht von ihrer Familie bringen und sich mit ihr über ihre Kinder und deren Befinden, Wachsthum, Thun und Treiben und dergleichen unterhalten.

Einst kam er auch zu ihr, und sobald sie ihn erblickte, rief sie ihm, diesmal noch begieriger, als sonst, die Frage entgegen, was machen meine Kinder? — Er hatte den Tag zuvor die Nachricht erhalten, daß eines davon gefährlich krank wäre, und erschrack also diesmal über die Frage, weil er es nicht für rathsam hielt, ihr die Wahrheit zu sagen. Er antwortete ihr daher, sie sind alle gesund. — „Haben sie kürzlich Nachricht von ihnen erhalten? fuhr die Unglückliche fort." — Ja! antwortete ihr der Vater. „Und welche?" — Daß sie alle gesund sind. — „Das ist nicht wahr," fuhr sie nun heftig auf, „alle sind nicht gesund, Caroline (ich will das Kind so nennen, weil ich seinen Nahmen nicht weis) ist krank, gefährlich krank!" — Der Vater erstaunte, den außer ihm wußte es noch niemand. „Wer hat Dir das gesagt?"

fragte er daher. — „Ich habe, antwortete sie, das Kind diese Nacht gesehen, ich bin bei ihm gewesen, es ist krank, recht sehr krank!“ — Und nun sagte sie ihrem erstaunten Vater nicht nur, seit wann das Kind krank wäre, sondern nannte ihm auch die Krankheit selbst, an welcher es darnieder läge, und alles traf mit dem Inhalte des Briefes, den der Vater erhalten hatte, pünktlich zusammen.

Wenn es je wahr ist, daß ein Ahndungsvermögen existirt, eine Vermuthung, die durch die merkwürdigsten, von glaubwürdigen Personen angeführten Beispiele unterstützt selbst in unserm aufgeklärten Zeitalter, wo man sich nicht so leicht, wie ehemals, von dem Hange zum Wunderbaren verführen läßt, unbegreiflichen Dingen ohne genugsamen Beweis Glauben beizumessen, einen sehr hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erreicht hat, so ist sein Daseyn bey Wahnsinnigen, bei welchen die exaltirte Phantasie soviel Stärke und soviel Uebergewicht über die übrigen Geisteskräfte hat, noch am begreiflichsten.

99.

Vielfresser.

Der Mensch ist in der Einbildung unersättlich, so bald sich Gierigkeit oder Habsucht dazu gesellt, und er kann es auch in der Wirklichkeit werden, wenn er seinen unersättlichen und grenzenlosen Begierden öfters nachgiebt. Die Gewohnheit macht alsdann alles aus ihm, und er ist im Stande selbst das Natürliche in sich auszurotten.

Theagenes Thasius aß auf einmal einen ganzen Ochsen auf, und nachdem er diesen verzehrt hatte, gab er zu verstehen, daß er noch nicht gesättigt sey.

Milo Crotoniates hat auf einmal zwanzig Pfund Brod und eben so viel Fleisch gegessen, und dazu dreißig Pfund Wein getrunken, und bei einem der olympischen Spiele hat er einen Ochsen, den er auf die Schultern genommen, und 325 Schritte weit getragen, geschlachtet und denselben an einem Tage ganz allein aufgezehrt.

Chärippus pflegte beständig zu essen, so oft ihm jemand etwas gab, und Ctesias wußte niemals, wenn er zu essen aufhören sollte.

Flavius Vopiscus erzählt, daß der Kaiser Aurelianus sein Vergnügen an einem Vielfraß gehabt habe, der an einem Tage auf seiner Tafel ganz allein ein ganzes wildes Schwein,

einen Schöps, ein Spanferkel, hundert Brode verzehrte, und mehr als einen Eimer Wein trank.

Der Kaiser Clodius Albinus hat zum Frühstück 500 getrocknete Feigen und nach des Cordus Zeugniß 100 Pfirsichen, zehn Melonen, 20 Pfund Weinbeeren, 100 Schnepfen, und 400 Austern verzehrt.

Johann Schenke führte ein bejahrtes Frauenzimmer an, das keinen Augenblick ohne Essen und Trinken leben konnte. Der nämliche Schriftsteller erwähnt auch eines Mannes, der auf einmal ein ganzes Kalb roh oder auch ein Schaaf roh und ungekocht essen konnte, und dennoch noch nicht völlig satt wurde.

Der gefleckte Neger

Seltenheiten

der

Natur, der Kunst und des Menschenlebens.

Zur

Unterhaltung und Belehrung,

vom

Verfasser

der

Gallerie des Wundervollen.

Margelik.

Zweyter Theil.

Wien, 1808.

Inhalt.

Nro.		Seite
1.	Die Zauberkraft der Schlange . .	3
2.	Die blutigen Mahlzeiten in Habesch .	9
3.	Kampf zwischen einer Löwin und einem wilden Schweine	13
4.	Die drei Blinden	15
5.	Jeder Mensch hat sein Steckenpferd .	30
6.	Bei mehreren Nationen ist es Sitte, sich ein Glied von den Fingern abzuschneiden, oder einen Zahn auszureißen	34
7.	Ein Irrthum im Rechnen macht tiefsinnig	37
8.	Die Parsi oder Feueranbeter . . .	39
9.	Paul Mocchia geht auf dem Wasser spazieren	41
10.	Ein Lamm mit acht Beinen . . .	43
11.	Aberglaube der Negersklaven in der holländischen Colonie Surinam . .	43
12.	Die Reisen des amerikanischen Landkrebses	45
13.	Der Nachtwandler Negretti . . .	49
14.	Drei merkwürdige Geschichten von Hunden	61

Nro. Seite

15. Gemälde von der Perlenfischerei auf Ceylon 67
16. Ein Beweis von dem hohen Alterthume unserer Erde 82
17. Die gehörnte Kröte 86
18. Die canatische Beutelratte 88
19. Sonderbares Mittel den Hunger zu stillen 90
20. Stonehenge 91
21. Das Mammut 94
22. Der Zitteraal 97
23. Unverbrennbares Garn 106
24. Auffallende Meinungen und Gebräuche einiger afrikanischen Völkerschaften 108
25. Verachtung des Alters bei den nördlichen Indianern Amerika's . . . 116
26. Wohlgeruch duftende Menschen . . 118
27. Auffallende Lebenserhaltung mehrerer Personen 119
28. Verlust der Persönlichkeit in der Trunkenheit 127
29. Der Maulwurf und sein Todtengräber 130
30. Riesenmäßige Kinder 138
31. Der Agami oder Trompetervogel . 144

Nro. Seite

32. Ein Frauenzimmer, das ohne Zunge gut sprechen kann 145
33. Der Blutigel auf der Insel Ceylon . 150
34. Der Bierhund 152
35. Thomas Parre, der 152 Jahre alt geworden ist 154
36. Der Schweiß löscht den Durst . 158
37. Geschicklichkeiten eines blinden Frauenzimmers 159
38. Bärenjagd auf Kamtschatka . . . 163
39. Außerordentliche Wirkung des Weins 166
40. Musikalisches Gehör einer Taube . 169
41. Ahndungsvolle Träume 171
42. Ein Mord nach langer Zeit in der Trunkenheit entdeckt 174
43. Menschen, die Frösche, Schlangen, Spinnen u. s. w. im Magen gehabt, wieder weggebrochen haben, oder daran gestorben sind 175
44. Ein Hund der antworten, zählen, rechnen u. s. w. kann 182
45. Fremde verschluckte Körper kommen an den Händen, Beinen und an andern Theilen des menschlichen Körpers wieder zum Vorscheine . . 185

No.		Seite
46.	Der Kneifer	190
47.	Ansteckung der Epilepsie durch Schrecken	192
48.	Merkwürdige Starrsucht	194
49.	Ein im Traum verübter Selbstmord .	199
50.	Der weißgefleckte Neger John Richardson Primroso Bobey. (Mit einer Abbildung desselben)	201
51.	Beiträge zur Kenntniß des physischen und moralischen Zustandes des Menschen	206
52.	Über die Geschwindigkeit einiger lebendigen Geschöpfe	209
53.	Der Schlangenkampf	212
54.	Der Gesang als ein vortreffliches Arzneimittel	216
55.	Zwei Beispiele von Menschen, die zwar bei Tage, aber des Nachts nicht sehen konnten	217
56.	Der eifersüchtige Papagey . . .	220
57.	Freundschaft und Listigkeit der Katzen	222
58.	Närrische Einbildungen	226
59.	Das Menschenfressen	228
60.	Die Rachsucht der Malayen . . .	231
61.	Der Maelstrom	233

1.

Die
Zauberkraft der Schlange.

Gewisse Arten von Schlangen, z. B. die Klapperschlange (crotalus), haben eine sehr unangenehme Ausdünstung, und Menschen, die sich lange in ihrer Gegenwart aufhalten, bekommen Kopfweh, Schwindel u. s. w. Ob nun diese Ausdünstungen oder der stiere Blick derselben oder ein anderer Grund Thiere, die ihnen zu nahe kommen, so an sich ziehen und bezaubern, daß sie nicht entfliehen können, sondern ihnen zur Beute werden, oder ob, da sich die Schlangen gemeiniglich auf Bäumen aufhalten, wo die Vögel ihre Nester haben, die deßhalb herbei kommen, um ihre Jungen zu beschützen, oder ob noch ein anderer Umstand zu dieser Bezauberung beiträgt,

ist noch nicht ausgemacht. In dem südlichen Afrika, wo allenthalben Schlangen in großer Menge sind, ist, wie Barrow behauptet, die Thatsache, daß sie die Vögel und andere Thiere bezaubern können, so allgemein bekannt, daß kaum jemand daran zweifelt. Der Einfluß der Zauberkraft der Schlangen aber soll sich nicht blos auf Thiere, sondern sogar auf Menschen erstrecken, wie mehrere glaubwürdige Zeugen versichern.

Als Levaillant im südlichen Afrika reiste, war er besonders auch auf die Thiere und ihre Eigenschaften aufmerksam. Einstmals bemerkte er, daß sich die Zweige des ihm zu nächst stehenden Baumes bewegten. Gleich darauf hörte er das durchdringende Geschrei eines Neuntödters (lanius Lin.), der in Verzuckungen zu seyn schien. Levaillant glaubte anfänglich, der Vogel befinde sich etwann unter den Klauen eines Raubvogels, allein als er die Sache näher untersuchte, bemerkte er zu seinem nicht geringen Erschrecken auf einem Zweige, der dicht neben dem war, auf welchem der Vogel saß, eine sehr große Schlange, die, ohne sich im geringsten zu rühren, mit ausgestrecktem Halse und flammenden Augen das arme Thier anstarrte. Der Vogel schlug convulsivisch mit den Flügeln. Das Schrecken aber hatte ihm schon alle Kräfte geraubt, so daß er sich durchaus nicht mit der Flucht retten konnte; es war als ob er mit den Beinen festgehalten würde. Einer von der Gesellschaft holte eine

Flinte, allein ehe er wieder kam, war der Vogel schon todt, und bloß die Schlange wurde herabgeschossen. Der Vogel und die Schlange waren drei und einen halben Fuß weit von einander entfernt.

Diese Zauberkraft der Schlangen war Levaillant schon bekannt: denn als er eines Tages in einer sumpfigen Gegend, in dem Bezirke der vier und zwanzig Flüsse, auf dem Cap der guten Hoffnung jagte, vernahm er auf einmal aus dem Schilfgebüsche ein sehr durchdringendes schmerzliches Geschrei. Er war neugierig zu erfahren, was das wäre, und gieng leise hinzu. Hier erblickte er eine kleine Maus, die sich wie der Neuntödter in Convulsionen befand; zwei Schritte weit von ihr war eine Schlange, die das Thierchen anstarrte. Sobald die Schlange Levaillant bemerkte, entfloh sie; ihre Gegenwart aber hatte schon gewirkt. Die Maus starb in Levaillant's Händen, ohne daß er durch die aufmerksamste Untersuchung die Ursache ihres Todes entdecken konnte.

Der Doctor Michaelis hat viele der glaubwürdigsten Männer gesprochen, die Augenzeugen von dieser Zauberkraft der Schlangen gewesen sind, welche durch ihr bloßes Ansehen Mäuse, Ratten, Eichhörnchen und kleine Vögel zu bezaubern wissen. Sein Freund Daniel Core hörte einst, als er spazieren gieng, ein klägliches Geschrei eines Vogels, der um den Gipfel eines Baumes in immer engern Kreisen angstvoll herum flat-

terte. Um die Mitte des Baumes lag zwischen den Ästen eine große schwarze Schlange, die den Kopf in die Höhe gerichtet hatte. Er schoß die Schlange, und den Augenblick entfloh der Vogel. Vielleicht war dieser der Schlange noch nicht so nahe gekommen, daß er gelähmt worden war.

Von einem andern Falle dieser Art war der Vater des eben erwähnten Lore Augenzeuge. Auf einem langen Balken in einer Scheune lag eine große schwarze Schlange, die mit unverwandtem Blicke nach einer Ratte hinsah, welche eine lange Zeit auf der andern Seite des Balkens ängstlich hin und her lief, dabei aber der Schlange allmählich immer näher kam, und zuletzt in den offenen Rachen ihres Feindes hinein lief.

Ein Herr Chew (ein Freund des Dr. Michaelis) sah ein Eichhörnchen auf einem Baume, etwa 30 Fuß hoch von der Erde, ängstlich und mit klaglichem Geschrei von einem Aste zum andern hüpfen, so, daß es immer weiter herab stieg. Endlich kam es Herrn Chew so nahe, daß er seine Flinte zurück ziehen mußte, um schießen zu können, und doch bemerkte ihn das Eichhörnchen nicht. Jetzt hielt er ihm die Flinte an den Kopf und schoß es, allein nunmehro sah er erst, daß sich eine große schwarze Schlange gerade unter dem Baume befand.

Aber nicht blos Thiere soll die Zauberkraft der Schlangen anziehen, sondern auch Menschen. Als Levaillant in einer Gesellschaft, wo auch der Obrist Gordon war, den obigen Vor-

fall mit der Maus erzählte, sagte ihm ein Capitain von des Obristen Regimente, daß dieses etwas sehr gewöhnliches sey; „ich selbst, fuhr er fort, wäre beinahe ein Opfer davon geworden. Als ich auf der Insel Ceylon stand, und mich, wie Sie, in einer sumpfigten Gegend mit der Jagd belustigte, wurde ich auf einmal von einem unwillkührlichen konvulsivischen Zittern befallen, dergleichen ich in meinem Leben niemals empfunden hatte, und zugleich fühlte ich, daß mich etwas sehr stark, und zwar wider meinen Willen, gegen eine gewisse Stelle des Sumpfes hinzog. Ich blickte nach dieser Seite hin, und mit Entsetzen wurde ich zehn Fuß von mir eine ungeheure Schlange gewahr, die mich anstarrte. Da mir mein Zittern jedoch noch nicht aller Kräfte beraubt hatte, so strengte ich mich an, und schoß meine Flinte auf die Schlange ab. Der Knall löste die Bezauberung wie ein Talismann. Augenblicklich und wie durch ein Wunder hörten meine Convulsionen auf; ich konnte entfliehen, und spürte weiter keine Folgen als einen kalten Schweiß, der ohne Zweifel von dem Schrecken über die nahe Gefahr herrührte.

Levaillant versicherte dem Gouverneur vom Senegal Blanchot, daß das, was der holländische Capitän von der Zauberkraft der Schlangen erzählt, allgemein von den Negern auf Goree und am Senegal geglaubt werde.

Während sich J. R. Forster (s. eine Anmerkung zu Levaillants Reisen 2. B. S. 86.) in England aufhielt, erzählte ihm jemand folgendes: er habe sich mit einem Freund in Amerika auf der Jagd befunden und beide hätten verabredet, daß sie, um sich nicht zu trennen, von Zeit zu Zeit einander rufen wollten. Da ihm aber sein Freund bald weder geantwortet noch geschossen hätte, so sey er unruhig nach der Gegend hingegangen, wo er denselben zuletzt gesehen und gehört hatte. Zu seiner Verwunderung habe sein Freund entstellt und bewegungslos da gestanden und mit fürchterlicher Angst immer nach einem Flecke hingestarrt. Als er nun ebenfalls dahin geblickt, habe er zu seinem Entsetzen eine sehr große Klapperschlange gesehen, die ihre feurigen Augen auf seinen Freund gerichtet hatte. Aus den Erzählungen der Eingebornen habe er gewußt, daß die Ausflüsse dieser Schlangen Menschen und Thiere bezaubern könnten, daher habe er einigemal seinen Hut hin und herbewegt, um dem schädlichen Hauche eine andere Richtung zu geben. Nun habe sich sein Freund erholt und ihm nachher, als beide die Schlange todt geschossen hätten, erzählt, daß er in ihrer Nähe eine Art von Zwang, stille zu stehen, und eine gewisse Betäubung oder Sinnlosigkeit empfunden habe.

Der oben erwähnte Dr. Michaelis sagt, daß ihm der Dunst der Klapperschlange, über die er Untersuchungen anstellte, einmal ziemlich lange seines Verstandes beraubt hätte; er sey wie

betrunken gewesen, habe sich aufs Bette geworfen und sey erst nach einer halben Stunde wieder völlig zu sich gekommen.

2.

Die blutigen Mahlzeiten in Habesch oder in Abyssinien.

Aus den mehr oder weniger fein zubereiteten Speisen, die gewöhnlich eine Nation genießt, läßt sich auf den Grad ihrer Bildung und auf ihren Charakter schließen. Nationen, die rohes Fleisch essen, sind sicher noch sehr ungebildet, denn der verfeinerte Geschmack verabscheuet alles, was dem Auge in dem Grade, als blutiges Fleisch, mißfällt; hingegen kann man bei Völkern, die ihren Speisen, besonders von Fleisch, eine verfeinerte Zubereitung geben, mit Grund einen ziemlichen Grad von Ausbildung annehmen. Der rohe Wilde ißt häufig das Fleisch ungekocht und roh; der Europäer, der wenig Geisteskultur besitzt, verschmäht nicht den blutigen Genuß des Fleisches, und da die Sitte, blutiges Fleisch zu essen, unter den Abyssiniern noch jetzt ziemlich gewöhnlich ist, so kann man mit Recht behaupten, daß sie weder auf einem hohen Grade

der intellektuellen noch der moralischen Kultur stehen.

Wie Bruce in seinen Nachrichten von Habesch erzählt, versammeln sich in diesem Lande oft Gesellschaften beiderlei Geschlechtes vom ersten Range, sowohl in der Stadt als auf dem Lande, um zusammen zu speisen. Mitten in einem großen Zimmer steht ein langer, an beiden Seiten mit Bänken besetzter Tisch, deren Gebrauch in Habesch durch die Portugiesen eingeführt worden ist; auf dem Lande hingegen werden statt der Tische noch Ochsenhäute auf der Erde ausgebreitet. Vor die Thüre des Zimmers führt man eine Kuh oder einen Stier, ja auch bisweilen mehrere, wenn die Gesellschaft stark ist. Diesem Thiere bindet man die Füße, und macht in die Haut unten am Halse einen Einschnitt bis aufs Fett, wo fünf bis sechs Tropfen Blut auf den Boden fallen. Dieses geschieht um das mosaische Gesetz zu befolgen. Eine oder mehrere Personen fallen alsdann über das Thier her, ziehen ihm die Haut vom Rückgrade bis an die Mitte der Ribben ab, und ist ihnen etwa die Haut im Wege, so schneiden sie dieselbe ohne weitere Umstände weg. Aus den Hintertheilen werden alsdann große viereckigte Stücken Fleisch heraus geschnitten. Das schreckliche Gebrüll des unglücklichen Thieres ist das Zeichen für die grausamen Gäste, sich zur Tafel zu setzen; statt der Teller werden jedem Gaste runde Kuchen vorgelegt, die etwas dicker als Pfannkuchen und zweimal so groß sind. Diese Kuchen

sind Brod ohne Sauerteig gebacken, haben keinen unangenehmen Geschmack und sind leicht zu verdauen. Drei bis vier solcher Kuchen dienen gewöhnlich dem Gaste zur Nahrung; unter diesen liegen vier bis fünf Stück andere Kuchen von einer schwärzern Art. An diesen wischen sich die Gäste die Finger ab, und hierauf werden sie von den Bedienten verzehrt. Nunmehro treten zwei bis drei Bediente mit viereckigten Stücken Rindfleisch herein, welche sie in den bloßen Händen tragen. Dieses Fleisch legen sie auf ungesäuerte gute Kuchen, die, wie Gerichte von Speisen auf den Tisch, der kein Tischtuch hat, gelegt sind. Schon halten die Gäste ihre Messer bereit; jede Mannsperson sitzt allemal zwischen zwei Frauenzimmern und schneidet mit seinem langen krummen Messer kleine Stücken Fleisch herunter, an welchem man noch die Bewegung der Fiebern und das Leben wahrnimmt. In Habesch speiset sich kein Mann selbst und rührt keine Kost an. Die Frauenzimmer nehmen daher die Fleischstücke und schneiden sie erstlich in Streifen von der Dicke eines kleinen Fingers, und alsdann in die Queere in viereckige Stücke, wie kleine Würfel. Diese legen sie auf den guten Kuchen, der stark mit Pfeffer und mit Salz bestreuet ist, und wickeln es wie eine Rolle zusammen. Der Mann steckt hierauf sein Messer ein, legt beide Hände auf die Knie seiner Nachbarin, neigt sich mit vorgebeugtem Leibe, gesenktem Kopfe und aufgesperrtem Munde zu der Nachbarin, die die Rolle am

ersten fertig hat: diese stopft ihm darauf das ganze Stück in den Mund, der davon so voll wird, daß der Mann in Gefahr ist, zu ersticken; allein je vornehmer der Mann ist, desto größer muß das Stück seyn, das er in den Mund nimmt, und man hält ihn für einen feinen gebildeten Mann, sobald er beim Kauen recht viel Geräusch macht. Denn man hat ein Sprüchwort, daß nur Bettler und Diebe kleine Stücke äßen und dabei nicht schmatzten. Sobald nun ein Bissen hinunter ist, welches sehr geschwind geht, reicht ihm die andere Nachbarin eine zweite Rolle, und dies dauert so lange fort, bis er satt ist. Zur Dankbarkeit gegen die beiden Frauenzimmer nimmt er nunmehro zwei kleinere Rollen von derselben Art und Form, worauf beide zu gleicher Zeit ihren Mund öffnen, und aus seinen Händen ihre Speise empfangen. Hierauf trinkt er aus einem großen Horne, und wenn die Frauenzimmer satt sind, alsdann trinkt die ganze Gesellschaft, unter welcher Fröhlichkeit und Scherz an der Tagesordnung sind. Während dieser Zeit blutet das unglückliche Schachtopfer vor der Thüre; es verliert aber dabey wenig Blut, weil man beim Herausschneiden des Fleisches so viel als möglich die großen Blutadern zu vermeiden sucht. Endlich geht es über alle Theile des armen Thieres her, welches sich nunmehro zu Tode blutet, und wenn diese Cannibalen das Fleisch von den Knochen nicht mehr mit dem Messer abschneiden können, so nagen sie es, wie die Hunde, mit

den Zähnen ab. Die ganze Zeit sind die Gäste sehr munter und begehen allerlei Ausschweifungen; sie opfern sowohl dem Bachus als der Venus ungescheuet, und die beiden zunächstsitzenden Mannspersonen halten blos ihr Obergewand wie einen Schirm vor das Paar, das der Liebe pflegt.

Bruce erzählt sogar, daß eine Reisegesellschaft einer Kuh unter Weges ein Stück Fleisch aus den Lenden geschnitten, die Haut darauf wieder fest genähet, und die Kuh weiter fortgezogen habe, um ein andermal wieder davon zu essen.

3.

Kampf zwischen einer Löwin und einem wilden Schweine.

Sonst rühmte man allgemein die Großmuth des Löwens, allein in neuern Zeiten haben mehrere Reisende Einwendungen dagegen gemacht. Barrow nennt ihn ein hinterlistiges Thier, weil er selten einen offenen Angriff thue, sondern sich, wie alle Thiere von dem Katzengeschlecht, im Hinterhalt lege und lauere, bis er bequem auf seine Beute los springen und sie erhaschen könne. So gegründet auch Barrows Bemerkung in vieler Hinsicht seyn mag, so ist doch folgende Erzählung,

welche aus Lamirals Tagebuche seiner Reise in Afrika genommen ist, eine Bestätigung der Meinung, daß der Löwe allemal allein kämpfe, und daß sich niemals weder zwei noch mehrere Löwen gegen ein anderes Thier vereinigen.

„In der Gegend von Podhor am Senegal sahe ich," sagt Lamiral „ein merkwürdiges Schauspiel. Am Rande eines Waldes in der Nähe des Ufers befand sich ein sehr großes wildes Schwein, das von einem Löwen und einer Löwin bemerkt wurde, welche in einiger Entfernung davon waren. Mit ausserordentlicher Schnelligkeit sprang die Löwin herbei, warf sich wüthend über das wilde Schwein her, faßte es an der Gurgel, schüttelte es ganz gewaltig und schlug es mit ihrem Schwanze tüchtig in die Dünne der Seite."

„Während dieses Kampfes, der fünf Minuten dauerte, näherte sich langsam der Löwe, setzte sich auf den Hintern, und war ein ruhiger und gleichgültiger Zuschauer der Anstrengungen, die das wilde Schwein zur Vertheidigung seines Lebens machte, und der Mühe, die sich die Löwin gab, ihm dasselbe zu rauben."

„Endlich unterlag das wilde Schwein (sus aethiopicus), stieß dabei ein schreckliches Geschrei aus und heulte fürchterlich. Als das Thier todt war, erst dann gieng gieng der Löwe langsam zu seiner Gefährtin hin, um mit ihr die Beute zu theilen und zu verzehren."

4.

Die drei Blinden,

Dr. Saunderson, Dr. Moyes und John Metcalf.

Wer eines Sinnes beraubt ist, der büßt auch alle die Vorstellungen ein, wozu er den Inhalt durch diesen Sinn erhält. Wer nicht hört, hat keine Vorstellungen, zum wenigsten keine richtigen von Tönen; wer nicht sieht, kann sich keinen richtigen Begriff von Farben machen, und so zieht der Mangel des einen Sinnes einen Verlust nach sich, den nichts ganz vollkommen ersetzt: denn ob schon nicht zu läugnen ist, daß ein Sinn die Stelle des andern einigermaaßen vertreten kann, und daß z. B. der Blinde die Farben durchs Gefühl anstatt durchs Gesicht erkennt, so weicht diese Vorstellung doch sehr von der Wahrheit ab. Noch unglücklicher sind Blind- oder Taubgeborne, zumal die Letztern daran, indem diese auch zugleich stumm bleiben, weil das, was sie sich von der Aussenwelt vorstellen, eben so sehr von dem, was wirklich ist, verschieden ist, als das Gefühl von dem Gehör und dem Gesichte sich unterscheidet. Bei den Blindgebornen ragen zwar einige von ihren Geisteskräften ganz besonders hervor, wie es z. B. mit dem Gedächtniß und der

Einbildungskraft der Fall ist, allein dies ist doch ein schwacher Ersatz für das Gesicht, das den Menschen erst zum Menschen erhebt. Der blinde Flötenspieler Dülon braucht die schwerste Symphonie nur ein einzigesmal zu hören, und sogleich ist er im Stande, sie mit der größten Einsicht und Fertigkeit wieder vorzutragen. Wird ein Blinder operirt, so zeigt es sich, daß er gar keine Vorstellungen von den Farben und der Entfernung hat, denn die Art, wie der Blinde diese Eigenschaften erkennt, weicht von der unsrigen gänzlich ab; er glaubt, alle Gegenstände, die er sieht, lägen ihm auf den Augen, er wagt sich nicht zu bewegen, weil er die Entfernung noch nicht wieder kennt, er kennt selbst die bekanntesten Gegenstände nichtmehr, weil sie ihm jetzt unter einer andern Gestalt, und mit Licht und Schatten erscheinen; er muß sich daher alle Gegenstände des Sehens von neuem bekannt machen, denn die Welt ist ihm in dieser Hinsicht gänzlich fremd; er greift wie das Kind nach dem Monde, um diesen herabzulangen; er verbrennt sich dieses im nahestehenden Lichte die Finger, kurz, die Gesichtsvorstellungen, die er nunmehro erhält, sind ihm ganz neue Gegenstände und stimmen nicht im geringsten mit den Begriffen überein, die er sich als Blinder von ihnen gemacht hatte. Wir wollen hier eine Nachricht von drei bekannten Blinden mittheilen, die sich eben so sehr durch ihre Kenntnisse als durch ihre Geschäfte auszeichneten.

Der erste ist der Dr. Saunderson, der andere der Dr. Moyes und der dritte Johann Metcalf. Der Dr. Saunderson wurde des Gesichts durch die Blattern in so früher Kindheit beraubt, daß er sich nicht erinnern konnte, jemahls gesehen zu haben, und vom Licht eben so wenig Begriff hatte, als wenn er blind geboren worden wäre. Dem ohngeachtet aber erwarb er sich so große und ausgebreitete mathematische Kenntnisse, daß ihm, bloß seiner ausgezeichneten Verdienste wegen, eine öffentliche Lehrstelle auf der Universität Cambridge anvertraut wurde. Die Deutlichkeit und Leichtigkeit seines Vortrags war nicht geringer als seine Kenntnisse: eine Gabe, die man selbst bey Sehenden nicht immer findet. Seine Vorlesungen über verschiedene Theile der Mathematik, Naturlehre, Astronomie und Optik waren sehr bündig und faßlich, und er hatte alle Mittel in seiner Gewalt, deren es nur bedurfte, um seinen jungen Zuhörern Geschmack an den abstrakten Gegenständen seines Vortrags beizubringen.

Saunderson besaß, so wie die meisten Blinden, ein sehr feines Gefühl, durch dessen Hülfe er viele der wichtigsten und nothwendigsten Begriffe erhalten hatte. Er konnte mit außerordentlicher Genauigkeit die besondern Eigenschaften der Körper, welche von der Raubigkeit oder Weichheit ihrer Oberfläche abhängen, unterscheiden. Man erzählt hiervon unter andern folgendes merkwürdiges Beispiel: es wurden ihm einmal ver-

schiedene alte römische Münzen vorgelegt, von welchen einige ächt, andere aber nachgemacht waren. Saunderson befühlte sie bloß mit den Fingern, und konnte dadurch die antiken von den unächten unterscheiden, obgleich die letztern so vollkommen ähnlich nachgebildet waren, daß ein Kenner, der sie bloß mit den Augen betrachtete, dadurch getäuscht wurde. Saunderson sagte, er hätte durchs Gefühl eine besondere Rauhigkeit an den nachgemachten entdeckt, und daran ihre Beschaffenheit erkannt.

Vermittelst eben dieses feinen Gefühls, konnte er Annäherung und Entfernung der Gegenstände, so wie die verschiedenen Veränderungen der Atmosphäre aufs genaueste unterscheiden. Fast eben so fein war auch sein Gehör. Er konnte sehr leicht den fünften Theil einer Musiknote angeben, und die Personen, mit welchen er umgieng, und den Ort, wo sie sich befanden, aus dem ververschiedenen Ton der Stimme erkennen und unterscheiden. Aus dem Schall des Pflasters und dem Wiederhall von den Wänden, erkannte er die Plätze und Häuser, in welchen er sich befand, so daß er sogleich wußte, wo er war, wenn man ihn wieder an den nämlichen Ort hinführte.

Es hat in alten und neuen Zeiten sehr viele Beispiele von blinden Personen gegeben, die sich in verschiedenen Fächern, besonders in mathematischen Wissenschaften, sehr rühmlich ausgezeichnet haben. Noch gewöhnlicher aber ist es, unter solchen Unglücklichen große Tonkünstler zu finden.

Einen außerordentlich starken Eindruck scheint auch die Poesie auf blinde Leute zu machen. Einen Beweis hiervon hat man an dem Dr. Blacklock von Edinburgh gesehen. Dieser liebenswürdige Mann war entweder blind geboren, oder kurz nach seiner Geburt blind geworden, und dennoch findet man in seinen Gedichten keinen Fehler, der sich dem Mangel des Gesichts zuschreiben ließe; vielmehr enthalten sie Beschreibungen sichtbarer Gegenstände und Scenen, die so schön, so treffend und ausdrucksvoll sind, als man sie nur immer von einem Sehenden, welchen der Anblick der schönen Natur bezauberte, hätte erwarten können. Dieses beweist, daß sein dichterisches Feuer und die Stärke der Einbildungskraft, welche seine Poesien belebt, einzig und allein durch Töne und durch Worte überkommen haben konnte.

Musik scheint fast durchgängig die Lieblingsbeschäftigung der Blinden zu seyn: dies rührt unstreitig davon her, daß sie sich oft selbst die Zeit vertreiben müssen, und daß sie eine sehr lebhafte Einbildungskraft besitzen, die einigermaaßen die Stelle des Gehörorgans vertritt.

Auch ist in der That nichts geschickter, sanfte Empfindungen zu erregen, und melancholische Gedanken zu verdrängen, die unstreitig bei solchen Unglücklichen sehr oft rege werden müssen. Überdieß verfeinert und vervollkommnet die Musik das Gehör und wird also auch in dieser Rücksicht blinden Personen nützlich. Saunderson war in seinen jüngern Jahren ein sehr geschickter Flö-

tenspieler, und dieser seiner frühzeitigen Liebe zur Musik hat man nicht ohne Grund die Feinheit seines Gehörs zugeschrieben. Stanley und Parry hatten beide ihr Gesicht in der zartesten Kindheit verloren, und beide sind als große Tonkünstler und Komponisten, obwohl in verschiedenen Gattungen, berühmt. Stanleys Musikstyl war ganz originell und ihm eigen; im Vortrag auf der Orgel that er es den größten Virtuosen auf diesem Instrumente an Fertigkeit und ausdrucksvollem Spiel gleich, wo nicht zuvor. Parry kann der brittische Barde neuerer Zeit genannt werden. Bei seinem Spiel auf der Harfe, glaubte man in die Hallen eines alten Caledonischen Heerführers versetzt zu seyn, und niemand verstand mehr als er die Kunst, feinen Geschmack und Zierlichkeit mit den rauhen, aber starken und ausdrucksvollen Modulationen des Alterthums zu vereinigen.

Vorzüglich merkwürdig sind auch zwei andere noch vor kurzem in England lebende Blinde, die sich durch ganz besondre Talente und Geschicklichkeiten auszeichneten. Der eine ist Dr. Moyes, der als Lehrer der Chemie rühmlich bekannt ist, und der andere ist ein gewisser Johann Metcalf. Der Dr. Moyes verlor, so wie Saunderson, das Gesicht in seiner ersten Kindheit durch die Blattern. Er konnte sich nicht erinnern, je gesehen zu haben; sein Gedächtniß hatte ihm eine dunkle Vorstellung von der Sonne aufbehalten. Er hatte das Glück an einem Orte, wo die

Wissenschaften blühen, geboren, und in einer gelehrten Familie erzogen zu werden. Durch große natürliche Fähigkeiten und unermüdeten Fleiß machte er frühzeitig sehr große Fortschritte in verschiedenen Wissenschaften, und erwarb sich nicht nur gründliche Kenntnisse in der Mechanik, Musik und in Sprachen, sondern auch in der Geometrie, Optik, Algebra, Astronomie und Chemie. Mechanische Arbeiten waren in seinen Kinderjahren sein liebster Zeitvertreib. Das Drechseln und Schnitzen lernte er so leicht, und brachte es darin zu einer solchen Fertigkeit, daß er sich kleine Windmühlen und sogar einen Weberstuhl baute. Seine Hände tragen noch Narben von den Wunden, die er bei diesen Jugendspielen erhalten hatte.

Der freundschaftliche Umgang, welchen Herr Bew (der diese Nachrichten mittheilt) mit diesem Blinden während seines Aufenthaltes zu Manchester unterhielt, verschaffte diesem oft Gelegenheit, sein Verfahren in Erwerbung und Anordnung seiner Ideen zu beobachten. Wurde er in eine Gesellschaft eingeführt, so beobachtete er einige Zeitlang ein gänzliches Stillschweigen; durch die Beschaffenheit des Schalles belehrte er sich von der Größe des Zimmers, und aus der Verschiedenheit der Stimmen schloß er auf die Anzahl der gegenwärtigen Personen. Sein Urtheil war in diesem Stück vollkommen richtig, und sein Gedächtniß so treu, daß er sich sehr selten irrte. Er erkannte jemand sogleich beim

ersten Worte an der Sprache, ob er ihn gleich seit länger als zwei Jahren nicht gesprochen hatte. Aus der Richtung der Stimme konnte er die Statur der Redenden beurtheilen, und aus der Art ihres Gesprächs mit ziemlicher Genauigkeit auf ihr Temperament und Gemüthsart schließen.

Seine Augen waren gegen ein starkes Licht nicht ganz unempfindlich; die Sonnenstrahlen machten, wenn sie durch ein Prisma gebrochen waren, einen deutlichen Eindruck auf ihn. Rotes Licht verursachte ihm eine unangenehme Empfindung, die er mit derjenigen verglich, welche man beim Anfühlen einer Säge hat. Allein so wie die Farben des Lichts an Stärke abnahmen, so wurden auch die Empfindungen minder unangenehm; das Grüne machte einen angenehmen Eindruck auf ihn, welchen er mit der sanften Berührung einer glatten ebenen Fläche verglich. Glatte Flächen, schlängelnde Flüsse, sanfte Anhöhen waren die Bilder, in welche er seine Begriffe vom Schönen einkleidete, so wie er hingegen alles, was ihm fürchterlich oder widrig war, mit rauhen Felsen, unregelmäßigen Spitzen und stürmischen Elementen verglich. Er war ein sehr angenehmer und unterhaltender Gesellschafter, wußte seine Begriffe von Gegenständen des Gesichts durch glückliche Anspielungen auszudrücken, und konnte über die Natur, Mischung und Schönheit der Farben mit vieler Bestimmtheit und Genauigkeit urtheilen.

Der Dr. Moyes liefert auch ein sehr merkwürdiges Beispiel von dem Vermögen der Seele, sich selbst in den drückendsten Situationen Beruhigung zu verschaffen. Ob ihn gleich sein Schicksal zu immerwährender Finsterniß verdammt, und des reizenden Anblicks der Schöpfung beraubt hatte, ob er gleich seinen nothdürftigen Unterhalt, durch eine Unternehmung, deren Erfolg sehr ungewiß war, zu gewinnen suchen mußte: kurz, ob er gleich außer seinem Genie gar keine Unterstützung hatte, und in vielen Stücken von einer Person, deren moralischer Charakter sehr zweideutig war, abhing, so war er doch immer so vergnügt, als es nur ein Glücklicher hätte seyn können. Es ist in der That sehr angenehm und beruhigend, zu sehen, daß die meisten Blinden eine heitre und zufriedne Gemüthsart haben. Ob sie gleich, so zu sagen, von dem übrigen menschlichen Geschlecht ganz getrennt, und des Anblicks alles Edeln und Großen im Menschenantlitz beraubt sind, so haben sie dagegen auch nichts von den unangenehmen Empfindungen zu besorgen, welche der Ausdruck heftiger zügelloser Leidenschaften im Gesicht eines andern zu erregen pflegt. An ihnen offenbaret sich recht eigentlich die eigenthümliche hohe Würde der menschlichen Seele, welche mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit auch die größten Unglücksfälle ertragen kann. Diese Gelassenheit merkt man nicht etwa bloß bei Blindgebornen, sondern auch bei solchen, die ihr Gesicht erst in spätern Jahren verloren haben,

und also die Größe ihres Verlustes lebhaft fühlen müssen. Die schmerzliche Erinnerung an ehemaligen Genuß von Freuden, welche ihnen das Gesicht gewährte, nimmt insgemein bald ab, und macht sanftern Empfindungen Platz; sie beschäftigen sich gern mit ihren eigenen Betrachtungen, und überlassen sich zutrauensvoll dem Willen des Himmels und dem Wohlwollen und Mitleid ihrer glücklichern Nebenmenschen.

Sowohl Dr. Moyes, als die übrigen bisher angeführten Blinden, hatten eine gute Erziehung genossen, und frühzeitig Gelegenheit gefunden, ihre Fähigkeiten auszubilden und zu üben. Aber selbst da, wo es an allen Vortheilen einer guten Erziehung mangelt, und der Blinde fast ganz allein sich selbst überlassen ist, kann der Mangel des Gesichtssinnes sogar bloß durch angeborne große Anlagen vergütet werden. Dieses zeigt sich in dem zweiten Beispiel, das oben erwähnt wurde.

Johann Metcalf, der in der Nachbarschaft von Manchester sehr bekannt ist, verlor eben so, wie Dr. Moyes, das Gesicht in seiner ersten Kindheit, so daß er vom Lichte und dessen Wirkungen gar keinen Begriff hatte. In seinen jüngern Jahren trieb er das Gewerbe eines Fuhrmanns, auch ließ er sich bei Nacht als Wegweiser auf ungebahnten Wegen, oder bei tiefem Schnee gebrauchen. So seltsam dieses auch Sehenden scheinen mag, so ist doch das Geschäft, welches er nach der Zeit übernahm, noch außer-

ordentlicher, und in der That sollte man glauben, daß ein Blinder zu allem andern eher als dazu sich schicken könnte. Er wurde nämlich Aufseher über den Straßenbau in einer unwegsamen gebirgigen Gegend. Herr Bew hat oft gesehen, wie er, bloß mit Hülfe eines langen Stabes, die Straßen durchwanderte, jähe Berge hinabstieg, Thäler durchstrich, und ihre Größe, Lage und Gestalt untersuchte, um darnach seine Maaßregeln zu nehmen. Die Plane, die er aufnahm, und die Berechnungen, die er machte, waren auf eine ganz besondre und ihm eigenthümliche Art entworfen, und außer ihm sonst nicht leicht jemanden verständlich. In seinem Fache besaß er eine so große Geschicklichkeit, daß er immer Arbeit genug fand. Die meisten Straßen über den Peak in Derbyshire sind nach seinem Plane abgeändert und verbessert worden, besonders in der Nachbarschaft von Buxton, und vor nicht allzu langer Zeit hat er noch die Ausführung einer Straße zwischen Wilmslow und Congleton übernommen, welche auf die große Londner Heerstraße führen, und die Fahrt übers Gebirge unnöthig machen soll. Einstmals traf ihn Bew auf der Straße, wo er wie gewöhnlich ganz allein herumgieng. Bew fragte ihn unter andern über sein Projekt, und war nicht wenig erstaunt, als er ihn mit der größten Genauigkeit über die verschiedenen Erhöhungen und Vertiefungen der ganzen Landschaft, durch welche die Straße geführt werden sollte, urtheilen hörte. Da Bew einer sumpfigen Gegend

auf diesem Wege erwähnte, so sagte er: dieses wäre die einzige Stelle, wobei er noch Bedenklichkeiten hätte, und er befürchtete, die Arbeiter wären, seiner Vorschrift zuwider, allzu sparsam mit den Baumaterialien umgegangen.

Diese Beispiele beweisen aufs überzeugendste, wie viel anhaltende und zweckmäßige Übung der übrigen Sinne dazu beitragen kann, den Mangel des Gesichtssinnes in sehr vielen Fällen zu ersetzen. Der Wirkungskreis des Geruchs und Geschmacks ist zu eingeschränkt, als daß man von ihnen beträchtliche Vortheile und Schadloshaltung für Blinde erwarten könnte; das Gefühl und Gehör hingegen kann zur Erweiterung und Berichtigung ihrer Begriffe außerordentlich viel beitragen. Durch diese Sinne lernt der Blinde Personen und Gegenden kennen, wird vor Gefahren gewarnt, und zum Vergnügen gereizt; sie geben ihm sogar einen bestimmten Begriff von verschiedenen sichtbaren Eigenschaften der Körper. Zwar kann man nicht behaupten, daß sich ein Blinder sichtbare Eigenschaften eben so wie ein Sehender vorstellt, allein er macht sich doch eine allgemeine Vorstellung von ihren Kennzeichen, nach Anleitung der Ähnlichkeiten, die er zwischen ihnen und andern bemerkbaren Eigenschaften wahrnimmt. Wenn wir z. B. einem Blinden ein Veilchen vorhalten, und ihn fragen, was für eine Vorstellung er sich von ihren Eigenschaften mache, so wird er nach Anleitung des Geruchs u. s. w., so wie auch der Benennung antworten, daß es etwas Sanftes

und Angenehmes seyn müsse. Von Farben hingegen kann der Blinde nicht anders als nach sehr entfernten Analogien urtheilen; er wird sie immer nur mit Tönen, Flächen u. s. w. vergleichen, und sich z. B. die Scharlachfarbe wie die Glut eines Ofens, wie den Schall einer Trompete oder wie einen gewürzhaften Geruch vorstellen, weil alle diese Dinge einen starken Eindruck auf seine Sinne machen.

So belehrend aber auch immer Gehör und Gefühl für den Blinden seyn mögen, so würde doch ihr Vermögen sehr eingeschränkt und vergänglich seyn, wenn die Empfindungen, welche sie in der Seele erwecken, nicht durch Hülfe des Gedächtnisses erhalten und befestiget würden. Durch dieses insbesondre gewinnt der Blinde außerordentlich viel. Seine Seele wird durch die mannichfaltigen Rührungen, welche sich dem Auge ohne Unterlaß darbieten, nicht zerstreut, und kann daher ihren Betrachtungen ununterbrochen nachhängen. Der blinde Straßenaufseher antwortete Herrn Bew, als er ihm einstens sein Erstaunen über seine genaue Kenntnisse des Terrains bezeugte, es wäre gar nichts Wunderbares hierbei. „Sie, mein Herr, sagte er, können sich ihrer Augen bedienen, wenn Sie etwas untersuchen wollen; ich verlasse mich bloß auf mein Gedächtniß, dieß ist der einzige Vortheil, den ich habe. Die Leichtigkeit, mit welcher Sie jeden Gegenstand, so oft Sie wollen, betrachten können, macht, daß Sie nicht so nöthig haben, sich

die Vorstellungen davon tief einzuprägen, und daher verlöschen die Eindrücke insgemein sehr bald. Meine Kenntnisse hingegen muß ich mir mit weit größerer Mühe erwerben, und eben deswegen prägen sie sich meinem Gedächtniß so fest, und beinahe unauslöschlich ein.“ So groß ist also der Einfluß der Übung und Gewohnheit auf die Geisteskräfte der Blinden, daß sie durch die Dauerhaftigkeit ihrer Begriffe für die Mühe, welche sie bei der Erwerbung derselben finden, größtentheils entschädigt werden.

Sehende haben nicht so sehr nöthig, sich auf ihr Gedächtniß zu verlassen, weil sie mit Hülfe des Gesichts außerordentlich leicht, und fast in einem Augenblicke die besondern örtlichen Verhältnisse jedes Gegenstandes wahrnehmen, und wieder erkennen können. Ein Fremder, der jemand besucht, wird sich vermittelst des Gesichtssinnes augenblicklich mit der Größe, den Möbeln ꝛc. des Zimmers bekannt machen, so, daß er sich, bei der Wiederholung seines Besuchs, sogleich wieder daran erinnern wird. Der Blinde hingegen kann sich diese Kenntniß nur durch anhaltende Aufmerksamkeit erwerben. Man muß ihn erst überall im Zimmer herumführen, er muß mit seinen Fingern die Möbeln, Gemälde u. s. w. betasten, ehe er sich von dem Orte, wo er sich befindet, einen Begriff machen kann. Hat er sich aber durch die Gefühlsempfindungen und Beschreibungen eine zusammenhängende Reihe von charakteristischen Merkmalen gebildet, so verknüpft sein

Verstand diese Vorstellungen so unauflöslich mit einander, daß er nur selten seine Untersuchungen zu wiederholen braucht.

Diese Genauigkeit und Behaltsamkeit des Gedächtnisses macht den blinden Mathematiker fähig, genaue Berechnungen zu machen, die schwersten Aufgaben der Algebra und Analysis aufzulösen und die verschiedenen Wirkungen zu begreifen, welche die Gegenstände, je nachdem sie näher oder entfernter sind, in gerader oder schiefer Richtung, aufs Auge machen müssen. Eben dadurch wird er auch geschickt, sich Kenntnisse von den Grundsätzen der Zeichenkunst und Perspektiv zu erwerben.

Allein, obgleich der Blinde ziemlich genaue Begriffe von Figur und Ausdehnung sich erwerben kann, so folgt hieraus doch nicht, daß er beide mit eben der Genauigkeit und Bestimmtheit durchs Gesicht erkennen müßte, im Fall ihm dieses plötzlich wieder gegeben würde. Vielmehr finden wir, daß die von Molineaux aufgeworfene Frage eben so, wie dieser Philosoph erwartet hatte, in dem Falle des Blindgebornen, den Cheselden operirte, entschieden wurde. Diesem jungen Menschen wurde in seinem dreizehnten Jahre der Staar gestochen. Bei dem ersten Eindrucke, welchen die Gegenstände auf seine Gesichtsorgane machten, glaubte er, alles was er sähe, berühre seine Augen unmittelbar, auch konnte er die Gegenstände nicht von einander unterscheiden, so verschieden auch ihre Gestalten waren. Wenn

ihm Dinge, die er sonst durchs Gefühl kennen gelernt hatte, vorgehalten wurden, so betrachtete er sie erst aufmerksam, um sie zu erkennen; plötzlich aber fühlte er sich durch die Menge der Gegenstände, die seinem Auge vorschwebten, in Verlegenheit gesetzt, und alles blieb ihm dunkel. Aus diesem Beispiel sowohl als aus der Beschaffenheit des Gegenstandes selbst erhellt, daß Leute, welche zum erstenmale sehen, nur Flächen und Farben erkennen, und hingegen die sichtbaren Wirkungen des Lichts und Schattens, in Rücksicht auf Entfernung, Hervorragung und Vertiefung u. s. w. erst nach und nach durch Erfahrung kennen lernen müssen.

5.

Jeder Mensch hat sein Steckenpferd.

Jedermann lebt in einem gewissen Kreise von Gegenständen, welche Eindruck auf sein Gemüth machen und die den Inhalt zu seinen Vorstellungen hergeben, und da nun diese besondere Art von Vorstellungen seinen Ideenvorrath ausmacht, da sie sein Gemüth auf diese oder jene Art zur Thätigkeit reizt und da doch nicht alle Vorstellungen gleichen Werth bei ihm haben, noch weniger aber

behalten, so giebt er einigen darunter, oder auch bloß einer einzigen den Vorzug, welche er zur Triebfeder alles seines Thuns und Lassens, seines Denkens und Sinnens, macht. Diese Vorstellung nun leitet seine Gedanken und seine Urtheile, und sie ist das Steckenpferd, auf dem er sich herumtummelt. Es hat große Denker gegeben, die sich gewaltig viel auf ihre Geschicklichkeit in der Kochkunst einbildeten, öfters davon sprachen, und doch keine Suppe, noch weniger sonst etwas zu kochen im Stande waren. Alte Weiber, die entweder von der Frömmelei oder Gelehrsamkeit Profession machen, nachdem sie ihre Jugend in Liebe und Kokettiren verspielt haben, tadeln alle Handlungen ihrer Nebenmenschen mit der größten Bitterkeit, indem sie alle Augenblicke zu verstehen geben, daß sie die Frömmsten oder Einsichtsvollsten seyn. und sich weder solche Sünden, noch solche Fehler zu Schulden kommen lassen. Was jemand treibt, das verräth er alle Augenblicke. Hier hat sich einer zum Lehrer der Menschen aufgeworfen, und beständig vernimmt man, daß der Mensch alles der Erziehung zu verdanken habe, und daß sie alles aus ihm machen könne; dort hat ein anderer an einem gelehrten kritischen Institute, als Recensirmaschiene, mit gewirkt, und nun erscheint kaum ein Buch, über das er nicht den Stab bricht, ob er gleich weiter nichts als die Vorrede davon gelesen hat, noch weniger einige Kenntnisse von dem im Buche abgehandelten Gegenstande besitzt. Hier spricht jemand sehr

vernünftig über den Ungrund alles Aberglaubens, und kaum ist die Idee von Gespenstern berührt worden, so bemühet er sich recht ernstlich, zu beweisen, daß es dergleichen gebe, und daß er mehr als eine Erscheinung davon gehabt habe; dort hört ein anderer recht andächtig einem verworrenen gedankenlosen Vortrage über die Schädellehre zu, hält sie für einen Ersatz aller andern Kenntnisse, und kaum hat er nunmehro einen Schädel erblickt, so ist er auch in den Zirkel gebannt, in den er sich hineingeworfen hat. Allein es hat nicht bloß jeder einen Gegenstand, den er allen andern vorzieht, sondern er wähnt auch noch, daß ihm alle andere Gegenstände an Werth weit nachstehen. Der Jurist mit einigen Brosamen Pandektenweisheit sieht verächtlich auf die Philosophie herab; der Arzt macht sich über die Theologie lustig, und über die Arzneikunde spotten alle, die jemals einen Arzt zu Rathe gezogen haben, der nicht allwissend oder allmächtig gewesen ist. Der eine macht Profession vom Witzmachen und frägt alle Leute, ob sie noch nicht dieses oder jenes Witzwort, das er irgend einmal durch einen äußern Zufall veranlaßt, hervorgebracht hat, vernommen haben; der andere trägt jedermann sein Urtheil vor, das er über irgend ein schönes Kunstwerk in einer gelehrten Zeitung gefällt hat; ein dritter hat ein paar Tage Paris gesehen, und kaum erblickt er nunmehro einen Gegenstand, so äußert er sogleich, derselbe komme mit jenem, den er in Paris zu sehen die Ehre gehabt habe,

in Ansehung seines Werthes oder seiner Vollkommenheit in gar keine Vergleichung. Ein Mädchen ist kaum der Schule entlaufen, so wählt sie sich auch schon einen Liebhaber, und dieser giebt den Maaßstab aller ihrer Urtheile über Schönheit ab. Demoiselle S., das häßlichste einfältigste Geschöpf unter der Sonne, tadelt jedes Werk der redenden schönen Kunst, weil sie einmal eine kleine Erzählung in ein Journal geliefert, welches ihr den Kopf so verderbt hat, daß ihr kein Dichter mehr gefällt, und daß ihr Klopstock und Göthe leere Prosaisten sind.

Wenn man den freyen Gesprächen in Gesellschaften aufmerksam zu höret, so vernimmt man alle Augenblicke, wie jeder sein Steckenpferd laufen läßt, wie er sich darauf herumtummelt und auf alles andere verächtlich herab sieht. Mag dies eine Beschränktheit der menschlichen Vorstellungsart seyn, oder mag die liebe Eitelkeit, die schon manchen zum Helden, versteht sich in der Einbildung, gemacht hat, ihr Spiel hierbei treiben, oder mag dies Schuld der eigenen Bildung seyn, genug, es bleibt nicht weniger eine Thorheit und Lächerlichkeit, als wenn jemand Windmühlen für Riesen, hochklingende Worte für inhaltsreiche und erhabene Gedanken, alle Mädchen für schön, und alle diejenigen, die jemals auf einer Universität gewesen sind, für Magisters oder gar für Gelehrte ansieht.

6.

Bei mehreren Nationen ist es Sitte, sich ein Glied von den Fingern abzuschneiden, oder einen Zahn auszureißen.

Der Aberglaube hat mancherlei Mittel erdacht, wie Übel entfernt und Krankheiten geheilt werden können, und der Erfindungsgeist der Menschen ist dabei fast thätiger als bei nützlichen und vernünftigen Handlungen und Entdeckungen gewesen. Die Sitte des Abschneidens eines Gliedmaßes vom Finger ist weit verbreitet; sie herrscht bei Nationen, welche keine Verbindung mit einander gehabt zu haben scheinen. Man findet sie in Afrika bei den Hottentotten, bei den Tscharos und Guaronen in Parraguay, in Neuholland und auf den freundschaftlichen Inseln. Was will man nun dadurch für einen Zweck erreichen, daß man sich ein Glied abnimmt? Glaubt man, daß, wenn man Blut fließen läßt, der Schmerz oder die Krankheit vergeht, oder wähnt man, daß, wenn man sich selbst ein Übel zufügt, man die bösen Geister versöhnt, oder ist man der Meinung, daß ein Schmerz durch den andern bekämpft werden muß, oder hat man gefunden, daß, wenn man irgend einen Theil des menschlichen Körpers verletzt, die Organisationskraft alle

Anstrengung anwendet, um den verletzten Theil, der noch gesund ist, wieder zu heilen, und daß dadurch die Krankheit selbst gehoben wird? Genug, was der Grund von dieser Sitte auch seyn mag, viele Reisende erwähnen sie. Vielen von den Männern in Neu-Südwallis, sagt Hunter in seiner Reise nach Südwallis, (teutsche Übersetzung S. 26) denen wir bis jetzt begegnet sind, fehlten die zwei forderſten Zähne an der rechten Seite der obern Kinnlade, und manchen Weibern die zwei untern Gelenke an dem kleinen Finger der linken Hand. Wir bemerkten diese Verstümmelung an alten Weibern, an jungen Mädchen von 8 bis 9 Jahren, und an jungen Frauen, die theils schon geboren, theils noch kein Kind gehabt hatten. An andern Frauenzimmern von allen diesen Altern und Klassen sahen wir hingegen den Finger auch wieder unverletzt.

Barrow und Levaillant bemerken, daß diese Sitte auch unter den Hottentotten herrsche. Als sich der letztere mit einem Anführer der Kabobiquas unterhielt, sah er, daß ihm zwei Glieder an dem kleinen Finger der linken Hand fehlten. Levaillant ließ ihn um die Ursache fragen und erfuhr, daß er in seiner Jugend eine sehr schwere Krankheit gehabt, und daß man, um ihn zu heilen, diese Amputation vorgenommen hätte. Auch Patterson sagt in seiner Reise, daß er dergleichen Beispiele vom Abschneiden eines Gliedes bei einer andern Horde von Hottentotten angetroffen habe.

Cook, Bougainville und Forster erzählen, daß sie bei weit von einander entfernten Nationen diese Sitte bemerkt hätten. So lassen sich z. B. die Bewohner einiger Südseeinseln, besonders der freundschaftlichen, ein oder mehrere Glieder ihrer Finger abschneiden. Dies Schicksal scheinen vorzüglich die Glieder des kleinen Fingers an der linken Hand zu haben. Geschieht dies vielleicht deswegen, weil dieser Finger am ersten entbehrt werden kann?

Allein nicht bloß Krankheiten scheinen die Ursache des Abschneidens eines Gliedes zu seyn, sondern es muß auch noch andere Veranlassungen dazu geben: denn als sich Arthur Philipps (s. dessen Tagebuch S. 254) in der neuen englischen Colonie in Port Jackson aufhielt, sah er ein Kind, das nur zwei Monate alt war, dessen kleinen Finger man bei dem Gelenke unterbunden hatte. Allein zwei oder drei Tage nachher, als er das Kind wieder sah, war der Verband entweder zerrissen oder weggenommen. Als man dies der Mutter zeigte, nahm sie mehrere Haare von dem Kopfe eines anwesenden englischen Offiziers und band sie sehr fest um den Finger des Kindes. Nach einiger Zeit entstand eine Entzündung. Das Kind schien zwar mißvergnügt, wenn man das Glied berührte, aber schrie doch nicht, auch kümmerte man sich gar nicht mehr um den Finger, nachdem er einmal unterbunden war. Dies Verbinden wurde so lange fortgesetzt, bis die beiden Glieder beinahe abfallen wollten,

und nun brachten es die Eltern einem englischen Wundarzte, der dann auf ihr Verlangen die beiden Glieder mit einem Messer ablöste. Wurde vielleicht in diesem Falle das Abschneiden als ein Verwahrungsmittel gegen den Einfluß böser Geister angesehen?

7.

Ein Irrthum im Rechnen macht tiefsinnig.

Selbst der beste Kopf ist manchmal so beschränkt, daß er den Fehler, der ihm sehr nahe liegt, nicht einsieht und ihn trotz aller Anstrengung nicht entdecken kann. Besonders ist dies beim Rechnen der Fall. Ein Steuereinnehmer in Z — sollte seine Rechnung einliefern, allein es fehlte ihm eine Summe von 10,000 Thalern. Er war sich bewußt, daß er als redlicher Mann verfahren sey, und dennoch konnte er nicht das herausbringen, was er suchte. Er hatte nämlich 1 und 1 zu addiren, welches nach seiner Meinung bloß 1 machte. Mehrere Tage lang beschäftigte er sich mit dieser Rechnung, und da dadurch sein Geist eben so geängstigt als sein Körper geschwächt wurde, so fiel er in Tiefsinn. Der Minister, dem

er die Rechnung übergeben sollte, hatte ihn stets als einen ehrlichen Mann gekannt, und ließ ihn daher zu sich kommen, um seine Rechnung zu besehen. Dieser merkte den Fehler sogleich; allein auch jetzt noch blieb er trotz der Einwendungen des Ministers, daß 1 und 1 Zwei und nicht Eins mache, bei seiner Meinung, und es dauerte lange Zeit, ehe sich sein Tiefsinn wieder verlohr.

Ein anderes Beispiel dieser Art erzählt Wagner (in s. Beiträgen zur philosophischen Anthrop. 1. Th.). Ein Rechnungsführer bei einem kaiserlichen Regimente machte durch die Auslassung einer Null in der Zusammenrechnung der ihm anvertrauten Heuportionen, einen Fehler, wodurch ein Deficit von 100,000 Portionen entstand. Über den Abgang dieser großen Summe fiel er in Tiefsinn und Melancholie, dachte an nichts anders, sprach von nichts anders als von den fehlenden 100,000 Heuportionen und wies dabei beständig auf seine Stirne. Sein Gemüthszustand wurde von Tage zu Tage bedenklicher. Einige seiner Freunde, denen dies hinterbracht wurde, besuchten ihn und verlangten seine Rechnung zu sehen, die er immer in der Tasche trug und niemals aus den Händen gab. Glücklicher Weise entdeckten sie gar bald, daß der Fehler darin liege, daß er eine Null zu wenig gerechnet hätte; sie zeigten ihm dies, und als er dies eingesehen hatte, rief er ganz entzückt aus, daß dies wirklich so sey, und in kurzer Zeit war er wieder hergestellt.

8.

Die Parsi oder Feueranbeter.

Die Parsi, wovon viele in der Gegend von Bombay in Ostindien leben, sind Schüler des Zoroaster und verehren ein allmächtiges und ewiges Wesen, das alles erschaffen hat und erhält. Da aber die meisten Menschen etwas Sichtbares haben wollen, wobei sie sich an den Schöpfer erinnern, so richten die Parsi ihr Gebet auch an die Sonne, den Mond, die Sterne und an andere erschaffene Dinge; besonders aber an das Feuer, welches sie für das reinste und wirksamste von allen Elementen halten. Sie haben daher nicht bloß in ihren Tempeln ein Feuer, das sie beständig durch wohlriechendes Holz unterhalten, sondern es lassen auch reiche Kaufleute ein solches in ihren Häusern brennen. In einem Tempel der Parsen zu Bombay soll es nach Niebuhr (dessen Reisebeschreibung S. 47. 2. Th.) schon beinahe zwei hundert Jahre gebrannt haben. Ihre Ehrfurcht gegen das Feuer geht so weit, daß sie kein Licht ausblasen, damit sie es nicht durch ihren Hauch verunreinigen; ja man sagt sogar, daß sie das Feuer nicht durch Wasser löschen würden, wenn auch ihr Haus darüber verbrennen sollte. Die Reinigung des Körpers ist ein Hauptpunkt ihrer Religion. Sie beten stehend, lassen

sich eben so wenig wie andere Indianer beschneiden, haben nicht mehr als eine Frau und verheurathen ihre Kinder oft vor dem 6. Jahre. Ist die Frau aber unfruchtbar, so nimmt der Mann eine andere; sie dürfen Wein und andere starke Getränke trinken. Sie essen kein Rindfleisch und den Haasen halten sie für das unreinste Thier. Sie scheeren sich den Kopf, lassen aber an jeder Seite einen Zopf Haare über dem Ohre, wie die Juden, stehen.

Sie haben ein großes Zutrauen zur Astrologie, und bei der Geburt eines Kindes, bei Hochzeiten und andern wichtigen Vorfällen nehmen sie ihre Zuflucht zu derselben. Ihre Arme unterstützen sie mit großem Eifer und geben nicht zu, daß einer von ihren Glaubensgenossen bei fremden Religionsverwandten Almosen verlange. Fällt einer von ihnen in die Hände der Obrigkeit, so sparen sie kein Geld, wenn sie ihn dadurch von der öffentlichen Strafe loskaufen können. Liederliche Mitglieder aber, an denen sie keine Besserung bemerken, jagen sie aus ihrer Gemeine.

Ihre Todten lassen sie weder in die Erde begraben noch verbrennen, sondern von den Raubvögeln verzehren. In Bombay haben sie einen runden Thurm auf einem Berge ziemlich weit von der Stadt, der oben mit Brettern belegt ist. Auf diese legen sie ihre Todten, und nachdem die Raubvögel das Fleisch davon verzehrt haben, sammeln sie die Knochen unten im Thurme in einem Behältnisse, und zwar die Knochen der

Männer und Weiber, jede in einem besondern Behältnisse.

Der Aberglaube ist fast bei allen Nationen verschieden, und nie thun das diese was er verbietet. Zu Bombay hat oft ein europäischer Kaufmann Indier, Parsis, Mahomedaner und Catholiken zugleich zu Bedienten. Gewisse Dienste aber kann er nur von den letztern verlangen, denn sein indischer Bedienter trägt keinen gespickten Haasen auf den Tisch, weil es wider seine Religion ist, ein Thier zu tödten: ein Parsi rührt diese Schüssel deshalb nicht an, weil er den Haasen für ein unreines Thier ansieht, und der Mahomedaner auch nicht, weil der Haase mit Schweinefleisch gespickt ist.

9.

Paul Mocchia geht auf dem Wasser spazieren.

Paul Mocchia war ein Geistlicher, und konnte sich ins Meer stürzen, ohne dabei Gefahr zu laufen: denn kaum war er auf dem Grunde desselben angelangt, als er sogleich wieder in einer senkrechten Stellung auf die Oberfläche kam, wo er bis an die Brust im Wasser stand, ohne

einige Bewegungen zu machen. In dieser Stellung schlug er die Arme in einander und gieng mit eben der Sicherheit und Festigkeit im Meere herum, als dies ein anderer auf dem festen Lande thut. Man erzählt, daß ihn Taucher mehrmals mit sich bis auf den Grund des Meeres genommen hätten, allein kaum hätten sie ihn los gelassen, so sey er auch schon wie Korkholz wieder in die Höhe gefahren.

Einstens war er auf dem Wasser eingeschlafen, und streckte sich auf denselben eben so wie in einem Bette aus; er legte sich bald auf diese, bald auf jene Seite, ohne jemals unterzutauchen. Er versicherte, daß er unter seinen Füßen auf dem Meere einen eben so starken Widerstand fühle als auf dem festen Lande, und diese besondere Eigenschaft seines Körpers kam ihm eben so wunderbar als andern vor. Vielleicht war derselbe so schwammartig, daß er leichter als Wasser war. Mehrere Naturforscher, die diese Erscheinung seines Körpers beobachteten, bemerkten, daß, als sie ihn gewogen, und seinen Umfang gemessen hatten, er dreißig Pfund weniger wog, als ein gleiches Volumen von Wasser. Mocchia benutzte manchmal seine besondere Fähigkeit auf dem Meere zu gehen, und zog an mehrern Orten große Vortheile davon.

10.

Ein Lamm mit acht Beinen.

Die Abweichungen von dem Gewöhnlichen scheinen unter den Thieren noch weit häufiger als unter den Menschen zu seyn; da trift man Thiere mit drei, fünf, sechs Beinen, mit zwei Köpfen, ja Aldrovandi erwähnt sogar einer Katze, die aus drei Katzen bestand, welche am Bauche zusammen gewachsen waren. Ein Lamm kam in der Gegend von Padua zur Welt, welches ganz schwarz aussah und einen doppelten Rücken hatte, der aber zusammen gewachsen war. Außerdem hatte es zwei Schwänze, drei Ohren und acht Beine, wovon zwei auf dem Rücken standen, und gerade da, wo sich dieser anfängt, herausgewachsen waren.

11.

Aberglaube der Negersklaven in der Holländischen Colonie Surinam.

Die Furcht hat Götter geschaffen und war die Mutter des Aberglaubens: allein was wirkt auch

stärker auf den Menschen, als die Vorstellung von einer Macht, die alles überwältigt, und noch dazu unsichtbar ist, und was liegt dem ungebildeten Menschen am Herzen, als die Erhaltung seines Lebens? Sobald daher diesem Gefahr droht, ist er auch geneigt, etwas Übersinnliches anzunehmen, das Gewalt hat, und dabei thätig und geschäftig ist. Als der Capitän Stedman sich in Surinam aufhielt, wurde ihm einstmals auf einer Reise alle sein Zucker nebst dem größten Theile seines Rums gestohlen; den Dieb entdeckte er durch folgende, aber, wie er selbst sagt, nicht von ihm erfundene List. Er sagte zu den Negern, deren Anzahl sich auf sechse belief, daß demjenigen, der am meisten schuldig wäre, eine Papageienfeder aus der Nase wachsen würde; zugleich sagte er einige unzusammenhängende Worte her, beschrieb mit seinem Säbel einige Kreise und schloß sich in sein Zelt ein. Hier sah er durch das Schlüsselloch und beobachtete seine Ruderer mit großer Aufmerksamkeit, ohne daß diese ihn sehen konnten; hier bemerkte er gar bald, daß einer davon bei jedem Ruderschlage seine Hand aufhob und an seine Nasenspitze fühlte. Sogleich sprang Stedman heraus und schrie: „Du bist der Dieb. Ich sehe die Papageienfeder!“ Worauf der erschrockene Neger sogleich antwortete: Ja! mein Herr, ich bin der Dieb! auf die Knie fiel und um Gnade bat.

12.

Die Reisen des amerikanischen Landkrebses
(Cancer ruricola Lin).

Diese Krebse halten sich vorzüglich auf den Inseln St. Domingo, Jamaica u. s. w. auf, thun alle Jahre eine Reise in die See, um ihre Schaale zu verändern, und Eyer zu legen. Bei dem ersten Regen in den Monaten April und May verlassen sie die hohlen Bäume, die Felsenklüfte und die Löcher, wo sie sich aufhalten, und kommen von den Bergen herunter gezogen. Die Felder sind um diese Zeit mit diesen Thieren so bedeckt, daß man sie vor sich her jagen muß, um Platz zu bekommen, und sie nicht zu zertreten. Die meisten lagern sich längs den Flüssen, oder in die feuchtesten Gräben, die von den Fluthenwassern entstanden sind, um vor der Hitze gesichert zu seyn, denn bei Tage, vorzüglich bei Sonnenschein, machen sie Halt, bis die Kühlung des Abends eintritt. Sie haben ungefähr sechs Wochen zu ihrer Reise nöthig, und theilen sich ordentlich in drei Colonnen. Die erste, als der Vortrupp, besteht bloß aus solchen, die männlichen Geschlechts sind, und diese sind größer und stärker als die weiblichen. Oftmals müssen sie wegen Mangel an Wasser inne halten, und so oft eine Veränderung der Witterung vorgeht, sind sie ge-

nöthigt zu warten. Unterdessen hält sich die große Armee in den Bergen zusammen, so lange bis die großen Regen kommen. Alsdenn bricht sie auf, und theilt sich in Bataillons von anderthalb Stunden in der Länge, und von vierzig bis funfzig Schritten in der Breite, und zwar so enge, daß man kaum die Erde erkennt. Drei oder vier Tage hernach sieht man den Nachtrapp in eben der Ordnung und Anzahl folgen, als die vorangegangenen Truppen.

Diese Thiere kriechen ganz leise fort, und wählen fast allezeit die Nacht, oder einen Regentag, um der Sonnenhitze nicht ausgesetzt zu seyn. Sobald sie spüren, daß sich der Himmel aufklärt, halten sie am Rande eines Gehölzes inne, warten bis es Nacht wird, und ziehen alsdann weiter. Wenn jemand der großen Armee zu nahe kommt, und sie verscheuchen will, so ziehen sie sich in Unordnung zurück, halten aber jederzeit ihre Waffen vor sich, das heißt ihre fürchterlichen Scheeren, welche gar gewaltig kneipen. Sie schlagen sie von Zeit zu Zeit die eine wider die andere, als ob sie ihrem Feinde drohen wollten, und machen mit den Schaalen einen solchen Lärm, daß man denken sollte, es wäre das Geräusch eines Regiments, welches die Handgriffe macht.

Auffallend ist es, daß sie bei ihren Wanderungen allemal den kürzesten Weg nach dem Meere wählen; nichts bringt sie von ihrer Richtung ab, und jedes Hinderniß wird von ihnen auf die sonderbarste Weise besiegt. Treffen sie auf ein

Gebäude, auf eine Kirche oder ein Haus, so suchen sie hinauf zu steigen und setzen sodann genau in der nämlichen Richtung ihren Weg zum Meere fort. Man hat gesehen, wie sie des Nachts in die Fenster gestiegen sind, die Schlafenden in den Betten überrascht und erschreckt haben, und auf der andern Seite wieder heraus gestiegen sind, um ihren Weg fort zu setzen.

Auf ihrem Marsche richten sie in den Gärten sowohl durch das Abfressen und Abkneipen, als auch durch das Zerknicken der Pflanzen vielen Schaden an. Höret es während dem Marsche ganz auf zu regnen, so machen sie einen allgemeinen Stillstand, und jeder sucht sich ein Quartier, so gut er kann; einige unter den Wurzeln, andere in den Höhlen der Bäume; und diejenigen, welche kein Unterkommen finden, graben sich in die Erde, und machen sich eine Wohnung daselbst. Es gibt Jahre, wo sie wegen zu wenigen Regens zwei oder drei Monate auf dieser Reise zubringen; es braucht aber auch zuweilen nicht mehr als acht oder zehn Tage Regen, um sich ihrer Eyer zu entledigen.

Dieses fällt ihnen um so weniger schwer, da die Eyer sehr klein sind, und unterm Schwanze so leicht anhängen, daß sie nur schütteln dürfen, um sie ins Meer fallen zu lassen. Sobald als die Jungen ausgekrochen sind, suchen sie eine Klippe, kommen nicht lange darauf aus dem Wasser hervor, kriechen unter das nächste Gras, und machen sich fertig, mit ihren Müttern nach

den Bergen zu reisen, halten auch eben die Ordnung, welche beim Herunterziehen der Alten beobachtet wurde. Man darf aber nicht glauben, daß die Mütter sie anführen, so wie eine Henne ihre Jungen leitet; sie thun nicht einmal, als ob sie sie kennten.

Diese Krebse oder Krabben, so wie mehrere Schalthiere, haben die besondere Eigenschaft, daß sie im Frühjahre ihr altes Kleid ablegen. Sie halten sich alsdann im Sande so lange versteckt, bis sie eine neue Schaale bekommen, die sie vor der üblen Witterung schützt, und Gelegenheit giebt, daß sie ihre vorigen Kräfte und Muth wieder erlangen.

Man sieht einige von ihnen, die am Rande des Meers beständig aufpassen, und geschickt genug sind, Austern oder andere zweischalige Muscheln, welche die Fluth herbei führt, ausfindig zu machen. Die Krabbe wartet alsdann, bis diese ihre Schaalen geöffnet haben, und wirft einen kleinen Stein, den sie zwischen den Scheeren hält, hinein, welcher dann verhindert, daß sie sich nicht wieder zuschließen können. Durch dieses Mittel erhascht sie sie leicht und bekommt eine Mahlzeit.

13.

Der Nachtwandler Negretti.

Die Nachtwandler nehmen oft Handlungen vor, welche das Werk der größten Überlegung zu seyn scheinen; ihr Geist scheint daher beständig thätig zu seyn und nachzusinnen, was er innerhalb der Sphäre, die ihm bekannt ist, und die ihm die Lebensart absteckt, thun oder lassen will.

Einer der seltsamsten Nachtwandler, den man je gefunden hat, war ein gewisser Johann Baptist Negretti von Vicenza, der bei dem Marquis Ludewig Sale ehemals in Diensten stand. Er war hitzig, jähzornig, und seine Hauptleidenschaft war der Wein. Er war nach seinem eigenen Geständniß seit dem eilften Jahre mondsüchtig gewesen, doch kamen die Anfälle nur im Frühlinge im März, und dauerten höchstens bis in die Hälfte des Aprils. Die Herren Reghlini und Pigatti machten sich ein Vergnügen daraus, seinen Zustand genau zu beobachten. Der letztere hat davon im Jahre 1745 einen Bericht davon aufgesetzt, dessen vornehmste Umstände im Monat Julius des Journal encyclopédique vom Jahre 1762 zu finden sind. Wenn sich Negretti des Nachts im Vorzimmer auf einen Stuhl gesetzt hatte, so schlief er ein, und brachte eine Viertelstunde ruhig schlafend zu. Alsdann

richtete er sich sitzend in die Höhe, und behielt diese Stellung unbeweglich bei, gleich als wenn er nach etwas sähe, oder über eine Sache nachdächte. Endlich stand er auf, gieng im Zimmer herum, zog eine Schnupftabacksdose aus der Tasche, und wollte eine Prise nehmen. Wenn er aber nicht viel darinnen fand, so schien er darüber betreten zu seyn, gieng zu einem Stuhle, auf welchem gemeiniglich ein Herr zu sitzen pflegte, nannte diesen beim Namen, und verlangte eine Prise Tabak von ihm. Man reichte ihm eine offene Dose; er nahm Tabak. Hernach nahm er die Stellung eines Menschen an, der auf etwas hört; sobald er einen Befehl empfangen zu haben glaubte, lief er mit einem Wachsstocke nach einem Orte, wo insgemein ein brennendes Licht stand. Er glaubte seinen Wachsstock anzuzünden, trug ihn, wie sichs gehört, gieng damit durch den Saal, die Treppe hinunter, wobei er sich bisweilen umkehrte und stehen blieb, gleich als ob er Jemanden die Treppe hinunter leuchtete. Er kam an die Thüre des Hauses, blieb seitwärts stehen, ließ die Personen hinaus, die er in seiner Einbildung hinunter geführt hatte, und verbeugte sich, so wie er glaubte, daß sie bei ihm vorbei giengen; hernach löschte er seinen Wachsstock aus, stieg geschwind die Treppe hinan, und setzte ihn wieder an seinen Ort. An einem Abende spielte er diese Rolle dreimal. Er verließ ferner den Vorsaal, gieng in den Speisesaal, suchte in seiner Tasche den Schlüssel zum Glas- und Sil-

verschranke, und rief, da er ihn nicht fand, den Bedienten beim Namen, der ihn alle Abende denselben übergeben sollte. Man brachte ihm den Schlüssel; er öffnete damit den Schrank, setzte vier Flaschen auf einen silbernen Teller, und gieng in die Küche, um sie vermuthlich mit Wasser zu füllen, brachte sie aber leer wieder zurück. Im Hinaufsteigen der Treppe setzte er alles, was er in den Händen hatte, auf einen daselbst befindlichen kleinen Pfeiler, und stieg alsdann vollends hinauf und klopfte an eine Thüre: da man ihm nun nicht aufmachte, so stieg er die Treppe wieder hinunter, suchte den Kammerlaquai, that einige Fragen an ihn, rannte geschwind die Treppe wieder hinauf, stieß mit dem Ellbogen an den hingesetzten Teller, und schlug die darauf stehenden Flaschen entzwey. Er klopfte nochmals an die Thüre, und da sie noch nicht aufgemacht wurde, so stieg er abermals hinab, nahm im Vorbeigehen den Teller mit, und setzte ihn hernach, da er wieder in den Speisesaal kam, auf einen Tisch. Von da gieng er in die Küche, nahm einen Wassereimer, lief damit an den Brunnen, ließ ihn voll laufen, und trug ihn wieder in die Küche. Er kam sodann wieder zum Teller, und da er keine Flaschen darauf fand, so entrüstete er sich und sagte, daß sie da seyn müßten, weil er sie darauf gesetzt hätte; er fragte die andern Bedienten, ob sie dieselben etwan weggenommen hätten. Nach langem Suchen gieng er wieder an den Gläserschrank, nahm zwei an-

dere Flaschen, spühlte sie aus, goß Wasser hinein, und setzte sie auf den Teller. Er trug hierauf alles zusammen in das Vorzimmer, bis an die Thüre des Saals, wo der Kammerlaquai sie aus seinen Händen zu empfangen pflegte. Man nahm ihm den Teller mit den Flaschen ab, und gab sie ihm nach einiger Zeit wieder, er trug sie wiederum in den Gläserschrank, und setzte sie an ihren Ort. Hierauf gieng er in die Küche, wischte einige Schüsseln (Teller) mit einer nassen Serviette ab, hielt sie ans Feuer, als ob er sie trocknen wollte, und wischte auch die andern Schüsseln ab. Als dieses geschehen war, gieng er wieder an den Gläserschrank, legte das Tischtuch und die Servietten in einen kleinen Korb, und gieng damit zu einer Tafel, auf welcher insgemein ein angezündetes Licht stand. Er that, als wenn er mit diesem Lichte ein Messer und eine Gabel suchte, trug den Korb wieder zurück, und schloß den Gläserschrank wieder zu. Nachdem er alles, was er aus diesem Schranke genommen, ins Vorzimmer getragen, und auf einen Stuhl gesetzt hatte, nahm er einen kleinen eirunden Tisch, an welchem die Frau vom Hause zu speisen pflegte, und deckte ihn sehr ordentlich. Daneben stand noch ein anderer Tisch von eben der Gestalt, an welchen er bisweilen aus Versehen kam; aber fand sich durchs Gefühl allemal wieder zu dem, den er decken wollte. Als er damit fertig war, gieng er hin und her, schnaubte sich, zog die Tabacksdose wieder heraus, steckte die

Finger hinein, ohne etwas zu nehmen, gleich als ob er sich nach zwei guten Stunden erinnerte, daß er nichts darinn gefunden hätte; indessen war noch so viel darinnen, daß er ihn auf die Hand schütten konnte, welches er auch that. Hiermit endigte sich diese erste Scene, indem man ihm ein Glas Wasser ins Gesicht goß, und ihn aufweckte.

Den folgenden Tag hatte der Marquis Abends wie gewöhnlich Gesellschaft bei sich, ehe der Nachtwandler, oder irgend jemand aus dem Hause zu Bette gegangen war. Da wegen der Menge der sich nach einander versammelnden Gäste nicht genug Stühle vorhanden waren, so forderte man einen Stuhl nach dem andern, so wie ein Gast nach dem andern kam. Negretti schlief unterdessen ein; nach einem kurzen Schlafe stand er auf, schnaubte sich, nahm Taback, womit sich gemeiniglich seine Nachtwandlungsgeschichte anfieng, und lief geschwind in ein anderes Zimmer, um Stühle zu holen. Das merkwürdigste dabei war, daß, da er einen Stuhl mit beiden Händen trug, und damit an eine Thüre kam, welche nicht offen war, er nicht anklopfte, sondern mit einer Hand die Thüre öffnete, den Stuhl mit beiden Händen hindurch trug, und ihn gerade auf die Stelle setzte, wo er stehen sollte *). Hier-

*) Manche erzählen die Sache so: er habe in jeder Hand einen Stuhl gehabt, und vor der Thüre habe

auf gieng er an den Schenktisch, suchte den Schlüssel, und ward verdrüßlich, da er ihn nicht fand. Er nahm ein Licht, und sahe sich in allen Winkeln um, besonders auf den Stufen der Treppe; er that dabei sehr eilfertig, und tappte mit den Händen, als ob er den Schlüssel suchte. Der Kammerdiener steckte ihn denselben heimlich in die Tasche. Nach langem Suchen fuhr endlich Regretti mit der Hand in die Tasche, fand den Schlüssel, und ärgerte sich, daß er so lange gesucht hatte. Er öffnete den Schenktisch, nahm eine Serviette, eine Schüssel und ein paar Semmeln heraus; hierauf schloß er den Schrank wieder zu, und gieng in die Küche. Hier machte er einen Sallat zurechte, nahm alles dazu gehörige aus dem Küchenschranke, und setzte sich, als er fertig war, an einen Tisch, um zu essen. Man nahm ihm die Schüssel weg, und setzte ihm ein Gerichte Kohl vor, das er statt des Sallates aß; während dem Essen nahm man ihm auch den Kohl weg, und setzte ihm einen Pfannenkuchen vor, den er eben so verzehrte, ohne daß er einen Unterschied in dem, was er aß, zu bemerken schien, woraus man sehen kann, daß die Werkzeuge des Geschmacks nicht mitwirkten, sondern daß bloß der Geist ohne Zuthun des Körpers geschäftig war. Über dem Essen horchte er bisweilen, weil

er den einen niedergesetzt, und alsdann die Thüre geöffnet, hierauf beide Stühle wieder ergriffen, und an den bestimmten Ort getragen.

es ihm vorkam, als ob er gerufen würde. Er glaubte einmal wirklich, daß er gerufen worden wäre; er stieg daher geschwind die Treppe hinauf, um sich in den Saal zu begeben, und da er sah, daß man ihm nichts zu sagen hatte, so gieng er in das Vorzimmer, und fragte die Bedienten, ob er nicht gerufen worden wäre, worauf er sich ziemlich verdrüßlich wieder an seinen Tisch in der Küche setzte. Nachdem er gegessen hatte, sagte er, daß er gern ins Wirthshaus gehen möchte, um einmal zu trinken, wenn er nur Geld hätte. Er suchte in allen Schubsäcken, und fand nichts. Endlich gieng er doch, und sagte, er wolle morgen bezahlen, man werde ihm schon so lange Credit geben. Er eilte die Treppe hinunter, und lief ins Wirthshaus, das zwei Büchsenschüsse weit vom Schlosse war. Er klopfte an die Thüre, ohne erst zu untersuchen, ob sie verschlossen sey, gleich als ob er wüßte, daß sie um diese Zeit nicht offen wäre. Man machte ihm auf, er gieng hinein, rief den Wirth, und forderte ein halbes Maaß Wein. Man gab ihm statt des Weins ein halbes Maaß Wasser, er trank es für Wein, und sagte, da er es ausgetrunken hatte, daß man ihm wohl bis morgen borgen würde. Hierauf gieng er wieder aus dem Wirthshause nach dem Schlosse zurück. Er kam in das Vorzimmer, und fragte die Bedienten, ob ihn der Herr gerufen hätte. Er stellte sich ganz aufgeräumt, und sagte, daß er im Gasthofe einmal getrunken habe, und daß es ihm jetzt besser in

dem Magen sey. Man öffnete ihm die Augen mit den Fingern, und er erwachte.

Nun kommt die dritte Scene. Einige Personen unterhielten sich mit dem Marquis in seinem Zimmer. Der Nachtwandler war ein wenig eingeschlafen, stand wie gewöhnlich auf, nahm einen Wachsstock, gieng bis zur Hausthüre, schlug sein Wasser ab, kam wieder bis on das Zimmer seines Herrn, versuchte daselbst seinen Wachsstock an einer bei der Thüre hängenden Laterne anzuzünden, gieng langsam durch das Vorzimmer, bis zur Thüre des Gesellschaftssaals, um den weggehenden Personen, wie gewöhnlich, zu leuchten. Hierauf deckte er für die Frau im Hause auf die nämliche Weise, wie den Tag zuvor, nur mit dem Unterschiede, daß er den kleinen Tisch nicht im Vorzimmer, sondern in einem andern suchte, wo er wußte, daß man ihn hingesetzt hatte. Er begab sich alsdann in die Küche, nahm daselbst einige Nüsse, von welchen er wußte, daß sie für ihn bestimmt waren, und biß sie mit den Zähnen auf. Während dieser Zeit verstopfte jemand das Schlüsselloch zu dem Silberschranke, weil man wußte, daß er denselben öffnen und seine Serviette hineinlegen würde. Er kam auch in der That, merkte das Hinderniß, glaubte, es läge an dem Schlüssel, und klopfte ihn an dem Boden, um den Staub heraus zu bringen, welchen er in demselben vermuthete. Mehrmals versuchte er aufzuschließen, und da er noch immer das nämliche Hinderniß fand, so holte er einen

Strohhalm, und untersuchte damit den Schlüssel. Während dieser Beschäftigung machte man das Schlüsselloch wieder frei, und er schloß den Schrank auf. Er kehrte hierauf in die Küche zurück, rufte den Koch beim Namen, bat ihn um eine Prise Taback, und um etwas Geld, weil er, seiner Versicherung nach, ohne ein Glas guten Wein nicht leben könnte. Er versprach, es ihm zu Ende der Woche wieder zu geben, weil er um diese Zeit einen Monat Lohn bekommen müßte. Der Koch lieh ihm das verlangte Geld, das er in seine Beinkleidertasche steckte. Er gieng hierauf in das Vorzimmer, an den Ort, wo der Kammerlaquai gewöhnlich zu sitzen pflegte, ersuchte ihn, mit ins Weinhaus zu kommen, und da er sich eine abschlägliche Antwort einbildete, so drang er auf verschiedene Art, bald durch Mienen, bald durch Worte in ihm, und redete immer ganz leise, als wenn es die andern Bedienten nicht hören sollten. Wie er ihn endlich überredet zu haben glaubte, so begab er sich ins Wirthshaus, forderte ein ganzes Maaß Wein, weil er in der Meinung stand, einen Gesellschafter bei sich zu haben. Man brachte den Wein, er schenkte ein Glas voll und überreichte es seinem Freunde, hierauf schenkte er sich ein, und trank auf jenes Wohlseyn, doch nicht mehr als zwei Gläser, welches genau die Hälfte des Weins war. Bald darauf griff er in die Tasche, und da er kein Geld darinnen fand, welches man ihm, sobald man es ihm gab, wiedergenommen

hatte, so wurde er böse, durchsuchte alle seine Taschen, kehrte sie um, und da er nichts fand, so bat er den Kammerlaquay, doch noch einmal für ihn zu bezahlen, und versprach ihm, die Auslage wieder zu erstatten. Da er wieder nach Hause kam, so gieng er in die Küche, und erzählte dem Koche, was ihme begegnet sey, kehrte nochmals seine Taschen um, und bezeichnete diejenige, in welche er das Geld gesteckt hatte, nahm eine Lampe und durchsuchte auf dem Boden alle Orte, wo er gewesen war. Er suchte zum drittenmal seine Taschen durch, in welche ihm einer von den Anwesenden ein anderes Stück Münze gesteckt hatte, er fühlte diese Münze mehreremal an, ohne etwas daraus zu machen, man steckte ihm hierauf noch eine andere Münze, welche mit der erstern von gleicher Größe war, in die Tasche, und er hatte sie kaum gefunden, so gab er sein Erstaunen, daß er sie nicht gleich anfangs bemerkt hätte, zu erkennen. Hierauf begab er sich schnell ins Vorzimmer, ließ sich die Münze wechseln, gab dem Kammerlaquay so viel, als er von ihm geborgt hatte, zählte das übrige nochmals durch, und bat ihn, die Wahrheit dieses Vorfalls zu bezeugen, damit man ihn nicht für einen Schurken halten möchte. Er kehrte hierauf in die Küche zurück, und sang vor Freuden, daß er seine Schuld bezahlt hatte. Man muß wissen, daß der Kammerlaquay ihm an dem nämlichen Tage gesagt hatte, daß, wenn er auf den Abend ins Weinhaus gienge, er ihn beglei-

ten wolle. Wie er aufgehört hatte zu tanzen und zu singen, forderte er Taback, man reichte ihm eine Dose, worein man gebrannten und gemahlenen Kaffee geschüttet hatte, welchen er für Taback schnupfte. Er fragte hierauf einen seiner Kameraden, ob er die Fenster des obern Zimmers zugemacht habe; er suchte ein Licht, wurde aber durch den Hals einer Flasche, die ihm in die Hand kam, und die er für einen Leuchter hielt, betrogen. Mit dieser Flasche gieng er die Treppe hinauf, und kam, da er die Thüre des Zimmers verschlossen fand, wieder zu den Kammerlaquay zurück, um sich den Schlüssel geben zu lassen. Als er denselben bekommen hatte, gieng er fort, schloß die Thüre auf, setzte sein vermeintliches Licht auf die Erde, und sahe, ob die Fenster zugemacht wären; da er sie zugemacht fand, lobte er die Sorgfalt seines Kameraden. Unterdessen hatte man ein wirkliches Licht an die Stelle der Flasche gesetzt, er nahm dieses in die Höhe, gieng aus dem Zimmer, verschloß dasselbe, legte den Schlüssel an seinen Ort, und trug den Leuchter in die Küche.

An einem Feyertage zur Nacht fiel ihm ein, daß der Hofmeisterr der Kinder im Hause zu ihm gesagt habe, daß er ihm, wenn er diese Nacht mondsüchtig wäre, eine Suppe machen, sie ihm bringen, und ein Trinkgeld dafür erhalten sollte. Er stand daher des Nachts im Schlafe auf, und sagte ganz laut, daß er den Hofmeister anführen wolle. Er gieng in die Küche hinunter, um zu

essen, begab sich sodann in das Zimmer des Hofmeisters, und bat ihn, sein Wort zu halten. Der Hofmeister gab ihm etliche Groschen; Negretti nahm sodann den Kammerdiener beim Arme, führte ihn in den Gasthof, erzählte ihm beim Trinken, wie er den Hofmeister auf eine feine Art angeführt, und Geld von ihm herausgelockt habe. Er lachte von ganzem Herzen darüber, trank einigemal des Hofmeisters Gesundheit, und kehrte vergnügt nach dem Schlosse zurück.

Einstmals, als sich Negretti in diesem Zustande befand, schlug ihn jemand mit dem Stocke auf die Beine. Negretti, welcher glaubte, daß ihm ein Hund an die Beine liefe, fing an zu schmälen; da man aber mit dem Stocke fortfuhr, suchte er eine Karbatsche, und hieb auf den vermeinten Hund los, um ihn fort zu jagen. Endlich wurde er es überdrüßig, und fing an, auf den Hund gewaltig zu fluchen, da er ihn mit Schlägen nicht los werden konnte. Er zog endlich ein Stück Brod aus der Tasche, lockte damit den Hund, und hielt die Karbatsche hinter den Rücken verborgen. Man warf ihm einen Muff entgegen, den er für den Hund annahm, und seine Wuth an ihn ausließ..

Herr Pigatti beobachtete diesen Negretti sehr oft und sah, daß er alle Nächte etwas anderes vornahm. Er war überzeugt, daß derselbe, so lange er sich in diesem Zustande befand, den Gebrauch des Gesichts, des Gehörs, des Geruchs und Geschmacks nicht hatte. Schon oben

ist erwähnt worden, daß man ihm verschiedene Gerichte vorsetzen konnte, ohne daß er etwas von der Veränderung des Geschmacks gewahr wurde. Er hörte das stärkste Geräusch und den größten Lärmen nicht; er wurde es nicht gewahr, als man ihm ein Licht so nahe vor die Augen hielt, daß die Augenbraunen davon versengt wurden; er fühlte es nicht, als man ihm mit einer Feder in der Nase kitzelte; mit einem Worte, nichts machte einen Eindruck auf ihn. Sein Gefühl war zwar bisweilen sehr fein: aber öfters fühlte er auch wieder gar nichts.

14.

Drei merkwürdige Geschichten von Hunden.

Die Hunde haben zwar in dieser Sammlung schon oft eine mehr oder weniger wichtige Rolle gespielt: aber dennoch wage ich es, den Lesern drei Geschichten von Hunden auf einmal vorzulegen, in der Überzeugung, wenn mich mein Gefühl nicht täuscht, daß sie rührend genug sind, und, im Fall mir die Erzählung nicht gänzlich mißlingt, den Lesern keine lange Weile machen werden. Die erste hat mir der Besitzer eines ange-

sehenen Hauses in der Oberlausitz, und ein sehr glaubwürdiger Mann, selbst erzählt; die zweite habe ich mit eigenen Augen mit angesehen, und von der dritten erinnere ich mich nicht mehr genau, ob ich sie von einem glaubwürdigen Mann erzählt, gelesen, oder nur als zuverlässig habe erzählen hören, und kann sie also nicht verbürgen.

---

a.

Eine Hündin trägt ihre fünf neugebornen Jungen ihrem Herrn über zwanzig Meilen nach.

Der vorgenannte Kaufmann, Namens R.... aus L...., pflegte sich noch vor einigen Jahren in die Bereisung der Leipziger Messen mit einem seiner Kompagnons zu theilen, und eine kleine Spitzhündinn nicht mit zu nehmen, sondern nur nicht zurück zu jagen, wenn sie wacker hinter seinem Reisewagen herlief.

Er reiste in Begleitung seines Weibes fort, als die Hündin eben trächtig war, und erstaunte nicht wenig, als er auf der ersten Poststation seine treue Begleiterin, die er bei der Abreise nicht bemerkt hatte, ihm freundlich schmeichelnd entgegen springen sah.

Gerührt von diesem Beweise ihrer Treue unter diesen bedrängten Umständen, nahm er sie in den Wagen, und brachte sie, ohne weitere Vorfälle, mit nach Leipzig, wo sie, wie gewöhnlich, in seiner Abwesenheit sein Zimmer hütete.

Den Tag vor seiner Abreise warf sie fünf Junge. Der Kaufmann empfahl sie nebst ihren Jungen seinem Wirthe zur treuesten Wartung und Pflege bis zur nächsten Messe, wo entweder er selbst oder sein Kompagnon wieder kommen würde, versicherte die Erstattung der Fütterungs- und Verpflegungskosten, und reiste ab.

Kaum war er einige Tage zu Hause, so hörte er früh morgens vor der Thüre seiner Schlafkammer die wohlbekannte Stimme seiner Meßbegleiterin. Er springt rasch aus dem Bette, öffnet die Thüre, seine Hündin legt ihm ein junges Hündchen zu Füßen, und springt unter dem lautesten Freudengebell tausendmal an ihm in die Höhe. Als die Kammerthür wieder aufgeht, springt sie, freundlich mit dem Schwanze wedelnd, eilig davon, und kommt nach Verlauf einer guten Viertelstunde mit einem jungen Hündchen im Maule zurück.

Sie eilt bei nächster Gelegenheit wieder fort. Der Herr schickt ihr einen seiner Leute nach, und dieser findet, daß die besagte Mutter ihre Jungen weit von der Straße an einem sichern Orte versteckt hatte, den noch hier Befindlichen zu trinken giebt, und wieder eins derselben behutsam mit dem Maule anpackt und fort trägt. Der

nachgeschickte Mensch aber nahm ihr nicht nur dieses junge Hündchen ab, sondern trug auch die beiden übrigen nach Hause.

Als der Kaufmann oder sein Kompagnon nach Leipzig kam, erzählte ihm sein Wirth sogleich, daß am sechsten Morgen nach der Abreise des Herrn das Lager der Hündin mit ihren Jungen leer gefunden worden wäre. Sie hatte sich also unbemerkt fortgeschlichen, und eins ihrer Jungen nach dem andern fortgeschleppt.

Auf diese Weise mußte sie den Weg, der über zwanzig Meilen betrug, nicht weniger, als zehnmal machen, und also in einer Zeit von höchstens acht Tagen weit über zweihundert Meilen zurück legen. Bei Wurzen mußte sie zehnmal durch die Mulde schwimmen. Die Abwege, welche sie von der Straße machen mußte, um ihre Jungen jedesmal sicher zu verbergen, sind nicht minder von Bedeutung, und müssen mit in Anschlag gebracht werden; und nicht zu vergessen, wo nahm diese besorgte Mutter auf dieser langen und beschwerlichen Reise das zur Wiederherstellung ihrer eigenen Kräfte, und zur Ernährung ihrer Jungen so nöthige Futter her? Sie mußte es mühsam aufsuchen, mußte es stehlen, und wie viele Zeit gieng darüber verloren, wie manchen vergeblichen Weg mußte sie deshalb machen! Und aus welcher Ursache unternahm sie alle diese Mühseligkeiten? Bloß um wieder bei ihrem Herrn zu seyn.

Ich unterdrücke hierbei gewaltsam meine Empfindungen, um vielleicht manchem, der für Gegenstände des Empfindens keinen Sinn hat, nicht lächerlich zu werden.

---

b.

Ein großer Hund ist eines kleinen kranken

Bettmeister oder auch wohl Todtengräber.

Im Herbste des vergangenen Jahres ging ich eines Tages um die Thore von Leipzig, und bemerkte, als ich in die Gegend des Schloßthores kam, einen kleinen Hund von elendem Ansehen, der auf der Erde zusammen gekauert da lag, und sein Ende zu erwarten schien. Ein großer Hund stand neben ihm, und beroch ihn unter mancherlei ängstlichen Gebehrden auf allen Seiten. Ich ging weiter, kam ohngefähr nach einer guten halben Stunde auf denselben Platz, und fand den oben erwähnten großen Hund noch bei dem Kranken, mit Ausgrabung einer Höhle im weichen Erdreiche, einen oder zwei Schritte von dem kranken Hunde, beschäftigt.

Begierig zu wissen, was der große Hund nun thun würde, verweilte ich einige Minuten, und sah, daß dieser auf alle Weise bemüht war,

jenen in das verfertigte Loch zu schaffen, und als er darin war, ihn so viel als möglich an den Seiten zu verscharren.

Ob der kranke Hund hier liegen blieb oder nicht, weiß ich nicht.

---

c.

Ein Hund wird zum Märtyrer der Treue gegen seinen Herrn.

Als ein Kaufmann die Reise von der Leipziger Messe in seine Heimath zurück macht, überfällt ihn auf der Straße ein dringendes Bedürfniß. Er steigt von dem Pferde, schnallt die sogenannte Geldkatze, die er um den Leib trägt, ab, und legt sie neben sich auf die Erde. Er setzt sich wieder zu Pferde, und will weiter.

Kaum aber thut das Pferd den ersten Schritt, so widersetzt sich der Hund durch heftiges Bellen dem Fortgange desselben. Der Reiter sucht den Hund zu besänftigen, aber vergebens. Je mehr er das Pferd anspornt, desto mehr springt der Hund an demselben in die Höhe, und beißt es, wo er ihm nur beikommen kann.

Dem Herrn wird bange, sein Hund möchte toll geworden seyn, ob er gleich bis jetzt nicht

das Mindeste der Art an ihm merkte, ziehet, so weh ihm auch das gute Thier thut, um größeres Unglück zu verhüten, ein Pistol, und streckt den Hund zu Boden. Betrübt über diesen Verlust, reitet er bis in das nächste Wirthshaus, das nicht weit davon lag. Als er einige Zeit hier ist, höret er vor der Stubenthüre ein klägliches Winseln; man öffnet die Thüre, und der geschossene Hund schleppt sich, schwimmend in seinem Blute bis zu seinem Herrn, legt die auf der Straße liegen gelassene Geldkatze zu seinen Füßen hin, und sinkt todt darnieder.

Professor Grohmann.

15.

Gemälde von der Perlenfischerei auf Ceylon.

Was Meinungen, Sitten, Religion und Lebensart getrennt haben, das vereinigt der Eigennutz, vor dem selbst die Intoleranz verstummt, und die Herrsch- und Ehrsucht zum Schweigen gebracht wird. Westwärts von der Insel Ceylon liegen die berühmten Austerbänke, die die ostindischen Perlen liefern, zu deren Fang man sich in der Bay von Condatchy versammelt, welche

beinahe einen halben Mond bildet. Condatchy ist ein öder unfruchtbarer Bezirk, auf dem bloß einige wenige verbuttete Bäume und Gebüsche zerstreuet stehen, und der nicht einmal gutes Trinkwasser liefert, welches man aus einem vier englische Meilen entfernt liegenden Dorfe holen muß. Außer der Fangzeit ist Condatchy leer und öde; allein wenn die Perlen gefischt werden, dann bietet es ein eben so neues als erstaunenswürdiges Schauspiel dar. Mehrere tausend Menschen von verschiedenen Farben, Ländern, Kasten und Gewerben laufen da in einem geschäftigen Gewimmel beständig hin und her, da hat man eine Menge von Zelten und Hütten errichtet, mit einem Baßar oder Laden vor jedem derselben; da erblickt man eine Menge Fahrzeuge, die Nachmittags von den Perlenbänken zurückkommen, und wovon Einige reich beladen sind; da warten die Bootseigenthümer ängstlich auf die Zurückkunft der Fahrzeuge, und wenn diese sich der Küste nähern, so laufen sie eilfertig und begierig dahin, und hoffen eine reiche Ladung zu finden; da eilt eine große Menge Juwelierer, Mäkler, Kaufleute und anderer Menschen herbei, die auf irgend eine Art mit den Perlen etwas zu thun haben. Einige sondern sie ab, und lesen sie aus, andere wiegen sie ab, untersuchen ihren Werth und ihre Anzahl; einige rufen sie zum Verkaufe aus, andere drillen und durchbohren sie zum künftigen Gebrauche.

Die Perlenbänke werden jährlich von der Regierung verpachtet; die Fangzeit fängt mit dem Februar an und endigt sich gegen Anfang Aprils, und der Zeitraum des Fangens beträgt 6 Wochen, höchstens zwei Monate. Die Perlenbänke erstrecken sich verschiedene Meilen längs der Küste von Mangar hin, und die vornehmste Bank ist Candatchy gegenüber, und liegt etwa 20 englische Meilen weit in der See. Jedes Jahr wird eine andere Bank gefischt, und man läßt die übrigen reif werden; die Austern sollen ihre Reife innerhalb sieben Jahren erlangen.

Die Taucher, die man zu diesem Fange braucht, sind von verschiedenen Nationen und aus verschiedenen Ländern. Viele kommen von den Küsten Coromandel und Malabar. Während der Fangzeit laufen regelmäßig alle Boote zu gleicher Zeit aus und kehren auch zusammen zurück. Das Auslaufen geschieht ungefähr gegen eilf Uhr Nachts, wo die ganze Flotte mit dem Landwinde in die See sticht. Bleibt der Wind gut, so langt sie noch vor Tagesanbruch bei der Bank an, und mit Sonnenaufgang fängt der Fang an. Hierin fahren sie so lange ämsig fort, bis sie der Seewind, der sich ungefähr um Mittag erhebt, an die Rückkehr erinnert. Sobald sich die Fahrzeuge im Angesichte der Küsten zeigen, stecken sie die Flaggen auf und gehen Nachmittags vor Anker. Sobald sie ans Ufer kommen, ladet man sogleich ihre Ladung aus, welches vor Einbruch der Nacht geschehen seyn muß. Diese Ladung be-

läuft sich auf etwan 30,000 Austern, wenn die Taucher fleißig und glücklich gewesen sind.

Jedes Boot führt nach Percival zwanzig, nach Le Beck abrr ein und zwanzig Mann und einen Oberbootsmann bei sich, der den Steuermann macht. Zehn Mann rudern und stehen den Tauchern beim Herausſteigen bei. Die übrigen zehn sind Taucher, wovon sich jedesmal fünf zusammen hinablassen; kommen die ersten fünf herauf, so steigen die andern fünf hinab, und auf diese Art wechseln sie beständig ab. In jedes Boot thut man fünf Steine, welche die Taucher um den Leib binden, um desto schneller hinabfahren zu können. Kein Boot darf mehr als fünf Steine haben.

Diese Taucher, die, von der frühesten Jugend an, ans Tauchen gewöhnt werden, sind äußerst abergläubisch und haben öfters einige Beschwörer, die man Haifischfeßler nennt, bei sich in den Booten. Sie thun alles, was diese ihnen befehlen. Besonders fürchten sie sich vor den Haifischen, die in diesen Meeren sehr gewöhnlich sind. Ehe sie daher untertauchen, fragen sie den Beschwörer allemal um Rath und ihr Zutrauen zu dessen Antworten ist unerschütterlich, ob gleich der Ausgang nicht selten ganz anders ausfällt, als er vorher gesagt hat. Allein die List und Geschicklichkeit dieser Leute ist sehr groß, und sie wissen sich allemal aus der Schlinge zu ziehen. Als die Engländer die Insel Ceylon schon im Besitze hatten, büßte eines Jahres ein Taucher ein

Bein ein; man setzte deshalb den Oberbeschwörer zur Rede, allein er erwiederte ganz ernsthaft: daß eine alte Hexe, die einen Groll gegen ihn hege, von der Küste Malabar herüber gekommen sey, und eine Gegenbeschwörung bewirkt habe, die daher diesmal seine Zauberworte unwirksam gemacht hätte; dies habe er zu spät erfahren, um noch dem Unfalle, der sich ereignet, vorbeugen zu können; allein nunmehro wolle er seine Überlegenheit über seine Gegnerin zeigen, und alle Haifische so stark bezaubern, daß sie während dieser ganzen Fangzeit niemand etwas weiter zu Leide thun sollten. Zufälliger Weise ereignete sich auch kein Unglück weiter, und die Taucher glaubten steif und fest, daß dies von der Beschwörung des Zauberers herrühre.

Ehe sich die Taucher in die Tiefe des Meeres hinablassen, befestigt man vermittelst zweier Seile einen Taucherstein und ein Netz am Boot. Der Taucher setzt nunmehro die Zehen seines rechten Fußes in das Haarseil des Taucherſteines, mit den linken Fußzehen tritt er ins Netz, faßt mit der einen Hand die beiden Seile, hält sich mit der andern die Nasenlöcher zu und fährt so ins Wasser hinab. Sobald er unten auf dem Boden angelangt ist, hängt er das Netz um den Hals und sammelt mit aller Gewandheit und Schnelligkeit so viele Austern, als er während der Zeit, da er es unter dem Wasser aushalten kann, zusammen zu bringen im Stande ist. Alsdann

giebt er ein Zeichen, indem er die Seile bewegt, und sogleich zieht man ihn herauf. Ob er es gleich gewöhnlich nur zwei Minuten unter dem Wasser aushält, so fließt ihm doch eine Menge Wasser, ja selbst häufig Blut aus dem Munde, der Nase und den Ohren. Dies hindert jedoch diese Leute nicht, von neuem hinabzusteigen, wenn die Reihe an sie kommt. Sie lassen sich oft an einem Tage vierzig bis fünfzig mal hinab, und bringen jedesmal ungefähr hundert Austern mit heraus. Einige reiben ihren Körper mit Oel ein, und verstopfen sich wegen des Wassers die Ohren und Nasenlöcher; andere hingegen brauchen gar keine Vorsichtsmaaßregel. Obgleich die gewöhnliche Zeit, die ein Taucher unterm Wasser zubringen kann, nicht viel über zwei Minuten beträgt, so hat man doch Beispiele, daß es manche vier, fünf, ja sogar sechs Minuten unten ausgehalten haben. Die Bezahlung, welche die Taucher erhalten, besteht entweder in Geld oder in Austern, welche leztern die gewöhnliche Art des Lohnes sind.

Die Austern, die man aus den Booten ausgeladen hat, schafft man sogleich weg, und vergräbt sie in Löcher oder Gruben, wo man sie auf Matten legt, damit sie nicht die bloße Erde berühren; in diesen Gruben bleiben sie so lange, bis sie sterben und in Fäulniß übergegangen sind. Hierauf öffnet man sie, nimmt die Perle heraus und richtet diese gehörig zu. Der Gestank, den die Fäulniß der Austern verursacht, ist uner-

träglich, und dauert lange nach der Beendigung des Perlenfanges noch fort. Er verpestet mehrere Meilen weit um Condatchy her die Luft und macht die Nachbarschaft außerordentlich unangenehm. Gleichwohl schreckt dieser Geruch die Gewinnsucht nicht zurück: denn mehrere Monate nach der Fangzeit sieht man noch eine Menge Leute auf dem Sande und an den Stellen, wo die Austern in Fäulniß übergegangen sind, begierig herumsuchen und wühlen. Dann und wann ist auch Einer so glücklich, daß er eine Perle findet, die ihm seine Mühe reichlich belohnt.

Die Bay von Codatchy aber bietet noch vielerlei Gegenstände dar, welche die Aufmerksamkeit eines Fremden während der Perlenfischerei auf sich ziehen. Der merkwürdige Anblick der indischen Sitten und Gebräuche, die man hier in ihrer ganzen Mannichfaltichkeit zu sehen bekommt, ist vielleicht das auffallendste Schauspiel. Jede Kaste hat ihre besondern Charakterzüge; die Künste, die einige treiben, die Ceremonien, die andere verrichten und der Anblick des Ganzen gewährt der Neugierde eines Europäers die reichlichste Nahrung. An dem einen Orte bekommt man allerhand Gaukler und Herumstreicher zu sehen, die ihre Künste mit einem Grade von Gewandtheit und Geschicklichkeit ausführen, die für den Bewohner eines kalten Himmelsstriches etwas Übernatürliches zu seyn scheint; an dem andern bemerkt man Fakirs, Brahmainen, Priester und Andächtige von allen Sekten, die, ent-

weder um ein Almosen zu erhalten, oder ein Gelübde zu erfüllen, die peinlichsten Martern mit einem Grade von Standhaftigkeit aushalten, den man kaum für möglich halten sollte. Wir wollen daher hier einige Merkwürdigkeiten anführen, die Percival auf diesem Schauplatze menschlicher Industrie beobachtet hat.

Die schmerzhaftesten Bußübungen, welche sich die Indier auflegen, sind diejenigen, welche sie sich anthun, wenn sie wieder in ihre Kaste aufgenommen seyn wollen, aus der sie ausgestoßen worden sind, weil sie etwas gegessen haben, was nach den Gesetzen ihrer Sekte verboten ist, oder weil sie mit Leuten einer andern Kaste einen solchen Umgang gehabt haben, den man für sie als für verunreinigend ansieht. In diesem Zustande werden sie von allen Mitgliedern ihrer eigenen Kaste verabscheuet, von allem Umgange mit ihnen ausgeschlossen, und sie dürfen dieselben nicht anrühren. Von einer solchen schrecklichen Verunreinigung können sie sich bloß dadurch befreien, daß sie entweder eine große Summe Geldes bezahlen oder sich die unglaublichsten Büßungen auflegen. Von denen, die Percival zu bemerken Gelegenheit gehabt hat, wollen wir einige der merkwürdigsten anführen. Der eine gelobt, seinen Arm eine gewisse Anzahl von Jahren über seinem Haupte emporgestreckt zu halten, ohne ihn nur ein einziges mal herunter zu ziehen; und hiermit fährt er wirklich so lange fort, bis der Arm nicht mehr im Stande ist, nachmals

seine natürliche Lage jemals wieder einzunehmen. Ein anderer will seine Hand so lange verschlossen halten, bis die Nägel an seinen Fingern gänzlich ins Fleisch hineingewachsen sind, und auf der Rückseite seiner Hand wieder zum Vorscheine kommen. Viele kämmen sich niemals die Haare, noch lassen sie sich den Bart scheeren. In diesem Zustande wird ihr Kopfhaar, das von einer braunen oder verbrannten Farbe ist, ganz verfilzt, und sieht den Hadern oder Lappen nicht unähnlich, die wir in Europa zum Abwischen brauchen; oder es hängt in langen verwirrten Streifen herab und ist demjenigen ähnlich, das eine Art französischer Schooshündchen hat. Einige geloben sich niemals niederzulegen; zugleich tragen sie ein großes eisernes Instrument um den Hals, das einer eisernen Beißzange ohne Handhabe nicht unähnlich sieht.

Allein eine der außerordentlichsten von diesen Ceremonien, von der Percival Augenzeuge war, ist das Schwingen für ihre Kaste, wie sie es nennen. Man schlägt einen sehr großen und starken Pfahl oder Cocuzbaum fest in die Erde; oben auf seine Spitze legt man einen andern Balken, und zwar so, daß er sich wie in Zapfen dreht, und befestigt ihn an dem in die Höhe stehenden Pfahle mit Seilen, die man durch beide hindurchzieht, so wie man es mit der Segelstange am Mastbaume eines Schiffes macht. An das Ende des Queerbalkens befestigt man Stricke und Globen, um den Büßenden hinauf zu winden.

Hierauf bringt man ihn in Begleitung einer Menge Volks heraus, das vor ihm hertanzt; die Braminen und seine Anverwandten führen ihn dreimal mit lautem Freudengeschrei und mit Musik um den Schwingpfahl herum. Unterdessen opfert man ein Schaaf, und das Blut wird auf die herumstehende Menge gesprengt, die begierig wünscht, daß dasselbe sie treffen möge. Besonders sind unfruchtbare Weiber ängstlich bemüht, die Tropfen aufzufangen, weil sie dadurch fruchtbar zu werden hoffen. Um nun die Wirksamkeit dieses Zaubermittels desto unfehlbarer zu machen, suchen sie sich während der Ceremonie auf den höchsten Gipfel des religiösen Wahnsinns hinaufzuarbeiten; sie zerraufen sich die Haare, und machen das schrecklichste Geschrei dabei. Nachdem das Opfer vollbracht ist, legt man den Büßenden mit dem flachen Bauche auf die Erde und sticht ihm zwei sehr große Hacken, die man kurz vorher an den am Ende des Queerbalkens angemachten Seilen befestigt hat, auf den Rücken tief ins Fleisch hinein. Andere Stricke zieht man ihm über die Brust und um die Schenkel, damit er das Gleichgewicht nicht verliert; alsdann windet man ihn an den Seilen und Globen auf den Queerbalken hinauf, unter welchem er unmittelbar hängen bleibt; in dieser Stellung zieht man ihn zwei- bis dreimal rund um den Pfahl herum. Während dieser qualvollen Ceremonie sagt er eine gewisse Anzahl Gebete her, und wirft unaufhörlich Blumen, die er deshalb mit hinauf-

genommen hat, unter die Menge herab. Diese Blumen betrachtet man als geheiligte Reliquien, die alle Krankheiten verscheuchen und lauter Glück bringen sollen. Der umstehende Haufe greift so begierig darnach, wie es der europäische Pöbel mit dem Gelde macht, das man unter denselben ausstreut.

Diese Feierlichkeit ist keines Weges selten, und Percival hatte während seines dreijährigen Aufenthalts auf Ceylon mehr als einmal Gelegenheit, ihr beizuwohnen. Die letztere, die er sah, fiel im Jahre 1799 zu Colombo vor, wo der Queerbalken brach, der Mann herunter fiel und auf der Stelle todt blieb. Ein Mohr von der Moplay-Kaste hatte gegen den großen Haufen, der hauptsächlich aus Malabaren bestand, welche mit dem Büßenden zu einer und derselben Sekte gehörten, im voraus geäußert, daß das Holz zu schwach sey, als daß es den Mann tragen könne, und daß es gewiß brechen würde. Da dies wirklich eintraf, so versicherten die Malabaren, der Mohr habe es durch seine Vorhersagung behext; um sich nun deshalb an ihm zu rächen, fielen sie mit solcher Wuth über ihn her, daß er sicher das Leben eingebüßt haben würde, wenn Percival sich nicht nebst einigen wenigen andern europäischen Offizieren und Seapoys, die die Neugierde herbeigelockt hatte, darein gemischt, und ihn aus ihren Händen befreiet hättee

Sowohl die Priester, die sich dieser und andrer Feierlichkeiten wegen zu Condatchy aufhalten, als auch viele andere Arten religiöser Bettler sind daselbst sehr lästig: denn sie sind nicht allein außerordentlich faul und träge, sondern auch zugleich sehr unverschämt und zudringlich. Sie sind aber nicht die einzigen Plagen, welche die bei der Perlenfischerei versammelten Leute auszustehen haben. Es giebt außerdem auch noch einen Schwarm von Gauklern, Schlangenfangern, allerhand tanzenden Knaben und Mädchen, so wie auch viele, die keine andere Beschäftigung treiben, als bloß darauf zu sinnen, wie sie sich durch Rauben und Stehlen ihren Unterhalt erwerben wollen: in diesen Künsten sind sie außerordentlich geübt. Doch sind sie bei ihnen verzeihlicher, da es scheint, als hätten die Indier einen angebornen Hang dazu. Wenn sie etwas mit einem Europäer zu thun haben, so brauchen sie bei jeder Gelegenheit, die sich ihnen darbietet, alle ihre Geschicklichkeit, um ihn zu überlisten. Jedoch bestehlen sie ihn bloß heimlich, und er hat nur auf diese Art etwas von ihnen zu besorgen, denn schwerlich wagen sie ihn jemals mit offenbarer Gewalt zu berauben, oder ihm sein Vermögen abzunehmen.

Die Ehrfurcht, welche die Thaten der Europäer den eingebornen Indiern eingeflößt haben, ist in der That so groß, daß man kaum ein Beispiel weiß, daß sich ein Schwarzer mit einem Weißen, Mann gegen Mann, entweder in ein

Duell oder in einen andern Kampf eingelassen hätte.

Es giebt keinen Schauplatz, wo die eingebornen Indier eine schönere Gelegenheit hätten, ihre Geschicklichkeit zu ihrem Vortheile zu benutzen, als die Bay von Condatchy zur Zeit des Perlenfanges. Daher eilen auch Landstreicher aus allen Theilen Indiens herbei, und man kann durch alle mögliche Vorsicht ihren Diebereien keinen Einhalt thun. Ihre Geschicklichkeit, die Perlen aus den Austern herauszustehlen, und bei Seite zu schaffen, geht besonders sehr weit, und man ist noch nicht im Stande gewesen, diesem Unwesen zu steuern. Unter diesem allgemeinen Tadel der Eingebornen Indiens, sind aber nicht die Eingebornen Cingalesen, d. h. die Einwohner von Ceylon begriffen, denn, obschon die Perlenfischerei an ihrer Insel statt findet, so nehmen doch nur wenige in Vergleichung mit der großen Menge, die aus andern Theilen Indiens herbeiströmt, daran Antheil. Auch sind sie weder so diebisch noch so mit den Händen geübt, als es die Indier vom festen Lande sind, die diese Geschicklichkeiten geerbt zu haben scheinen, und die sehr stolz darauf sind; denn es giebt ein Sprichwort unter ihnen, welches folgendermaßen lautet: „der größte Dieb ist der größte Mann.“ Percival versichert, daß er von diesem unter ihnen herrschenden Hange aus eigener Erfahrung spreche, indem er und seine Mitkameraden öfters die Opfer davon gewesen seyn.

Es wird in der That wenige Personen geben, die Indien besuchen, die nicht bald Gelegenheit haben sollten, diese Neigung zum Stehlen aus eigener Erfahrung kennen zu lernen.

Zu Condatchy haben sie ihre Diebereien in ein System gebracht, und bei aller Vorsicht ist man nicht ganz dagegen gesichert. Die Bootseigenthümer und die Kaufleute, die mit Austern handeln, müssen Leuthe miethen, die die Perlen aus denselben heraussuchen. Um das Unterschlagen zu verhindern, stellt man vertraute Personen, die sie beständig beobachten und bewachen müssen. Percival führt folgendes Beispiel von List an, die die Indier anwandten, um die Scharfsichtigkeit ihrer Aufseher zu hintergehen: Ein Bootseigenthümer hatte einen Haufen solcher Leute zum Öffnen der Austern gemiethet; diese entwarfen einen regelmäßigen Plan, wie sie die kostbarsten Perlen entwenden wollten. Der eine sollte den Dieb machen, und eine kostbare Perle stehlen, während der andere auf ein kurz vorher gegebenes Signal thun sollte, als wenn er eine Perle von geringem Werthe entwenden wolle; er sollte sich der Gefahr aussetzen, dafür bestraft zu werden, um die Aufmerksamkeit des Aufsehers auf sich zu ziehen, und auf diese Art dem wirklichen Diebe Gelegenheit zu verschaffen, seine Beute bei Seite zu bringen. Nachdem sie diesen Plan entworfen hatten, fuhren sie sehr ruhig in ihrer Arbeit fort, bis einer eine kostbare Perle fand, und sogleich dem Diebe, der die angenommene

Rolle spielen sollte, das Zeichen gab. Der letztere fieng daher verabredetermaaßen an, einige Perlen bei Seite zu schaffen; dies that er aber auf eine Art, daß es die Aufseher gewahr werden konnten, die ihn sogleich ergriffen, die Perlen bei ihn fanden und ihm zu strafen begannen. Dies verursachte einen großen Aufruhr: denn der Kerl machte so viel Lärm als möglich, und setzte sich sogar zur Wehre; unterdessen hatte der wirkliche Dieb die Gelegenheit benutzt, die kostbare Perle bei Seite zu schaffen und in Sicherheit zu bringen. Diese Schurkerei wurde nachmals bei Gelegenheit eines Zankes entdeckt, der unter ihnen wegen der Theilung der Beute entstanden war. Man war unter einander übereingekommen, daß die Perle verkauft, und das daraus gelöste Geld nach Verhältniß der Rollen, die jeder beim Diebstahle gespielt hatte, vertheilt werden sollte, allein der Scheindieb, der die Strafe erlitten hatte, und wegen seines Diebstahls aus dem Dienste gestoßen worden war, glaubte auf einen größern Antheil am Gewinne, als ihm die andern geben wollten, Anspruch machen zu dürfen, und da man seinen Forderungen kein Gehör geben wollte, so entdeckte er dem Bootseigenthümer die ganze Sache. Man wandte sich daher sogleich an den befehlshabenden Offizier, der die ganze Rotte strenge bestrafen ließ. Endlich entdeckte man auch die Perle, und stellte sie ihrem Eigenthümer wieder zurück.

16.

Ein Beweis von dem hohen Alterthume unserer Erde.

Wenn man in dem ehemaligen Herzogthume Modena zwanzig bis dreißig Fuß tief beim Brunnengraben in den Erdboden hineinkommt, so findet man sehr häufig allerlei Rudera und Grundmauern von Gebäuden, so wie auch allerlei Geräthschaften, die sowohl zum Bau der Häuser, als zu andern Bequemlichkeiten der Menschen gebraucht werden. Einige Schriftsteller, die uns diese Nachrichten von der Beschaffenheit des Herzogthums Modena mitgetheilt, und darüber Betrachtungen angestellt haben, sind der Meinung, daß man diese Spuren der bewohnten Oberfläche noch zu unserer jetzigen Zeitrechnung und Bevölkerung der Erde rechnen müsse. Sie sagen, es fänden sich in alten Geschichtschreibern einige Nachrichten, daß die Gebirge um das Herzogthum Modena herum in alten Zeiten, und ohngefähr zu der Zeit, da Rom noch Könige gehabt, einige feuerspeiende Berge gehabt hätten. Es könnte wohl seyn, daß dadurch diese Gegend verwüstet, und mit der Asche und der Lava von diesen feuerspeienden Bergen fünfzehn bis zwanzig Fuß hoch bedeckt worden sey. Allein, da nicht die geringste Nachricht vorhanden ist, daß, wenn man

auch einiges Feuerspeien dieser Gebirge zugiebt, dadurch große Verwüstungen verursacht worden wären, so müßte sich doch bei der Eingrabung die Lava, oder die gewesenen Feuerströme vorfinden und entdecken lassen. Eine solche Lava ist von allen andern Steinarten deutlich zu unterscheiden, sowohl durch ihre Farbe, als durch ihre glasartige oder schlackenartige Beschaffenheit; allein man findet nicht die geringste Nachricht, daß sich in der funfzehn bis zwanzig Fuß tiefen Erde, womit diese Ruinen von Gebäuden bedeckt sind, etwas von einer solchen Lava gefunden hätte. Auch ist in der Geschichte nichts bekannt, daß sich seit den Zeiten der römischen Könige in dieser Gegend eine Überschwemmung ereignet hätte; von dem bloßen Staube aber, oder von der Verfaulung der Pflanzengewächse, kann in einer Zeit von zweitausend und etlichen hundert Jahre, kein Erdreich über diesen Ruinen entstanden seyn, welches funfzehn bis zwanzig Fuß tief ausmachten zumal wenn man erwägt, daß das Herzogthum Modena seit länger als zweitausend Jahren bewohnt gewesen, und immer in dem gegenwärtigen Zustande, was seine Bewohnung und Bevölkerung anbetrifft, geblieben ist.

Allein, wenn auch diese ersten Ruinen oder Kennzeichen einer bewohnten Oberfläche der Erde zu unserer jetzigen Zeitrechnung auf irgend eine Art gerechnet werden könnte, so ist doch solches in Ansehung der beiden folgenden Kennzeichen einer solchen bewohnten Fläche ganz unmöglich.

Wenn man nämlich bei dem Brunnengraben vierzig Fuß tiefer hineinkommt, so findet man allgemein wieder alle Kennzeichen einer vormals bewohnt gewesenen Oberfläche der Erde. Es zeiget sich da ein durch die Bearbeitung und Mistung schwarz gewordenes Erdreich von mehr als einem Fuß Tiefe. In diesem schwarzen fruchtbaren Erdreich erkennt man sehr deutlich die versteinerten Wurzeln von Gras und allen Arten von Pflanzengewächsen, so wie auch von niedern Holzungen und Gebüschen, die ehedem in dieser Oberfläche des Erdkörpers ihre Nahrung gefunden haben. Man hat hier allerlei Arten von Gebüschen und Pflanzengewächsen versteinert angetroffen. Ja, was noch mehr ist, man hat einen vollkommenen Feigenbaum mit vielen noch daran sitzenden Feigen versteinert gefunden, den man noch vor einiger Zeit in dem Naturaliencabinette des ehemaligen Herzogs von Modena aufbewahrt haben soll. Es ist offenbar, daß diese zweite Bewohnung der Erde nicht zu unserer Zeitrechnung gehören kann; denn was für einen unermeßlichen Zeitraum müßte man voraussetzen, ehe diese zweite Bewohnung mit vierzig Fuß Erde bedeckt worden sey, um der dritten Bewohnung Platz zu machen, die noch jetzo funfzehn bis zwanzig Fuß tief unter der Oberfläche der Erde verborgen ist? Allein dieses ist noch nicht genug. Wenn man fünf und zwanzig bis dreißig Fuß tiefer in den Erdboden eingräbt, so finden sich wieder alle Spuren und Kennzeichen einer dritten bewohnten Oberfläche des Erdkör-

vers: nämlich ein schwarzes fruchtbares Erdreich, in welchem man die Wurzeln der Pflanzengewächse, die diese Oberfläche ehedem hervorgebracht hat, versteinert sieht. Man findet überdieß auf und in dieser ehemaligen Oberfläche viele eiserne Geräthschaften, die zum Ackerbau und zur Wirthschaft dienen. Besonders aber verdient bemerkt zu werden, daß man eine versteinerte Korngarbe auf dieser dritten Bewohnung der Erde gefunden hat, die nicht allein noch zusammen gebunden gewesen ist, sondern an welcher auch sowohl noch alle Hälmer und Ähren, als die versteinerten Roggenkörner in den Ähren deutlich zu erkennen, und durch geschickte Bemühung von einander abzusondern gewesen sind.

Hieraus erhellt, daß vor unserer jetzigen Zeitrechnung Italien wenigstens zweimal bewohnt gewesen ist. Es wäre zu wünschen, daß man bei dieser Grabung der Brunnen zugleich auf die verschiedenen Erdlagen und Erdschichten eine genaue Aufmerksamkeit gerichtet und bemerkt hätte, wie sie in der Tiefe von hundert und zwanzig Fuß beschaffen gewesen wären. Man würde daraus haben beurtheilen können, wie viel Überschwemmungen zwischen einer jeden Bewohnung der Oberfläche erfolgt und welcher Zeitraum dazwischen verflossen sey. In den Nachrichten von dieser unterirdischen Beschaffenheit des Herzogthums Modena ist zwar gesagt worden, daß man zwischen den Kennzeichen einer jeden Bewohnung allemal die deutlichsten Spuren von einem gewe-

senen Meeresgrunde bemerkt hat. Allein, es wäre zu wünschen, daß dieses viel eigentlicher von der Dicke und Stärke einer jeden dazwischen kommenden Erdlage angezeigt worden wäre.

Hundert und zwanzig Fuß unter der Oberfläche des Herzogthums Modena befindet sich noch eine See, allein es ist zweifelhaft, ob es als eine vierte ehemalige Oberfläche der Erde zu betrachten ist oder nicht.

17.

Die gehörnte Kröte.
(Rana cornuta Lin.)

Unter dem ganzen Amphibiengeschlechte findet man vielleicht kein Thier, das sonderbarer aussähe, als die gehörnte Kröte, die selbst noch einen abscheulichern und häßlichern Anblick als die Pipa oder die surinamische Kröte gewährt. Dies rührt nicht sowohl von ihrer Gestalt überhaupt als vielmehr von dem außerordentlichen Bau der obern Augenlieder her, die in ihrer Form ein paar kurzen, scharfen und spitzigen Hörnern ähnlich sehen. Der Mund dieser Kröte ist so breit, als bei keinem andern Thiere; er ist halb so groß als der ganze Körper lang ist. —

Dies merkwürdige Geschöpf ist bloß in Südamerika zu Hause, und hat eine kurze und dicke Gestalt. Es zeichnet sich durch zwei tutenförmige Erhöhungen aus, die Hörnern ähneln, die aber nichts weiter als die Augenlieder sind. Die warzige Haut des Körpers sieht sowohl oben als unten graugelb aus, und ist mit Linien von einem dunklen graulichen Braun gestreift. Längs dem Rücken läuft ein breiter, weißer Streifen herab, der am Kopfe anfängt und nach und nach abnimmt, so daß er an den Hintertheilen schmal erscheint; er ist mit kleinen Flecken, wie mit Perlen, besetzt. Der ganze übrige Körper ist rauh und stachelig, bloß der Kopf, der weiß schattirt ist, und den Bauch ausgenommen, der von einem dunkelrothen Gelb ist. Die Beine sind mit einer Art von Bändern umgeben; die Zähne sind auf eine ähnliche Art bezeichnet. Sie haben etwas ähnliches mit den menschlichen Fingern; an den Vorderbeinen sind vier und an den Hinterbeinen fünf. Die Hinterbeine sind auch mit Schwimmhäutchen versehen. Der Kopf ist sehr groß und dick, und wenn das Thier den Mund aufthut, so erblickt man eine breite dicke Zunge, die etwas ähnliches mit einer Auster hat, und vorn an dem untern Kinnbacken fest, aber hinten locker, wie bei den Fröschen, hängt; auch ist sie mit Warzen bedeckt. An jeder Seite des Kopfes befindet sich über den Augen und dem weiten Munde ein schwarzer Flecken auf einem weißen Grunde.

Das Weibchen ist dem Männchen fast ganz ähnlich; es unterscheidet sich bloß dadurch, daß der Mund noch weiter, und die Stirne auf eine etwas verschiedene Art schattirt ist. Zwischen den Augen ist ein breiter Streifen, der gegen die Nase hin schmäler wird. Unter jedem Auge ist ein Fleck, der einem falschen Auge gleicht. Die Hinterfüße haben viel ähnliches mit den Händen, indem sie einen Daumen und vier Finger haben, und nicht wie beim Männchen, mit einer Schwimmhaut versehen sind.

Dies Thier ist selten; daher man es auch anfänglich für eine Erdichtung hielt, bis sich in neueren Zeiten sein Daseyn völlig bestätigt hat.

18.

Die canatische Beutelratte.

(Mus bursarius.)

Dies Thier ist erst neuerlich entdeckt worden, und scheint in Ansehung der verhältnißmäßigen Größe seiner Beutel die merkwürdigste unter allen Beutelratten zu seyn. Es ist in Canada zu Hause, und dasjenige, das man hier abgebildet findet, wurde daselbst im Jahr 1798 von eini-

gen Indianern gefangen, und nachmals der Gemahlin des Gouverneurs Prescot geschenkt.

Es ist ungefähr so groß wie eine braune oder norwegische Ratte und sieht blaßgraubraun aus, welche Farbe unten etwas heller wird. Seine Länge bis zum Schwanze beträgt etwan neun Zoll, und der Schwanz, der nur leicht mit Haaren bewachsen, ist ungefähr zwei Zoll lang. Die Beine sind kurz; die Vorderfüße stark, und vortrefflich zum Graben in die Erde gebauet, indem sie mit fünf Klauen versehen sind, von denen die drei mittlern sehr breit und lang sind. Die innere ist viel kleiner, und die äußere sehr klein nebst einer großen Erhöhung unter derselben. An den hintern Beinen sind die Klauen verhältnißmäßig klein, die beiden mittlern aber größer als die übrigen, und die innere ist kaum sichtbar. Die Zähne sind außerordentlich stark, besonders die untern, die viel länger als die obern sind. Die Ohren sind sehr klein.

Die Lebensart dieses Thieres ist bis jetzt noch unbekannt; es läßt sich aber vermuthen, daß es einen Vorrath von Lebensmitteln auf den Herbst und Winter zusammenträgt. Als man dem Gouverneur Prescot dies Thier brachte, waren seine Backentaschen mit einer Art von Erde angefüllt. Wahrscheinlich hatten es die Indianer, die es gefangen hatten, damit ausgestopft, um dieselben in ihrem größten Umfange zu zeigen.

19.

Sonderbares Mittel den Hunger zu stillen.

Mancher Mensch ißt eine große Menge nichts weniger als nahrhafte Gegenstände, um nur seinen Magen auszufüllen, und nicht von den schmerzlichen Gefühlen des Hungers geplagt zu werden. Allein dies thun nicht bloß einzelne Menschen, die sich in der Jugend an eine große Gefräßigkeit gewöhnt haben, sondern auch ganze Nationen nehmen zu diesem Hülfsmittel ihre Zuflucht, sobald als Mangel an Nahrungsmitteln unter ihnen eintritt. Als Labillardierre auf Neuschottland mit seinen Begleitern ans Land trat, naheten sich ihnen mehrere Eingeborne. Man gab den meisten Stücke Zwieback, um welche sie die Seefahrer baten, indem sie die eine Hand nach ihnen ausstreckten und mit der andern auf ihren flachen leeren Bauch zeigten. Allein einer davon hatte den Bauch voll und aß in Labillardieres Gegenwart ein Stück sehr weiches Steatit von grünlicher Farbe, das ungefähr so groß als zwei Fäuste war. In der Folge fand man noch mehrere, welche diese Erde in großer Menge zu sich nahmen, die bloß dazu dient, das Gefühl des Hungers abzustumpfen und den Magen zu füllen: denn der Steatit kann sie nicht nähren,

weil er keine nahrhafte Substanz enthält, er ist ihnen aber doch zur Ausfüllung des Magens dienlich, weil sie oft lange hungern müssen, indem sie auf einem unfruchtbaren Boden wohnen. Den Steatit haben sie ohne Zweifel deshalb gewählt, weil er leicht zerreiblich ist, und daher nicht lange im Magen und in den Eingeweiden bleibt. Vauquelin hat diese Erde chemisch untersucht und gefunden, daß sie nicht allein nichts nahrhaftes, sondern sogar schädliche Bestandtheile enthält.

Auch der Herr von Humboldt erzählt in einem Briefe an Fourcroy aus Cumana vom Jahre 1800, daß die Otomaguen bis 1½ Pfund von einer Art von Thonerde verzehren, wenn der Oronico so angeschwollen ist, daß sie keine Schildkröten fangen können. Sie brennen diese Erde, befeuchten sie alsdann und verzehren sie mit Appetit.

20.

Stonehenge.

Stonehenge, das etwan sechs englische Meilen von der Stadt Salisbury entfernt ist, zeigt die Trümmer eines der wunderbarsten Denkmäler des Alterthumes, das die Seele des Zu-

schauers noch jetzt mit einem hohen Grade von Erstaunen erfüllt. Man hat sich viele Mühe gegeben, Aufschluß über den Zweck dieser denkwürdigen Überreste zu erhalten, allein man hat noch zu keiner völligen Gewißheit darüber gelangen können. Jedoch sind jetzt viele der Meinung des Dr. Stuckeley, der behauptet, daß Stonehenge einer von den Haupttempeln der britischen Druiden gewesen sey.

Dieses Denkmal steht in der Nähe des Gipfels eines Hügels und besteht aus den Überresten zweier kreisförmigen und zweier ovalrunden Reihen rauher Steine, die einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt haben. Der äußere Zirkel hat hundert und acht Fuß im Durchmesser und bestand in seinem vollkommenen Zustande aus dreißig aufrecht stehenden Steinen, wovon noch siebenzehn stehen und sieben ganz oder in Stücken auf dem Boden liegen. Die aufrecht stehenden Steine sind achtzehn bis zwanzig Fuß hoch, sechs bis sieben Fuß breit und drei Fuß dick, und da sie drei und einen halben Fuß von einander entfernt stehen, so sind sie oben mit Kämpfern*), welche Zapfen haben, die in die Fugen der aufrechtstehenden Steine passen, mit einander verbunden, damit sie ihre gehörige Stellung behalten. Von

*) Ist ein vorspringendes Simswerk an dem Nebenpfeiler, der den Bogen eines Gewölbes trägt.

den Kämpfern sind noch sechs vorhanden, wovon jeder 7 Fuß lang und drei und einen halben Fuß dick ist. Die aufrechtstehenden Steine sind etwas wenig mit dem Meisel bearbeitet und laufen nach oben etwas spitzig zu; alle sind in einer Aushöhlung in einem kalkigten Erdreiche befestigt, und in dem Raume zwischen dem Steine und dem Rande der Hohlung sind kleine Kieselsteine eingerammelt.

Der inwendige Kreis, der niemals durch Kämpfer verbunden gewesen, ist etwas über acht Fuß von dem äußern entfernt; er bestand ursprünglich aus vierzig Steinen, die halb so groß als die aufrechtstehenden des äußern Kreises sind. Von diesen vierzig Steinen sind noch neunzehn übrig, von denen aber bloß noch eilfe aufrecht stehen. Der Weg zwischen diesen Kreisen hat dreihundert Schritte im Umfange und von diesem Gange aus hat das Gebäude ein erhabenes und ehrwürdiges Ansehen. In einer Entfernung von neun Fuß vom innern Kreise befindet sich die äußere ovalrunde Reihe, die für den Hauptheil des Ganzen gehalten, und das Adytum genannt wird. Dieses besteht aus ungeheuern Steinen, wovon einige dreißig Fuß hoch sind, und zwar aus zwei aufrechtstehenden und einem Kämpfersteine, wie der äußere Zirkel, von welchem fünf übrig geblieben sind. Drei sind noch ganz, doch etwas verfallen, zwei aber sind zerstört. Die innere ovalrunde Reihe besteht aus zwanzig sechs Fuß hohen Steinen, und nahe an ihrem östlichen

Ende ist ein Stein von unbehauenem blauen Marmor, sechszehn Fuß lang und vier Fuß breit, der platt auf dem Boden liegt, und für einem Altar gehalten wird.

Das ganze Werk ist mit einem Graben, dreißig Fuß breit eingefaßt, und dieser ist hundert Fuß weit von dem äußeren Zirkel entfernt.

Das Gebäude hat drei Eingänge, und die Anzahl der Steine, aus denen das ganze Werk besteht, wird auf hundert und vierzig gerechnet.

21.

Das Mammut.

Dies Thiergeschlecht ist jetzt nicht mehr vorhanden, ob man schon Knochen davon am Ohioflusse in Nordamerika und anderwärts findet. Der Herr von Humbold hat dergleichen Knochen auch in Südamerika bei Santa Fé im Riesenlager, in einer Höhe von 1378 Fuß entdeckt. Die großen Thierknochen, die man in Siberien und selbst in Teutschland gefunden hat, gehören dem Elephanten an, allein diejenigen, die man in Amerika ausgegraben hat, sind von einem ganz andern Thiergeschlechte, welches besonders die auffallende Gestalt seiner Backenzähne zeigt. Der

Dr. Hunter, der im Jahre 1767 nebst seinem Bruder Gelegenheit hatte, diesen Theil der Naturgeschichte zu untersuchen, hat bewiesen, daß die Fossilenknochen und Zähne, die man von einem ungeheuern Thiere am Ohio findet, nicht allein größer als beim Elephanten, sondern daß auch die Zähne (Hauer) mehr gewunden oder spiralförmiger als die Elephantenzähne seyen, und daß sich die Schenkel- und Backenknochen in mehrern Hinsichten von jenen des Elephanten unterscheiden. Allein diesen Unterschied zwischen dem Mammut und dem Elephanten setzt vollends die Gestalt der Backenzähne außer allen Zweifel, welche zugleich deutlich beweisen, daß sie von einem fleischfressenden Thiere oder zum wenigsten von einem solchen herrühren, das sowohl animalische als vegetabilische Nahrung frißt.

Zwei Skelette von diesem Thiere wurden im Jahre 1801 im Staate von New York in der Nachbarschaft von Newburgh gefunden; das eine kam in das Museum der Naturgeschichte nach Philadelphia, das andere aber wurde nach England gebracht und in London gezeigt. Von beiden Thieren fand man alle Halsknochen, die meisten Wirbelbeine des Rückgrades, und einige Schwanzknochen; die meisten Ribben, die fast gänzlich zerbrochen waren; beide Schulter- und beide Achselblätter nebst den Spindeln (Röhren) und Armen; einen Schenkel, die Röhre, ein Schien- und ein Wadenbein; einige große Stücken vom Kopfe, viele Theile von den Vor-

der- und Hinterbeinknochen, das Knochenbecken, das etwas zerbrochen war, und ein grosses fünf Fuß langes Stück vom linken Zahne bis gegen die Mitte hin.

Das Land, wo man diese Knochen fand, gehörte einem Pachter, und da die Felder damals mit Getraide besäet waren, so verschob man das Nachsuchen nach den übrigen Knochen eine kurze Zeit, besserte unterdessen die zerbrochenen aus, und setzte das Ganze zusammen. Als man nachher das Nachsuchen wieder vornahm, stieß einer von den Arbeitern, der mit seinem Spaten etwas tiefer als gewöhnlich stach, auf etwas, das er für ein Stück Holz hielt, allein als man hineinschnitt, um zu sehen, von welcher Art es sey, entdeckte es sich, daß es ein Knochen und zwar der Schenkelknochen war: dieser war drei Fuß neun Zoll lang, und hatte da, wo er am dünnsten war, achtzehn Zoll im Umfange. Nach vieler Mühe und Arbeit und nach vielem Suchen in verschiedenen Moräften, fand man noch andere Knochen und Überreste, bis endlich das Fehlende größtentheils ergänzt war; aus diesen Knochen hat man die Skelette von den beiden ungeheuern Thieren zusammengesetzt. Man glaubt, daß das Mammut mit Wolle oder Haaren bewachsen gewesen sey.

Jetzt kann man alle Tage eines von diesen Mammut-Skeletten bei Herrn Peale in Pall Mall in London sehen.

22.

Der Zitteraal.
(Gymnotus electricus Lin.)

Es sind mehrere Arten von Fischen bekannt, welche elektrische Eigenschaften besitzen; z. B. der Zitterrochen (raja torpedo), der Zitterwels (silurus electricus Lin.) u. a. Der Zitteraal aber, der gleichsam eine lebendige Elektrisirmaschine ist, zeichnet sich darunter am meisten aus. Berührt man ihn oder auch nur das Wasser, das ihn zunächst umgiebt, so spürt man eine heftige Erschütterung. Kein Fisch nähert sich seinem Aufenthaltsorte auf eine Entfernung von zwanzig bis dreißig Fuß, bloß einige Arten von Krebsen scheinen sich nichts aus ihm zu machen.

Levaillant hat den Zitteraal viele Jahre hindurch beobachtet, da sein Vater immer einen im Hause hatte, um Versuche damit anzustellen; sobald er das gleichsam mit Franzen besetzte Häutchen berührte, das der Zitteraal die ganze Länge hin unter dem Bauche hat, empfand er allemal eine sehr heftige Erschütterung. Sein Vater wollte einmal versuchen, ob die elektrische Erschütterung an Stärke verlöre, wenn sie mehrern Personen zu gleicher Zeit mitgetheilt würde. In dieser Absicht brachte er zehn Personen zusammen, und ließ sie einander anfassen. Kaum hatte die

eine das Häutchen des Aals berührt, so fühlten alle zugleich den Schlag. Um aber die Anwesenden zu überzeugen, daß ihre Einbildungskraft dabei nicht im Spiele sey, hatte er auch einen Hund mit in die Reihe genommen, den auf jeder Seite eine Person an den Beinen hielt. Als das Thier den Schlag bekam, erhob es ein schreckliches Geschrei.

Der Capitain Stedman sah einen Zitteraal, der nur zwei Fuß lang war; wohl zwanzigmal versuchte er, ihn in dem Kübel voll Wasser, worin man ihn aufbewahrte, zu fangen, allein jedesmal erhielt er elektrische Stöße, die er bis in die äußersten Theile seiner Schultern fühlte. Die Behauptung, daß man dieses Geschöpf mit beiden Händen fassen müsse, um den elektrischen Stoß zu erhalten, erklärt er für durchaus ungegründet.

Ein Gelehrter, Namens Schilling, der sich lange Zeit in Surinam aufgehalten hat, machte die Entdeckung, daß der Magnet den Zitteraal an sich zieht, und ihm sogar seine elektrische Kraft benimmt. Er bekam im Monat Julius 1764 einen kleinen Zitteraal, 6 Zoll lang, und in der Mitte einen Zoll dick. So klein der Fisch auch war, so bekam doch jeder, der ihn anrührte, einen heftigen Stoß, auf den eine ziemlich lange Erstarrung folgte. Herr Schilling selbst, welcher der Begierde ihn zu berühren, nicht widerstehen konnte, fühlte einen so starken Schlag, daß der untere Theil des Arms, besonders an

dem Ellenbogen, wenigstens zwei Stunden lang, wie eingeschlafen war, und auch im obern Theile wenig Empfindung übrig blieb; nur in den andern Theilen des Leibes bemerkte er nichts davon. Da sich von ungefähr drei bewaffnete Magnete im Zimmer befanden, so hatte er den Einfall, einen Magnet an den Fisch zu halten. Er nahm den stärksten, der acht Loth trug, und brachte ihn an den Tisch, worauf sich der Fisch befand. In demselben Augenblicke fieng dieser an, sich heftig in dem Wasser zu bewegen, ohngeachtet ihn niemand anrührte. Je näher man ihm den Magnet brachte, desto mehr zerarbeitete er sich; sobald man ihn aber wieder entfernte, wurde er wieder ruhig. Man legte den Magnet selbst in das Wasser; der Fisch fing seine ängstlichen Bewegungen aufs neue an, ohne sich dem Magnet zu nähern. Dieß währte eine Zeitlang, worauf er ruhiger wurde, sich dem Magnet näherte, ihn berührte, und gleichsam an dem Wasser hängen blieb, welches diesen umgab. Diese Erscheinung schien Herrn Schilling so merkwürdig zu seyn, daß er sie in Gegenwart einiger Zeugen zu wiederholen für nöthig fand. Es trat bald darauf ein anderer Gelehrter, Namens Stock (Sohn des gewesenen öffentlichen Lehrers in Jena) ins Zimmer, in welches auch einige von Herrn Schillings Leuten gerufen wurden. Man entfernte zuerst mit einem Stückchen Holz den Fisch von dem Magnet, an welchem er zu hängen schien und brachte ihn zugleich aus dem Wasser. Der

Fisch war matt, allein so wie man ihn von dem Magnet entfernte, bekam er seine Lebhaftigkeit nach und nach wieder. Einer aus der Gesellschaft wagte es, ihn zu berühren, und fühlte keinen merklichen Stoß. Man legte den Magnet ins Wasser: der Fisch fing aufs neue an, unruhig zu werden, es dauerte aber nicht lange, weil er sogleich von dem Magnet angezogen wurde. Nach Verlauf einer halben Stunde entfernte er sich von selbst, aber sehr schwach und so, daß er dem Steine zur Seite blieb. Man konnte ihn mit der Hand fassen, und ihn drücken, ohne die mindeste Spur eines Stoßes zu fühlen. Man untersuchte hierauf den Magnet, und fand die Bewaffnung beider Pole ganz rauh, als wenn er in Eisenfeile gelegen hätte. Am folgenden Tage befand sich der Fisch, ungeachtet der Schwäche, die man den Tag zuvor an ihm beobachtet hatte, vollkommen wohl. Noch immer konnte man ihn ohne Gefahr anrühren. Man hatte aber an diesem Tage Gelegenheit, eine neue Erscheinung zu bemerken, welche darin bestand, daß, wenn der Fisch an dem Magnet hing, man keinen Stoß fühlte, wenn man den letztern mit einem Eisen berührte, da hingegen, wenn diese Berührung mit der Hand geschah, der Schlag sehr heftig war. Berührte man mit dem Finger den Fisch selbst, wenn er seiner Kraft durch die Berührung des Magnets beraubt war, so spürte man wieder nicht das geringste. Man warf hierauf etwas Eisenfeile ins Wasser, und nach acht Tagen (in

welcher Zeit man den Fisch in Ruhe gelassen hatte) bekam Jemand, der ihn aus dem Wasser herausnehmen wollte, sogleich einen, wiewohl schwächern Schlag als im Anfange. Man näherte den Fisch aufs neue dem Magnet, der ihn anzog, aber nur auf einige Augenblicke, nach welchen der Fisch, ganz geschwächt, sich wieder von demselben losmachte.

Nachdem Herr Schilling sich von der Richtigkeit dieser Erscheinung vollkommen versichert hatte, so suchte er Gelegenheit, einen größern Zitteraal zu bekommen. Da es aber schwer hält, diese Fische von einer beträchtlichen Größe zu erhalten, so mußte er sich lange gedulden, denn sie lassen sich nicht mit der Schnur fangen, weil sie nicht in den Angel beißen, sondern es geschieht dieß auf die Art, daß man das Wasser aus den Flüssen in gewisse Behälter leitet, und es nach einiger Zeit wieder ablaufen läßt, wo denn der Zitteraal nebst den andern Fischen zurückbleibt. Wenn man ihn wegen der großen Menge anderer Fische nicht bemerken kann, so giebt er sich bald durch den Stoß zu erkennen, den er demjenigen beibringt, der ihn unversehens berührt. Daher durchstören auch die Fischer ihren Fang zuvor sehr sorgfältig mit einem Stocke, und sobald sie einen Zitteraal darunter finden, tödten sie denselben durch einen Schlag auf den Kopf.

Es währte also lange, ehe Herr Schilling einen Zitteraal von 4 Fuß Länge und $1\frac{1}{2}$ Fuß Breite erhielt. Überdieß war derselbe schon ver-

wundet, und der Magnet zeigte keine sonderliche Wirkung auf ihn; der Fisch machte sich bald von ihm los, und blieb todt auf dem Boden des Gefäßes liegen. An andern kleinern, die man ihm brachte, beobachtete er weiter nichts, als daß, je größer der Fisch war, er anfänglich desto weniger von dem Magnet angezogen wurde, dem er sich nachher freiwillig näherte. Bisweilen vergiengen wohl 4 Stunden, ehe er sich anhieng, und dieß geschah noch überdieß nur bei den kleinern, die man mit einem Stöckchen gegen den Magnet hinstoßen mußte. Auſſer dem Wasser konnte man diesen Versuch nicht wohl machen, weil der Fisch sich zu sehr bewegte. Bloß das Einzige bemerkte man in dieser Lage an ihm, daß, wenn man ihn mit dem Magnete berührte, er durch denselben keinen Stoß beibringen konnte. Einst hatte Herr Schilling einen Zitteraal von einem Fuß Länge und anderthalb Zoll Breite, bei welchem er alle Mühe hatte, ihm innerhalb 24 Stunden seine Kraft zu benehmen, und ihn an den Magnet zu bringen. Auf der andern Seite aber verfloß auch mehr Zeit, ehe er seine Kraft wieder bekam, ob man gleich Eisenfeile ins Wasser geworfen hatte.

Endlich im Jahr 1767 bekam er einen Aal von 4 Fuß in der Länge und 1 in der Breite. Dieser widerstand dem Magnet so vollkommen, daß er ihm nicht das geringste von seiner Kraft rauben konnte. Es zeigte sich aber bei dieser Gelegenheit eine neue, nicht minder merkwürdige

Erscheinung. Man hatte, nach der dortigen Gewohnheit, einige Negersklaven gekauft, die so eben von der afrikanischen Küste angelangt waren. Unter diesen befand sich ein Junge von 14 Jahren, von einer starken Leibesconstitution. Dieser faßte lachend den Fisch, den niemand ohne Empfindung eines heftigen Schlages anrühren konnte, mit beiden Händen, und zog ihn zur großen Verwunderung der Umstehenden, aus dem Wasser, ohne das geringste zu fühlen. Da niemand in seiner Sprache mit ihm reden konnte, so war es nicht möglich, zu entdecken, wie er dies bewerkstellige. Er gab aber durch Zeichen zu verstehen, daß er den Fisch gern essen möchte. Man konnte ihm indessen sein Verlangen nicht gewähren, weil man mit dem Fisch erst mehrere Versuche anstellen wollte, weshalb er auch in eine Grube voll Wasser auf dem Hofe gethan wurde, woraus ihn der junge Mensch so oft herauslangte, als man wollte. Allein nach Verlauf einiger Zeit bekam derselbe einen Ausschlag über den ganzen Leib. Da dieses fast allen neuangekommenen Afrikanern und Europäern widerfährt, so machte man nichts daraus, weil dies Übel öfters von sich selbst, oder wenigstens nach dem Gebrauch einiger abführender Mittel, bei einer guten Lebensordnung, zu vergehen pflegt. Man gebrauchte daher auch bei diesem Jungen dergleichen, und noch viel kräftigere Blutreinigungsmittel, aber ohne Wirkung. — Da er nun nach einiger Zeit sich in der deutschen Sprache ein wenig auszudrücken

gelernt hatte, so versicherte er, daß, wenn man ihm nicht erlaube, den Fisch zu essen, so würde er nie von seinem Ausschlage befreiet werden. Nichts desto weniger ward ihm seine Bitte abgeschlagen, jedoch dabei ihm ernstlich untersagt, den Fisch ferner zu berühren. Er wurde endlich wieder hergestellt, und es verflossen einige Monate, ehe er den Fisch aus dem Wasser wieder holte. Der Ausschlag kam sogleich wieder zum Vorschein, wurde aber durch die vorigen Mitel vertrieben. Herr Schilling machte die Erfahrung an seinem Neger noch drei- oder viermal. Er erkundigte sich auch bei verschiedenen Plantagenbesitzern in Surinam, ob ihnen dieser Zufall bekannt wäre. Alle versicherten, daß, wenn ein Schwarzer den Zitteraal berühre, er gemeiniglich einen unheilbaren Ausfatz bekäme, daher sey es ihm stets strenge verboten, dieß zu thun.

Dieser Erzählung füge ich nach folgende Beobachtungen des Herrn Schillings bei.

1) Wenn man diesen Fisch ein wenig stark berührt, so ziehet sich seine Haut zusammen, und der elektrische Stoß geht eigentlich aus den beiden Punkten der Zusammenziehung. Daher kommt es, daß man nichts empfindet, wenn man ihn im Wasser nur leise berührt.
2) Es geschiehet wirklich eine zirkelförmige Zusammenziehung.

3) Wenn man sich eines eisernen Stabes bedient, so erfolgt die Zusammenziehung, noch ehe man den Fisch berührt, aber sie ist, wie der Schlag, stärker bei der wirklichen Berührung. An dem letztern Fische zeigte sich ein Anfang der Zusammenziehung, wenn das Eisen noch einen Fuß weit von dem Fische entfernt war, und derjenige, der es hielt, fühlte ein Zittern in der Hand.

4) Wenn man dem Fische, sowohl in als ausser dem Wasser, eine Magnetnadel näherte, so fing sie an sich zu drehen, womit sie so lange anhielt, als sie in der Nähe blieb, aber die Zusammenziehung der Haut des Fisches war fast unmerklich.

5) Der Fisch bleibt im Stande der Zusammenziehung, auch nachdem der Magnet ihn seiner Kraft beraubt hat.

6) Wenn man ihn mit Siegellack und dergleichen idioelektrischen Körpern berührt, so empfindet man entweder gar keinen, oder nur nur einen sehr schwachen Stoß. Bei der Berührung mit andern Körpern, richtet sich der Stoß nach ihrer Härte, doch nicht gänzlich; denn bei sehr weichen Körpern ist er so stark, wie bei hartem Holze.

23.

Unverbrennbares Garn.

Der Asbest ist eine Steinart, welche aus Fasern, die sehr fest mit einander verbunden sind, besteht. Derjenige, welcher gerade, weiche, biegsame und lange Fasern hat, führt den Namen Amianth, und dieser ist es, aus dem man das unverbrennliche Garn verfertiget. Man zerschlägt zu dem Ende einen solchen Stein mit einem Hammer in verschiedene Stücke. Diese werden in warmes Wasser, oder in eine Lauge von Asche aus verfaultem Eichenholz und gedörrten Weinhefen gelegt, und nach dieser Vorbereitung einen Monat lang darin gelassen, bis sich die Erdtheile davon gänzlich geschieden haben, und in dieser Zeit werden die Bruchstücke oft im Wasser umgewandt, und die Fäden mit den Fingern zertheilt, um den Kalk loszumachen, welcher das Gewebe der Fasern zusammen hält, und das Wasser wie Milch färbt und verdickt.

Diese Arbeit wird sechsmal, und so oft mit frischem Wasser wiederholt, bis das Wasser klar darauf stehen bleibt. Alsdann breitet man die Fäden auf einem Siebe von Binsen aus, damit das Wasser vollends ablaufen und verdunsten kann, und bis sie in der Sonne trocken geworden sind. Alsdann streicht man die Fäden mit

zwei Kämmen von zarten und engen Zähnen, wie man bei dem Wollkämmen gebraucht, mit gelinden und sanften Zügen, wodurch sie vollends nach dem Striche aus einander gezogen werden. Man behält diese gestrichene Fäden zwischen den beiden übereinander gelegten Strichkämmen, so, daß bloß ihre Spitzen hervorragen. Diese Kämme werden auf einem Tische oder einem Spingestelle befestigt, damit man die Bequemlichkeit hat, sie zu verspinnen. Auf eben diesem Tische hat man eine Spule mit sehr fein gesponnenem flächsenen Garne bei der Hand. Von diesem dreht man einen Faden zugleich mit zwei oder drei Fäden des Amianths an einer Spindel dergestalt in einander, daß die Steinfäden oben und der Flachsfaden inwendig zu liegen kommen, so, daß der Flachs wenig oder gar nicht zu sehen, sondern mit den Steinfäden nach Schlangenlinien überflochten ist, und beide Spinnstoffe nur einen Faden ausmachen. Damit das Spinnen desto besser von statten geht, so hat man ein Gefäß mit Baumöl neben sich, um damit die Finger von Zeit zu Zeit zu benetzen, theils damit die scharfen Amianthfäden die Fingerspitzen nicht wund reiben, theils damit sich der mineralische Faden mit den zarten Flachsfäden desto besser verbinde und geschmeidiger werde.

Wenn auf diese Art ein Vorrath von feuerbeständigem Garn vorhanden ist, so wird entweder nach der gewöhnlichen Art daraus Leinwand gewebet, oder es werden daraus Bänder, Geld-

beutel, Schnüre, Gürtel ꝛc. gestrickt. Wenn dergleichen Sachen verfertigt sind, so brennt man das Flachsgarn und das Öl über Kohlen wieder aus, und vereiniget sie, wenn sie durch den Gebrauch schmuzig geworden sind, auf die Art, daß man sie ins Feuer wirft, wodurch der Schmuz wieder heraus gebracht wird. Im Alterthum bediente man sich der unverbrennlichen Leinwand, um die Leichname darein zu wickeln, wenn sie nach dem damaligen Gebrauch verbrannt wurden, wodurch man verhinderte, daß die Asche derselben sich nicht mit der gemeinen Holzasche vermischte. So legte man den Rest mit dem Leichentuche in eine Urne, und begrub sie. Dergleichen Urnen werden noch heut zu Tage bisweilen ausgegraben.

24.

Auffallende Meinungen und Gebräuche einiger afrikanischen Völkerschaften.

Der größte Theil der Meinungen und Gebräuche der Menschen richtet sich nach dem Himmelsstriche und nach der Religion, in der sie leben, so lange sie bloß noch Kinder der Natur sind, und keine bedeutenden Fortschritte in der Aufklärung gemacht haben. Aus sich selbst bringt der Mensch

seine Meinungen nicht heraus, sondern er bildet sie sich nach seinen Umgebungen an, und wenn er sich dabei bis ins Übersinnliche oder gar ins Ungereimte verliert, so dient dies zum Beweise, daß er über seinen Glauben vernünfteln gelernt hat.

Der Dr. Winterbottom theilt uns sehr interessante und lehrreiche Nachrichten über einige Negervölker mit, aus denen ich hier einige auffallende Meinungen und Gebräuche ausheben will. Als Winterbottom in dem Susulande im Jahre 1796 reiste, spürte er den 28sten März ein Erdbeben. Den Tag darauf traf er zu Berterie einen Fulahneger, der sich bei ihm nach der Ursache dieses Erdbebens erkundigte; da ihn aber die Erklärung, die ihm Winterbottom über diese Erscheinung gab, nicht befriedigte, so theilte er ihm die seinige mit, die, wie er sagte, ihm sein Buch gelehrt hätte. „Die Erde, sagte er, steht zwischen den Hörnern eines Stieres; wenn nun dies Thier krank ist, so macht es eine Bewegung: von seinem Athmen rührt die Ebbe und Fluth her.“ Diese Meinung unterscheidet sich gar sehr von jener des Königs von Laby, die Winterbottom aus dem Tagebuche seines Bruders mittheilt: als diesen der König fragte, worauf die Erde stehe, und er erwiederte, daß sie auf nichts ruhe, so wollte dies der König nicht glauben. Winterbottom fragte ihn daher um seine eigene Meinung hierüber, worauf er folgende Antwort erhielt:

„sein Buch sage ihm, daß die Erde auf einem Felsen, der Felsen auf einem Geiste, der Geist auf dem Rücken eines Fisches, der Fisch auf dem Wasser, das Wasser auf dem Winde, und daß bloß Gott der Allmächtige wisse, worauf der Wind stehe."

Der Aberglaube ist bei den Afrikanern außerordentlich groß, und sie können gar nicht begreifen, daß jemand eines natürlichen Todes sterbe. Jede Krankheit und jeden Unglücksfall, auf den der Tod erfolgt, sehen sie für eine übernatürliche Wirkung an. Bald sind sie der Meinung, der Tod rühre von Hexerei her; bald, er sey das Werk der Schutzgottheit desjenigen, den der Verstorbene habe beheren wollen, und der sich daher an ihm räche. Es ist etwas sehr gewöhnliches, die Krankheit oder den Tod der Oberhäupter und anderer angesehenen Personen und ihrer Anverwandten dem ersten Umstande zu zuschreiben: die letztere Ursache läßt man bloß bei Leuten von geringerem Stande gelten.

Wenn eine Mannsperson stirbt, so wird der Leichnam von Mannspersonen ausgedehnt und in Ordnung gelegt; stirbt hingegen ein Frauenzimmer, so wird dies Geschäft von Weibspersonen verrichtet. Ehe der Leichnam beerdigt wird, legt man ihn auf eine Art von Baare, welche zwei Leute auf den Kopf nehmen. Ein Dritter stellt sich, mit einer Art von Rohr in der Hand,

vor dem Leichnam hin, um ihn um die Ursache seines Todes zu befragen. Er thut ein bis zwei Schritte nach den Leichnam hin, schüttelt das Rohr über demselben, und tritt sogleich wieder zurück; hierauf thut er eine Menge Fragen an ihn. Als Zeichen einer bejahenden Antwort betrachtet man, wenn der Leichnam die Träger gegen den Mann mit dem Rohre hintreibt, und als eine verneinende, wenn er eine Art von rollender Bewegung macht. Zuerst fragt man ihn, ob Gott seinen Tod wegen seines hohen Alters und seiner Schwäche verfügt habe, oder (wenn er eine junge Person ist) ob bloß deshalb, weil es der Gottheit gefallen, ihn hinweg zu nehmen? Wird diese oder jene Frage mit Ja beantwortet, welches aber selten, ja fast niemals der Fall ist, so hat die Untersuchung ein Ende, und die Beerdigung geht vor sich. Wird hingegen mit Nein geantwortet, so fährt der Untersucher in seinem Geschäfte weiter fort. „War euer Tod das Werk eurer Sünden, oder mit andern Worten, eurer Zaubereien?" Wenn diese Frage bejahet wird, so frägt man weiter: „Wer war der Rächer? War es dieser oder jener?" wobei er eine Menge Personen nacheinander nennt, bis er endlich eine bejahende Antwort erhält. Diese Antwort schreibt insgemein dem Schutzgeiste des Oberhauptes des Ortes das Verdienst der Ermordung des Zauberers zu, weil er seine Versuche gegen das Leben seines Schützlings entdeckt habe, ein Umstand, der allemal dazu beiträgt, die Furchtbarkeit des

Schutzgeistes des Oberhauptes zu erhöhen und zugleich andere von solchen Unternehmungen abzuschrecken.

Scheint es aber, daß der Verstorbene nicht deswegen gestorben ist, weil er ein böser Mensch, welches so viel als einen Hexenmeister bedeutet, gewesen ist, so frägt man den Leichnam weiter: „War eine Manns- oder Weibsperson Ursache an eurem Tode? Wohnt sie in dieser oder jener Stadt?“ Wobei eine Menge Städte genannt werden. „Gehört sie zu dieser oder jener Familie? War es diese oder jene Person aus derselben?“ Wobei so viele genannt werden, als der Untersucher zu nennen Lust hat, bis eine Antwort erfolgt, welche die Schuld der Ermordung des Verstorbenen auf die Beherung einer oder mehrerer Personen schiebt. Haben diese alsdann Freunde, die sich ihrer annehmen, so appelliren und sie unterwerfen sich der rothen Wasserprobe, um ihre Unschuld zu beweisen. Haben sie hingegen keine Freunde, so werden sie verkauft. Ein Geständniß des Verbrechens hat auch die Folge, daß sie als Sklaven verkauft werden, welches Schicksal viele von denjenigen getroffen hat, welche die europäischen Menschenkäufer nach ihren Colonien geführt haben.

Der Ehebruch wird mit Ruthenstreichen bestraft, wovon der Dr. Winterbottom aus dem Tagebuche seines Bruders folgende Nachricht mittheilt: Jemand, der sich dieses Verbrechens schuldig gemacht hatte, wurde in der Nähe, wo

wir wohnten, eingesperrt. Das eine seiner Beine steckte man durch eine Öffnung in einem Holzblocke und befestigte es da mit einem hölzernen Pflocke; das andere machte man an einem eisernen Ringe fest, den man außen an den Block angenagelt hatte; die Hände band man ihm auf den Rücken. Des andern Morgens schlug man die Trommel, um das Volk zu einer Versammlung zu berufen, und die Vollziehung des Urtheils mit anzusehen. Die Versammlung wurde in einer Moschee gehalten, wohin wir uns auch auf den Weg machten; man führte den Gefangenen vor das Oberhaupt und hierauf brachte man ihn nicht weit von der Moschee, wo man ihn mit dem Gesichte auf die Erde legte, so, daß sein nakter Hinterer eine ziemliche Zeit den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt war. Das Gesetzbuch nahm man mit vieler Feierlichkeit mit in die Moschee und las daraus vor; hierauf näherte sich ein Häuptling, Namens Mahomed, dem Gefangenen, befahl ihn fest zu halten, und versetzte ihm mit einer kleinen Gerte sechzig Hiebe auf den Hintern; ein anderer Häuptling, Namens Mamadu Sambo, gab ihm auch sechzig. Als diese Strafe vorbei war, rief der Gefangene aus: Gott sey gepreist! Hierauf schnitt man ihm die Haare glatt vom Kopfe weg, wobei er beständig ausrief: Gott ist gnädig! und nachdem er seine Haare sorgfältig zusammengelesen hatte, kehrte er nach Hause zurück.

Den Diebstahl bestraft man mit dem Abhauen der Hand oder des Beines, und diese Strafe scheint ohne Ansehen der Person vollzogen zu werden, denn Winterbottoms Bruder erzählt in seinem Tagebuche, daß man einem Bruder des Fulahkönigs seine rechte Hand abgehauen hätte, weil er ein großer Dieb gewesen wäre.

Unter den Bolloms, welche auf der Nordseite des Sierraleoneflusses wohnen, giebt es eine weibliche Gesellschaft, die Attonga heißt, und die gelegentlich den Steinen, die zum Andenken der Todten errichtet werden, Opfer und Geschenke an Reis macht. Diese Weiber werfen sich vor solchen Steinen nieder, schlagen die Hände um den Hals, und bleiben mit den Ellbogen auf der Erde liegen; daher ist das Gerüchte entstanden, das mehrere Schriftsteller verbreitet haben, als wenn sie Steine anbeteten. In dieser Gesellschaft vertritt eine Frau die Stelle des Oberhauptes, das in einem großen Hause wohnt, welches in denjenigen Städten, wo sie Begräbnißplätze haben, für dasselbe erbauet ist. Stirbt jemand aus dieser Gesellschaft, so begeben sich die Ottongaweiber aus den benachbarten Städten und aus dem Wohnorte selbst nach dem Hause des Oberhauptes und leben da drei Monate lang beisammen. Diese Zeit über tragen sie als Trauerzeichen eine schwarze Mütze und ein Halsband, das aus weißen Cowries (Muscheln) besteht, zwischen welchen sich schwarze Kerne von dem Pockolobaume befinden. Sie tragen keinen Ton-

tongi, (welches ein weibliches Kleidungsstück ist, das das unverheurathete Mädchen von der Frau unterscheidet) übrigens aber ist ihr Anzug der gewöhnliche.

Das verstorbene Mitglied dieser Gesellschaft begräbt man zwar auf den gemeinschaftlichen Todtenacker, allein sein Denkstein darf nicht bei den andern auf dem königlichen Begräbnißplatze stehen, sondern es giebt hierzu ein Haus, das das Attongahaus heißt, welches neben dem Wohnhause des Oberhauptes steht. Kommt eine Mannsperson entweder aus Unwissenheit oder aus Unvorsichtigkeit ins Attongahaus, so nimmt man sie zum Mitgliede auf, ob sie gleich keine Lust dazu hat, und bei ihrem Tode darf ihr Denkstein nicht bei denen anderer Mannspersonen stehen. Die Mütter nehmen manchmal ihre Knaben mit ins Attongahaus, allein wenn sie aufgewachsen sind, so verlassen sie gewöhnlich die Gesellschaft wieder, um sich bei andern Mannspersonen nicht lächerlich zu machen, die darüber spotten, daß sie sich mit Weibern eingelassen haben. Ob sie nun aber gleich davon laufen, so muß ihr Denkstein doch im Attongahause aufgestellt werden.

Die Attongaweiber ziehen wegen niemand anders als wegen der Mitglieder ihrer Gesellschaft Trauerkleider an. Sie rühren keine Trommeln, sondern bedienen sich an deren Stelle der Schaale der Landschildkröte. Wenn das Oberhaupt stirbt, so folgt ihm diejenige nach, welche am längsten in der Gesellschaft gewesen ist, ohne dabei Rück-

sicht aufs Alter zu nehmen. Die Mitglieder haben jährlich nach der Reiserndte eine Zusammenkunft, wo sie sich von allen Orten her einfinden, um zu opfern und dem Oberhaupte ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Wenn sie mit einander sprechen, so verdrehen und verändern sie die gewöhnliche Sprache so sehr, daß sie kein Uneingeweiheter versteht.

25.

Verachtung des Alters bei den nördlichen Indianern Amerika's.

Jede nur einigermaaßen gebildete Nation verehrt das Alter mit der größten Ehrerbietung, und die Achtung gegen dasselbe ist ein Beweis, daß eine Nation in der Kultur schon ziemliche Fortschritte gemacht hat; allein rohe und ungebildete Völker sehen es für eine Last an, das hülflose Alter zu zu ernähren, und suchen sich der Greise, so bald als möglich, zu entledigen. Daher wird bei ihnen das Alter weder geachtet, noch wünscht jemand alt zu werden. Die nördlichen Indianer Amerika's halten, wie Hearne (s. dessen Reisen, teutsche Übersetzung S. 284) berichtet, ein hohes Alter für das größte Unglück: denn sobald

der Indianer nicht mehr arbeiten kann, wird er sogar von seinen eigenen Kindern vernachläßigt und mit der größten Geringschätzung behandelt. Den Alten giebt man das Essen zuletzt, und gemeiniglich bekommen sie das Schlechteste und Ungenießbarste; auch flickt man die Felle, die niemand tragen will, für sie auf die plumpste Art zusammen. Wahrscheinlich sind es sich die Alten bewußt, daß sie in ihrer Jugend ihre Ältern eben so nachläßig behandelt haben, daher unterwerfen sie sich diesem harten Schicksale, das von ihrem Alter unzertrennlich ist, ohne Murren; mit gefaßtem Muth sehen sie der traurigen Stunde entgegen, wo man sie verlassen wird, weil sie nicht mehr mit fortwandern können, wo sie alsdann vor Hunger umkommen; dies Schicksal ist unter den nördlichen Indianern sehr gewöhnlich, und ein großer Theil von beiden Geschlechtern kommt auf diese elende Art um. Ja man behauptet sogar, daß es im nördlichen Amerika mehrere Völkerschaften gebe, die selbst Hand an ihre Greise legen und sie ermorden, wenn diese nicht mehr fort können, um sich zu ernähren. Die Kinder wollen der Last der Ernährung überhoben seyn, und begehen daher eine That, die eben so schrecklich als schändlich ist.

26.

Wohlgeruch duftende Menschen.

Es giebt nicht allein wohlriechende Blumen, sondern auch, wie dies einzelne Beispiele erhärten, wohlriechende Menschen. Plutarch erzählt: daß Alexanders Schweiß einen angenehmen Geruch gehabt habe, und Herr Ortetschi hat folgende sonderbare Erfahrung bekannt gemacht: Ein Venetianer, welcher ungefähr 30 Jahr alt, groß, von frischem Ansehen und gesunder Leibesbeschaffenheit war, bekam an der rechten Hand ein Geschwür.

Er öffnete dasselbe mit der Scheere. Es floß hierauf eine Eitermaterie heraus, und das Geschwür heilte. Nach einigen Tagen roch dieselbe Hand wie Mexikanische Vanille oder wie Storax-Gummi, und diesen Geruch empfand ein jeder, der mit ihm redete. Es wurden die genauesten Untersuchungen angestellt, aber man konnte nicht finden, daß dieser Geruch durch künstliche Mittel hervorgebracht sey. Herr Ortetschi versichert, daß man eben diese Beobachtung ein Jahr vorher an einem 15jährigen Frauenzimmer gemacht habe.

Das Mädchen war eine Zeit lang hipochondrisch gewesen. Einstmals stützte sie ihren Kopf auf die rechte Hand, und spürte an der innern

Seite derselben einen überaus lieblichen Geruch, wie Orangenblüthe oder Bergamotten. Sie bildete sich ein, daß sie vielleicht dergleichen wohlriechende Sachen angefaßt haben könnte, und wusch sich zu wiederholtenmalen. Allein der Geruch blieb beinahe ½ Jahr eben so beständig als schön und wurde allemal stärker, so oft die flache Hand warm, oder die Ausdünstung vermehrt ward.

27.

Auffallende Lebenserhaltung mehrerer Personen.

Es ereignen sich oft Vorfälle im menschlichen Leben, wo ein Zusammentreffen von unbedeutend scheinenden, aber in ihrer Verbindung und in ihren Folgen betrachtet, äußerst wichtigen Umständen ihnen eine Richtung giebt, die uns mit Bewunderung und Staunen bei der Wahrnehmung ihres glücklichen Ausgangs erfüllt, und uns eine rührende Bestätigung des Glaubens an eine höhere, kleine und große Veränderungen mit sorgsamer Vaterhand lenkende Vorsehung wird.

Von dieser Art ist folgendes Ereigniß, welches ich den 2ten October 1802 in meinem Hause,

das ich noch kein ganzes Jahr bewohnt hatte, erlebte. Am Morgen jenes für mich und die Meinigen so schreckenvollen Tages, war man in der Küche mit Reinigung der Wäsche beschäftigt. Unterdessen kam mein Nachbar, welcher Ländereien von mir in Pacht hat, um Abrechnung zu halten. Ich rief meine Frau, die uns ein Frühstück brachte; jener Mann aber war so ungewöhnlich eilig, daß er nur etwas aus dem ihm dargereichten Glase trank, und, ohne sich länger aufhalten zu wollen, weggieng. Wir begleiteten ihn an die Hausthüre; meine Frau wollte nun wieder in die Küche zu ihren Geschäften eilen; ich führte sie aber in meine Stube und bat, nur einen Augenblick noch bei mir zu bleiben, um zu sehen, ob die von dem Mann auf der Gegenrechnung angegebenen Hinterzahl des von ihm erhaltenen Rockens, mit der von ihr angeschriebenen übereinstimme. Dazu habe ich keine Zeit, sprach sie, und eilte wieder zur Stubenthüre. Scherzend ergriff ich sie bei der Hand, setzte sie auf einen Stuhl und sagte: wenigstens müsse sie sich einen Augenblick niederlassen, um, wie man zu sagen pflegt, mir die Ruhe nicht mitzunehmen. Gl ich darauf trat meine Schwiegermutter herein, um sich mit meiner Frau in Haushaltsangelegenheit zu besprechen; kaum hatte sie die Thüre hinter sich zugemacht, als wir ein fürchterliches Gepolter im Hause hörten. Wir eilten zur Stube hinaus, wo uns eine dicke Staubwolke aus der Küche entgegen stieg; als wir uns derselben nä-

herten, fanden wir den hier sogenannten Boden oder die Decke derselben mit dem darauf gelegenen Torfvorrath, zur Erde herabgestürzt. Fast außer sich vor Schrecken, riefen meine Frau und Schwiegermutter: welch ein Unglück! die Waschfrau und die Magd liegen darunter begraben! und liefen jammernd und Hände ringend zum Hause hinaus, um aus der Nachbarschaft Hülfe herbei zu rufen. In diesem für mich nicht minder peinvollen Zustande versuchte ich in der Geschwindigkeit so viel als möglich Torf wegzuarbeiten, um den unsrer Meinung nach darunter liegenden Personen, wenn vielleicht noch Lebenshoffnung wäre, so viel eher zu Hülfe kommen zu können.

Als ich eine kleine Weile damit beschäftigt gewesen war, hörte ich die Waschfrau ächzend einige Worte sagen. Welch einen erquickenden Hoffnungsstrahl dieses in meine Seele warf, die sich schon auf den schauderhaftesten Anblick vorbereitete, kann man sich leicht denken. Hastig rief ich: lebt sie noch? Ja! erwiederte sie mit schwacher Stimme, ich bin, Gottlob! unter dem Gossenstein geborgen. Aber die Magd? die ist nicht hier, war ihre Antwort, sie holt Wasser. Freudig sprang ich zum Hause hinaus, um meiner auf dem Hofe herumwinselnden Gattin diese trostvolle Botschaft zu bringen, die nur erst nach wiederholten Betheuerungen, daß keiner bedeutenden Schaden genommen, und nachdem sie die Frau unter dem Schutt selbst reden gehört hatte, sich von der Gewißheit derselben überzeugte, und

mit Thränen der innigsten Rührung dem Allregierer für die Abwendung des befürchteten Unglücks dankte.

Eine ziemlich tiefe Wunde nahe an dem linken Schlafe und eine starke Kontusion etwas über der rechten Hüfte mit einem heftigen Schmerz, der anfangs eine Eindrückung oder Zerbrechung der Rippen besorgen ließ, aber doch in der Folge nur als eine äußere Verletzung sich zeigte, war der Schaden, den die Waschfrau genommen, wovon sie auch bald wieder hergestellt wurde.

Folgendes wird ihre unbegreiflich scheinende Erhaltung begreiflicher machen: Sie hatte ihren Stand an der einen Seite der Küche gehabt, vor sich das Waschgefäß, an welchem ihr gegenüber, noch kurz vor dem Einsturz der Decke, das Dienstmädchen gestanden, und mit ihr gewaschen hatte, hart hinter sich die Gartenthüre, und zur Linken den Gossenstein nebst dem daran stoßenden Küchentisch. Während der Zeit, da meine Schwiegermutter aus der Küche weg zu meinem Zimmer geht, treibt sie die Magd an, geschwind Wasser zu holen. Kaum mochte diese, nach ihrer Zeitangabe, an den Ort gekommen seyn, wo sie das Wasser zu schöpfen hatte: so hört jene Frau, die nun ganz allein in der Küche ist, über sich ein Gekrache; sie buckt sich bei dem Wassergefäß nieder, und sogleich ist sie auch bei dem Gossenstein niedergestreckt. Wie? das wußte sie nicht, weil sie im Niederstürzen ganz betäubt und besinnungslos gewesen war.

Zu ihrem großen Glück hatte sie also gerade einen Stand gehabt, wo allem Anschein nach ihre Erhaltung allein möglich war; wenn indessen das Krachen über ihr beim Herabsinken der Decke nicht das schnelle Niederbücken bei ihr veranlaßt hätte, so würde doch ihr Kopf von der herunterkommenden Masse zerschmettert worden seyn, ehe sie jenen Sicherheitsort zur Linken hätte erreichen können. Jetzt war sie also von der herabkommenden Last gleichsam im Fallen nachgeholfen, woher auch ohne Zweifel die Kontusion an der rechten Seite rührte; die Wunde am Kopf glaubte sie an dem Gossenstein oder dem daran stoßenden Küchentisch im Niederfallen erhalten zu haben. Beim Herabstürzen hatte daher die zusammenhängende Decke der Küche an dem noch neuen Gossenstein und Küchentisch ein so starkes Hinderniß gefunden, daß sie nicht wie an der andern Seite ganz zur Erde herabkommen konnte, wodurch denn glücklicher Weise der enge aber doch sichere Zufluchtsort für die Waschfrau sich gebildet hatte.

Daß aber die ganze Decke auf einmal und ganz zusammenhängend herabgekommen sey, wird eine kurze Beschreibung ihrer Einrichtung, womit auch ich erst nach jenem gefahrvollen Vorfall bekannt wurde, einleuchtender machen. Wohn- und Wirthschaftshäuser sind hier fast durchgängig unter einem fortlaufenden Dache zusammengebaut, und nur durch einen ziemlich breiten, queer durch das Gebäude gehenden Raum

von einander abgesondert, zu welchem an beiden Enden eine Seitenthüre des Hauses führt. Von dem Winkel an, welchen darüber an jeder Seite das herabgehende Strohdach mit dem Boden bildet, bis ungefähr 4 Schritte nach dem Mittelpunkt dieses Raums zu, sind die Breter (getünchte Kalk oder Gipsdecken findet man hier selbst in Wohnzimmeen nur selten) nicht, wie übrigens im Hause über die Queerbalken hingelegt, sondern unter denselben durch Nägel befestigt. Zu mehrerer Haltung sind diese Breter, wo sie parallel neben einander hinlaufen, tief in einander gefügt und verbunden. Darunter gehen dann an allen vier Wänden befestigte Leisten hin, auf welchen die Decke ruhet. So war es auch mit der über meiner Küche. Nun müssen sich jene Leisten, so wie die schwachen und kurzen Nägel, mit welchen die Breter an den Queerbalken angeheftet waren, durch die Schwere des auf dem Boden liegenden Torfes losgegeben haben, und auf solche Weise ist die ganze Decke auf einmal, ohne daß sich auch nur ein Bret von den andern getrennt hätte, herabgestürzt.

So bewunderungswürdig die Erhaltung der Waschfrau bei diesem Vorfall war, so ist es nicht minder die glückliche Fügung der Umstände, wodurch die übrigen Personen von dem Orte, der für sie noch unausweichlichern Lebensgefahr entfernt wurden.

Wie hängt hier alles so günstig und erwünscht zusammen! wie reihet sich, nach mensch-

licher Sprache, ein zufälliger Umstand an den andern, die dann vereint das nahe schwebende schauderhafte Unglück verhüten und abwenden müssen!

Wäre mein Nachbar den Morgen und zu der Stunde nicht zu uns gekommen, so würde meine Frau in jenem unglücksschwangern Zeitpunkt auch nicht aus der Küche hinweggerufen worden seyn; oder hätte er sich nur etwas länger bei mir aufgehalten, so wäre sie wieder in dieselbe zu ihren Geschäften zurückgekehrt; oder hätte ich sie nicht nach ihrer Rückkehr zur Küche wider ihren Willen etwas aufgehalten, so würde sie der Verkrüppelung, ja dem Tode nicht haben entgehen können.

Meine Schwiegermutter würde sich, wann jene Zurückhaltung meiner Frau nicht eingetreten wären, nicht aus der Küche entfernt haben, da sie sich nur einen Augenblick von ihrer Arbeit hatte abmüßigen wollen, um meine Frau, die bei mir war, zu sprechen; auch ihr unvermeidliches Loos würde also gewesen seyn, unter der Decke niedergeworfen und zerschmettert zu werden.

Denn diese beiden hatten gerade ihren Stand mitten in der Küche gehabt, wo das schnelle Herabstürzen der Decke ihnen das Entfliehen würde unmöglich gemacht, oder doch im Fliehen den tödtenden Streich versetzt haben. Eben so hätte auch das Dienstmädchen, welche ihren Stand gegen die erst genannte Waschfrau über, und mehr nach der Mitte der Küche gehabt, ihrem Tode

schwerlich ausweichen können, wenn sie durch das eilige Antreiben jener Waschfrau zum Wasserholen unter dem ihr drohenden traurigen Verhängniß nicht zur rechten Zeit gleichsam wäre hinweggedrängt worden.

Diese treue Erzählung eines Vorfalls, welcher mich noch jetzt nicht ohne Grausen, aber auch mit der gerührtesten Verehrung der weisen Macht, die ihn so gütig lenkte, an die Stunde zurückdenken läßt, da er sich ereignete, und der nur unter einiger Verrückung der dabei sich vereinenden Umstände mich auf die schrecklichste Art hätte niederbeugen, und mir unheilbare Wunden schlagen können, wird jeden alle Umstände erwägenden Leser mit mir in das ernste Bekenntniß einstimmen lassen: da war Gottes Hand, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt!

So wenig das angeführte Ereigniß in dem Augenblick, da es sich zutrug, mich der Besonnenheit und Überlegung beraubte; wie denn überhaupt Übung und Gewöhnung, besonders unter mehrjährigem Waffengeräusch, mich dahin gebracht haben, daß selbst die unvermuthetsten erschütternden Auftritte mich nicht leicht aus der Fassung bringen: so hat es doch, wahrscheinlich durch die lebhafte Vorstellung der schauderhaften Szene, die es für mich hätte herbeiführen können, einen so tiefen Eindruck bei mir zurückgelassen, daß ich hernach, wie meine Hausgenossen, bei jedem Geräusch im Hause heftig zusammenfuhr, und lange das stärkste Herzklopfen empfand, welches sich

jetzt auch noch manchmal zu meiner Unzufriedenheit mit mir selbst zeigt, wenn ich unerwartet ein starkes Poltern im Hause höre, und dem widrigen Eindruck desselben nicht zeitig genug durch schnelle Sammlung zuvorkomme; ein Beweis, nicht nur wie genau und pünktlich die gegenseitige Reaktion des Körpers und des Geistes gewöhnlich ist, sondern auch, mit welcher Geschwindigkeit die Seele ehemals gebildete Vorstellungen aus sich selbst heraus an gegenwärtige in ihr hervorgebrachte Empfindungen anknüpft, sobald die Eindrücke den ehemaligen ähnlich sind, durch welche sie erst nachher bei eigner Thätigkeit auf jene Vorstellungen geführt wurde.

28.

Verlust der Persönlichkeit in der Trunkenheit.

In einer Gesellschaft schwärmender Studenten befand sich unter andern auch einer, dessen Vater vor kurzer Zeit erst gestorben war. Nachdem sich die Gesellschaft bei vollen Bechern eine Zeitlang lustig gemacht, und die Wirkungen des Weins sich hie und da in sichtbaren Zeichen zu äußern

anfiengen, brach plötzlich einer aus der Gesellschaft, ein Jüngling von sanguinisch-cholerischen Temperamente, der immer mehr zur Freude als zum Kummer gestimmt war, in ein lautes, heftiges Weinen aus. Als die erstaunte Gesellschaft, die durchaus nicht begreifen konnte, woher ihm eine Ursache zum Weinen kommen sollte, ihn um dieselbe befragte, so antwortete er endlich, nachdem ihn die Thränen wieder hatten zum Sprechen kommen lassen: ob sie denn nicht wüßten, daß sein Vater gestorben wäre? — Die Gesellschaft staunte nun, wie leicht zu erachten war, über die sonderbare Antwort noch mehr, als zuvor über das Weinen selbst, man fragte ihn, wie er auf solch eine abentheuerliche Vorstellung käme, und endlich fand sichs, daß er sich in der Trunkenheit für denjenigen aus der Gesellschaft hielt, dessen Vater wirklich gestorben war. Dieser, bei dem nun die Erinnerung an seines Vaters Tod durch diesen Auftritt wieder erweckt wurde, fieng auch an zu weinen, und jeder behauptete ausschließende Ursache dazu zu haben, bis endlich die rückkehrende Vernunft dem komisch-tragischen Auftritte ein Ende machte.

Ein ähnlicher Vorfall ereignete sich mit einem Beamten in einer Wirtembergischen Amtsstadt. Dieser hatte sich einst im Weine so sehr berauscht, daß, als er nun ausgehen sollte, einer seiner Schreiber, um seines Unvermögens willen, gerade stehen oder gehen zu können, ihn die

Treppe hinunter führen mußte. Auf der Treppe schien er plötzlich seiner Vernunft wieder mächtig zu werden, und fieng an, sich zu schämen, daß er von einem andern geführt werden mußte. Er riß sich deswegen aus dem Arme des Schreibers los, um ohne dessen Hülfe hinunter zu gehen, taumelte aber so sehr, daß er endlich, der Länge lang, die Treppe hinunterfiel. Der Schreiber sprang nun schnell nach, um seinen Herrn wieder aufzuheben, und als dies geschehen war, fieng dieser an, den Schreiber sehr zu bedauern, daß er so unglücklich gewesen wäre, die Treppe hinunter zu fallen, und erkundigte sich sehr angelegentlich bei ihm, ob er keinen Schaden gelitten hätte? Der Schreiber, der sich vor innerem Reize zum Lachen, das er doch unterdrücken mußte, nicht zu rathen wußte, sagte endlich seinem Herrn, daß er es ja selbst gewesen sey, der die Treppe herabfiel. „So so," antwortete der Herr ganz gelassen und mit stammelnder Zunge, „das ist mir lieb, ich glaubte wahrhaftig, Sie wären herunter gefallen." Also bin ich es geweweſen, fragte er noch einmal verwundert, der die Treppe herabfiel? Ei! ei! das hätte ich nicht geglaubt.

29.

Der Maulwurf und sein Todtengräber.

Der gemeine Maulwurf (talpa Europae) ist die einzige Art dieses Thieres, das man auch in den gemäßigten Asien antrifft. Der Aufenthaltsort, den er besonders liebt, ist ein lockerer Boden, der hoch liegt und trocken ist. Hier wühlt er mit großer Geschicklichkeit und Geschwindigkeit unter der Oberfläche der Erde fort. Sein eigentlicher Bau ist ein rundliches Gewölbe, mit Heu, Moos und Genist ausgefüttert, und hat eine Weite von anderthalb Fuß im Durchmesser. Diesen Bau legt er, wo möglich, unter einem Hügel an, damit ihm das Regenwasser nicht beschwerlich fällt; denn das Wasser kann er nicht vertragen. Er wühlt bloß zu bestimmten Zeiten; Vormittags zwischen 7 und 9 Uhr und Nachmittags nach 5 Uhr, und ob es ihm gleich an den äußern Gehörwerkzeugen fehlt, so ist sein innerer Bau doch so vollkommen, daß er das geringste Geräusch vernimmt, und sogleich zu entkommen sucht. Auch hat er einen sehr scharfen Geruch, daher spürt er seine Nahrung in der Erde leicht auf. Wenn er über die Erde kommt, so läuft er zwar ziemlich schnell, allein er weiß sich nicht zu helfen, weil er hier nicht in seinem Elemente, unter der Erde, ist, wo er sich mit der größten

Schnelligkeit fortbewegt. Wenn man ihm daher nur einige Augenblicke Zeit läßt, ein Loch zu wühlen, so scharrt er sich sogleich ein und verschwindet. Seine liebste Nahrung sind Regenwürmer, die er allenthalben verfolgt, und diese fürchten sich auch so sehr vor ihm, daß sie sogleich, auf die Oberfläche entfliehen, sobald sie sein Wühlen bemerken. So lange der Maulwurf lebt, hat er wenige Feinde, und auch wenn er todt ist, dient er keinem Thiere zur Nahrung; gewöhnlich thun auch die Maulwürfe einander selbst nichts zu Leide; sobald man sie aber zusammen einsperrt, fressen sie einander auf. Von zwölf Maulwürfen, die Cadet-de-Vaux einsperrte, waren den darauf folgenden Tag eilf nicht mehr vorhanden; man sah bloß noch die Haare und die Knochen. Stirbt ein Maulwurf in seiner unterirdischen Höhle, so trifft man daselbst seinen Körper niemals in Fäulniß an: selten erblickt man noch Überreste von seiner Vernichtung, und wenn sein Leichnam auf die Oberfläche geworfen wird, so verschwindet er ebenfalls, ohne daß ihn ein Vogel, oder ein vierfüßiges Thier u. s. w verzehrt. Was wird also nach dem Tode aus dem Maulwurfe? Er hat die Ehre, daß er begraben wird. Unter mehrern Insekten, die sich seiner bemächtigen, ist vorzüglich eines, daß mit seinem Grabe und seinem Begräbnisse beauftragt ist. Dies ist ein Käfer, die man den Aaskäfer, Todtengräber (sylpha) nennt. Diese Käfer begraben die todten

Maulwürfe, und ob sie gleich nicht groß sind, so kommen sie doch mit dieser Arbeit gar bald zu Stande. Zwei Paar Käfer begraben manchmal in einem oder zwei Tagen einen Maulwurf drei bis 4 Zoll tief.

Gleditsch versichert sogar, daß ein einziger Käfer dies in 24 Stunden verrichte. Mit dem Kopfe, dem Brustschilde und den Füßen machen die Käfer einen Graben, und scharren die Erde unter dem todten Körper heraus; das Grab legen sie gerade so groß an, als dieser es erfordert. So wie sie nun das Erdreich unten aushöhlen, so senkt sich der Körper hinein, die umher ausgeschaarte Erde fällt nach und bedeckt denselben. Es bleibt oben zwar eine kleine Erhöhung, so daß man sieht, wo der Körper begraben ist, allein sie verschwindet bald, und man bemerkt äußerlich nichts mehr von dem Grabe. Nach der Versenkung machen, wie Gleditsch behauptet, die Käfer den Körper leer und legen ihre Eier hinein. Nimmt man ihn daher nach einigen Tagen wieder heraus, so wimmelt es von den Würmern dieser Käfer darin. Gleditsch hat gesehen, daß vier Käfer in 50 Tagen zwei Maulwürfe, vier Frösche, drei kleine Vögel, zwei Graspferde, die Eingeweide eines Fisches und zwei Stücken Rindsleber völlig eingescharrt hatten. Blumenbach behauptet, daß sechs solche Käfer im Stande seyen, einen solchen Maulwurf binnen vier Stunden einen Fuß tief in fetten Boden einzuscharren.

Cadet-de-Vaux hat mehrere Versuche mit diesen Käfern angestellt, und wir wollen hier daraus dasjenige mittheilen, was er hierbei bemerkt hat.

Da ich nur verworrene Vorstellungen, sagt Cadet-de-Vaux, von dem Begräbnisse des Maulwurfes hatte, und mich selbst durch Erfahrung hierüber belehren wollte, so nahm ich von Gleditschens Aufsatze keine Kenntniß. Ich that zwei Maulwürfe, die man neulich in Schlingen gefangen hatte, ins Freie; den einen auf ein schmahles Blumenbeet, das zum Bestecken bereit gehalten war, den andern auf eine betretene Gartenallee; es war zehn Uhr Vormittags.

Einen Fuß weit von den ersten Maulwürfen, und zwar in der nämlichen Richtung, that ich zwei andere Maulwürfe, die ich aber mit zwei großen Dampfgefäßen (Glaskübeln) bedeckte. Diese vier Maulwürfe lagen platt auf dem Bauche. Die Gefäße hinderten die Todtengräber nicht an ihrer Arbeit, nur hielten sie dieselben länger dabei auf.

Die Maulwürfe, die ich ins Freie gethan. hatten ungefähr vier Stunden gelegen, als man um ihre Leichname einen Kreis von frisch gearbeiteter Erde bemerkte; wenn man etwas acht gab, so sah man, daß die Erde sich nur in kleinen Erhöhungen erhob, daß auf allen Punkten des Kreises Blasen entstanden waren, und daß davon seine Erhöhung herrührte; diese Arbeit

dauerte so lange fort, bis der Leichnam des Maulwurfes hinlänglich Raum fand, worauf ihn die Todtengräber mit einer leichten Schicht Erde bedeckten. Die Oberfläche solcher Aushöhlungen verrieth ein durchwühltes Erdreich, das aber eben und glatt war. Man sah das Haar des Maulwurfes darauf.

Man hob die Maulwürfe einen Augenblick in die Höhe; unter den einen fand man drei Todtengräber und unter dem andern fünf. Die Arbeit wurde dadurch nicht unterbrochen; unsere kleinen Insekten fuhren sogar noch mit mehr Thätigkeit darin fort. Diese Insekten sind höchstens fünf Linien lang. Bald nachher bemerkte man den Körper des Maulwurfs in schwankender Bewegung. Er erhält eine wagrechte Lage, wenn kein Hinderniß, z. B. ein Stein oder eine Wurzel, im Wege ist; ist aber dies der Fall, so begraben den Maulwurf, der einmal mit Erde bedeckt ist, die Todtengräber so, daß sie ihm eine senkrechte oder gebogene Stellung geben, wo sie ihn entweder beim Kopfe oder beim Schwanze hinziehen.

Abends gegen acht Uhr war der Maulwurf begraben, aber oberflächlich; er war bloß mit zwei bis drei Linien Erde bedeckt; die Arbeit schien abgebrochen zu seyn. Allein den andern Morgen sehr frühzeitig war der Maulwurf schon einen halben Fuß tief vergraben; man grub ihn aus, welches den Todtengräbern sehr unangenehm war, wenn man nach dem starken durchdringen-

den Geräusch urtheilen soll, das man für ein Schreien oder Pfeifen nehmen kann. Dies Geräusch kommt von dem Schlagen an den Brustharnisch an dem hintern Theil des Kopfes her, der die Gestalt eines Halses hat.

Zwei Tage darauf war der Maulwurf über einen Fuß tief eingegraben. Man grub ihn nochmals aus; seine Haut war unberührt, aber alle Haare waren weg. Man öffnete ihn, um die Larven des Todtengräbers zu sehen, allein man wurde nichts davon gewahr. Diese Untersuchung war freilich etwas oberflächlich angestellt, es ließen sich daher keine Folgerungen daraus ziehen.

Nach sieben Tagen endlich scharrte man den Maulwurf nochmals aus und man fand, daß er immer noch so tief lag; sein Körper war nicht mehr so groß; man sah auch keine Todtengräber mehr; alle waren verschwunden, und der Zweck der Natur war erreicht; dies ist die Wiedererzeugung derselben.

Allein was findet man denn bei dem Körper des Maulwurfs? — den teutschen Aaskäfer (silpha germanica), der sich ganz allein da aufhält, in Trauer gekleidet ist, und um den Leichnam des in Fäulniß übergegangenen Maulwurfs Wohlgerüche ausdünstet. Der teutsche Aaskäfer hat nicht die lebhaften Orangenfarben, die man an dem französischen antrifft, dem man deshalb den Namen des ungarischen Gespinnstes gegeben hat. Der teutsche Aaskäfer sieht schwarz aus, verbreitet einen starken durchdringenden Moschus-

geruch um sich, und verwandelt auf diese Art das Stickstoffgas und die stinkende Feuchtigkeit, die die faulen Körper entwickeln, in welche er seine Eier legt, und die die Wiege seiner Jungen werden, in etwas Wohlriechendes.

Was ist nun aus unsern Todtengräbern (coleopteres fossoyeurs) geworden? — Haben sie ihre Eier in den Maulwurfsleichnam gelegt? Dies ist ohne Zweifel der Fall: denn dies ist der Zweck ihrer beschwerlichen Arbeiten. Wenn sie aber diese Absicht der Natur erfüllt haben, sterben sie alsdann eines natürlichen Todes? Man trifft nichts von ihnen mehr bei dem Leichname des Maulwurfes an. Sind sie etwan eine Beute des teutschen Todtengräbers worden? Dieser ist viel stärker und ist funfzehn Linien lang, und befindet sich allein auf diesem Posten. Legt er etwan seine Eier auch in den Leichnam des Maulwurfs? Dies ist nicht wahrscheinlich, denn seine Jungen würden jene des Unsrigen auffressen. Kommt er etwan bloß, um zu fressen? Warum läßt er aber die Haut des Maulwurfes unberührt? Man sieht wie viele Fragen noch zu beantworten sind, ehe man Gewißheit erlangt. Übrigens ist der teutsche Aaskäfer in Frankreich selten.

Ein andermal hatte ich wieder einen Maulwurf in einer Schlinge gefangen und sein Körper war noch warm. Ich legte ihn auf ein Gartenbeet, und nach einer Viertelstunde war er schon von kleinen schwarzen dunkelgrünen Käfern

(hister aeneus) umringt. Man kann sich gar keine Vorstellung von der Thätigkeit dieser Insekten machen; sie gehen, kommen, fliegen und laufen schnell davon. Der Maulwurf wird beerdigt, der hister aeneus bemächtigt sich seiner und schiert ihn oder vielmehr rasirt ihn. In großen Schaaren dringen sie zwischen dem Maulwurfe und der Erde ein, und legen eine ungeheure Menge Würmer dahin; der Bauch des Maulwurfs ist ganz damit bedeckt: nicht lange darauf berauben sie ihn aller seiner Haare und die Todtengräber stellen sich ein, und so wie diese ankommen, verschwindet der hister aeneus und der Maulwurf wird nunmehro unverzüglich begraben. Den andern Morgen früh sah ich nichts mehr von demselben; er war gänzlich unter der Erde.

Niemals findet man mehr als fünf Todtengräber beisammen, die einen Maulwurf begraben. Manchmal beläuft sich ihre Anzahl nur bloß auf drei bis vier. Man legte einmal zehn Maulwürfe hin, und bei jedem fand man diese bestimmte Anzahl von Todtengräbern. Ohnstreitig lehrt sie der Instinkt, daß der Leichnam der Entwickelung der Larven von drei, vier bis fünf Todtengräbern günstig sey. Allein welchen Zweck hat denn die Natur bei dem Begräbnisse des Maulwurfes? So viel kann man als gewiß annehmen, daß sie dabei nicht den Todtengräber zur Absicht hat: denn diesem dient jeder Körper eines todten Thieres zur Ausbrütung seiner Jungen,

und man trifft Todtengräber an, wo es keine Maulwürfe giebt. Hingegen, wo man Maulwürfe findet, lassen sich auch Todtengräber sehen, es müßte denn der Boden für sie gar zu ungünstig seyn. Ohne Zweifel hatte die Natur bey dem Begraben des Maulwurfes die Erhaltung seiner Art zur Absicht: denn wenn er in seinem unterirdischen Gange verfaulen müßte, so würde die Verpestung der Luft den andern Maulwürfen nachtheilig seyn, da hingegen, wenn der Maulwurf begraben wird, für die Erhaltung seiner Art gesorgt ist.

30.

Riesenmäßige Kinder.

Im Jahr 1752 wurde zu Duendorf im Stifte Osnabrück ein Knabe von natürlicher Größe geboren, dessen widernatürlicher Wachsthum gleich nach dem ersten Vierteljahre anfieng; nach dieser Zeit wollte er nicht mehr mit der Muttermilch zufrieden seyn; die Eltern mußten ihm daher andere Speisen, welche meistens aus Mehlbrey, und in Milch eingeweichter Semmel bestanden, reichen. Als er ein halbes Jahr alt war, hatte er schon fast alle Zähne, war dabei unruhig,

schlief wenig, und behielt seine starke Eßlust. Ungeachtet seine Gesundheit in keinem Stücke litt, so konnte er doch nicht zum Gehen gelangen. Im Sommer 1754 bekam er die Kinderblattern sehr zahlreich, wobei er sich in der Diät nicht im geringsten einschränkte, und während dieser Krankheit, welche er ohne Narben und ohne andere üble Zufälle überstand, ließ er sich im Dorfe herumfahren. Beynahe nach Verlauf eines Jahres stand er einen sehr heftigen Blutfluß aus dem Munde und der Nase aus, welcher jedoch weder unangenehme Folgen nach sich zog, noch seinem Wachsthum Schranken setzte.

Im Jahr 1756 sah ihn der Hofrath Opitz (s. Aufsatz im 3. Band des Magazins der Berliner Gesellschaft naturforschender Freunde), als er völlig vier Jahre alt war, und fand seine Größe und Dicke nach Rheinländischem Maaße in folgendem Verhältnisse: der Kopf war im Umfange einen Fuß 8 Zoll dick; das Gesicht beinahe einen Fuß lang und breit; die Nase, Augen, Mund und Zähne waren klein, die Ohren etwas groß, die Backen aber desto größer. Die Brust und der Leib vom Halse bis auf die Hüften waren zwei Fuß lang, die Dicke um den Unterleib betrug drei Fuß und eilf Zoll; die Arme an den Schultern waren dreizehn, nahe an den Händen aber eilf Zoll dick, jede Lende betrug im Umfange zwei und zwanzig Zoll, und die Waden vierzehn Zoll; die Länge der Arme und Füße war dem Alter angemessen. Die Knochen hatten zwar eine beträcht-

lichere Dicke als bei andern Kindern gleiches Alters; indessen waren sie doch noch nicht stark genug, um die Last des Körpers tragen zu können. Er konnte daher auch noch nicht gehen, sondern wurde auf einem Rollwagen umher gefahren. Wenn er aufgehoben und gehalten wurde, wozu zwei Personen erforderlich waren, maß er drei Fuß und zehn Zoll. Sein Gewicht konnte nicht bestimmt werden, da im ganzen Dorfe keine so große Waage anzutreffen war; es mochte indessen wohl zweihundert Pfund betragen. Im Gesicht sah dieser Knabe munter und roth aus, und im Sitzen bemerkte man das Widernatürliche seiner Bildung nicht so sehr. Die Gesichtszüge waren sehr ernsthaft, die Handlungen aber bei ihm kindisch; doch fand sich bei ihm Verstand und Klugheit in einem höhern Grade als bei andern Kindern. Sehr leicht wurde er zornig, und weinte, wenn man sich nach seinem Willen zu bequemen weigerte.

Er konnte in den letzten Jahren seines Lebens doch noch mittelst eines dicken Stocks, woran er sich hielt, einigermassen gehen; allein seine Eßlust blieb nicht nur, sondern nahm sogar noch mit den Jahren zu. Indessen wuchs sein Körper nicht in eben dem Verhältnisse fort, in welchem dies in den ersten Jahren geschehen war. Die geringste Bewegung setzte ihn in Schweiß, und jede Erkältung zog ihm Husten zu, wobei er jedoch nie einigen Schleim auswarf. Im achten Jahre starb er an einer Erstickung, ohne daß man vorher ei-

ne Abnahme an seiner widernatürlichen Größe, und an seinem Gewicht bemerkt hätte.

In die nämliche Klasse von Kindern kann man auch das von de Sauvage erzählte Beispiel eines Knaben, Namens Jakob Fiale setzen, welcher aus einem in der Diöces Alais gelegenen Dorfe gebürtig, und in einem Alter von fünftehalb Jahren noch außerordentlich klein war, ob er gleich eine sehr dauerhafte Leibesbeschaffenheit hatte. Während dieser Zeit bemerkte man nichts Außerordentliches an ihm, als eine sehr starke Eßlust, welche man durch sehr viele grobe und in dieser Gegend gewöhnliche Speisen zu stillen suchte. Sobald er aber zu wachsen anfieng, so geschah dies mit einer solchen Geschwindigkeit, daß er in einem Alter von fünf Jahren schon vier Fuß und drei Zoll, und einige Monate nachher vier Fuß und eif Zoll lang war. Im sechsten Jahre hatte er eine Höhe von fünf Fuß, und war auch verhältnißmäßig dick. Er wuchs, so zu sagen, zusehends. Merkwürdig ist es bei diesem Falle, daß dieser Knabe keine Krankheit vorher ausgestanden hatte, und daß er auch keine andere Unbequemlichkeit, als den Hunger von einer Mahlzeit bis zur andern, kannte.

Von seinem fünften Jahre an veränd.rte sich seine Stimme, sein Bart kam zum Vorschein, und wuchs so stark, daß er im 6. Jahre dem Barte eines 36 jährigen Mannes glich, kurz man sah damals die untrüglichsten Merkmale der Mannbarkeit.

Obgleich sein Verstand mehr ausgebildet war, als er gewöhnlich bei Kindern von diesem Alter zu seyn pflegt, so war doch das Wachsthum desselben nicht im gehörigen Verhältnisse mit dem Körper. Seine Minen und sein Betragen waren kindisch, so sehr er auch in seiner Taille einem vollkommen ausgewachsenen Menschen glich. Dies machte beim ersten Anblicke einen sonderbaren Abstich.

Seine Stimme war ein völliger Tenor, und man hörte ihn nicht anders, als mit einer gewissen Hitze reden. Seine außerordentliche Stärke machte ihn zu Feldarbeiten geschickt, ungeachtet selbige in den dasigen Gegenden sehr beschwerlich sind. Als er sechs und ein halb Jahr alt war, trug er auf seinen Schultern Lasten von hundert und funfzig Pfunden, so oft er von Neugierigen durch Geschenke dazu ermuntert wurde. Man glaubte damals, daß er zu einer außerordentlichen Größe gelangen würde, allein diese Hoffnung verschwand auf einmal, den er bekam krumme Beine, sein Körper nahm ab, seine Kräfte verschwanden, und seine Stimme ward merklich schwächer. Man schrieb diese unangenehmen Veränderungen dem übertriebenen Gebrauche seiner Kräfte zu. Er erholte sich auch nie wieder, und starb nach einigen Jahren an einer völligen Entkräftung.

Noch merkwürdiger als die beiden Kinder ist das Beispiel, dessen man in dem mercure de france im November Monat von 1735 aufgezeichnet findet. Dies Kind war damals eilf Monate alt, über vier und einen halben Fuß

hoch, und mehr als vierzig Zoll dick. Seine Arme hatten beim Ellenbogen acht Zoll im Umfange, und seine andern Glieder waren nach Verhältniß dick. Es konnte von seinen Füssen schon einen vollkommenen Gebrauch machen, sprach aber nur einige Worte und zwar sehr undeutlich. Es nahm alle Tage außer der Muttermilch eine Kanne Kuhmilch zu sich, und verzehrte noch überdieß mit vieler Begierde eine ansehnliche Portion Brod. Die damalige Gouvernantin der kaiserlichen Niederlande, die Erzherzogin Maria Elisabeth, ließ es nach Brüssel kommen, und durch ihre Aerzte untersuchen. Diese versicherten, daß es nicht lange leben würde, da es eben so groß und stark als andere Kinder auf die Welt gekommen wäre, und folglich die Natur in so kurzer Zeit bei seinem Wachsthum sich allzusehr angestrengt hätte. Es wird aber nicht angeführt, ob diese Voraussetzung auch eingetroffen ist.

Bei manchen Kindern tritt ein solches Wachsthum etwas später ein, als es in den hier erzählten Fällen geschehen ist. Gemeiniglich überladet man die Kinder mit all zu vielem Essen, erregt dadurch eine Art von beständigen unnatürlichem Hunger in ihnen, und da man sie auch keine Bewegung machen läßt, so schwillt der Körper nach allen Seiten hin gleichsam an. Es sind mir zwei Beyspiele von Knaben bekannt, die gegen das 10. Jahr hin ausserordentlich zu wachsen, und dick zu werden anfiengen: beide waren Lieblingskinder der Mütter, die ihnen nie genug zu

essen geben zu können glaubten, und sie daher beständig mit einem übermäßigen Vorrathe von Lebensmitteln versorgten. Als der eine vierzehn Jahr alt war, so wähnte man in ihm einen Jüngling von 25 Jahren zu erblicken, so lang war er, ob schon seine Dicke noch weniger diesen Jahren angemessen war. Da sich aber dieser junge Mensch viele körperliche Bewegungen machte, so hat sich seine Dicke nach und nach verlohren. Der andere ist jetzo etwa vierzehn Jahr alt; und ob er schon nicht lang ist, so ist er doch gewaltig dick. Sein Gang und seine Manieren verrathen einen erwachsenen Menschen, seine Stimme aber ist noch sehr jugendlich; er ist kaum im Stande, einige Treppen hoch zu steigen, weil ihm das Steigen sehr beschwerlich fällt.

31.

Der Agami oder Trompetervogel.

Dieser Vogel hält sich in den großen Wäldern von Südamerika in zahlreichen Völkerschaften auf. Er lebt auf Bergen und in hohen Gegenden, und läuft mehr und zwar auch geschwinder, als er fliegt. Er ist groß, schön und in vieler Hinsicht merkwürdig. Das Auffallendeste aber bei diesem Vo-

gel besteht darin, daß er unter allen Vögeln dem Menschen am meisten zugethan ist, und daß er dessen Gesellschaft außerordentlich liebt. In diesem Stücke übertrifft er das ganze Vögelgeschlecht eben so sehr, als der Hund hierin alle andere vierfüßige Thiere übertrifft. Er hat sogar den Vorzug, der einzige in seiner Art zu seyn, der diesen Geselligkeitstrieb und eine entschiedene Liebe für seinen Herrn äußert, anstatt daß der Hund unter den vierfüßigen Thieren zwar das erste, aber nicht das einzige ist, daß diese Anhänglichkeit hat.

Die Dankbarkeit, Liebe und Treue des Agami gegen seinen Herrn und Wohlthäter, der ihn erzogen hat, würde manchen undankbaren Menschen beschämen. In diesem Betrachte ist dies Thier der größten Aufmerksamkeit werth, weil man es gewiß mit seiner Abrichtung noch viel weiter bringen würde, wenn man sich mehr damit zu beschäftigen die Mühe geben wollte. Der Agami ist mit sehr leichter Mühe zahm zu machen, und alsdann läuft er frei herum, eilt seinem Herrn entgegen, wenn er ihn wieder sieht, hüpft um ihn herum, macht ihm tausend Schmeicheleien, und giebt seine Freude insbesondere durch innere Töne, die er tief in seinem Leibe hervorbringen kann, zu erkennen. Kann er hingegen eine Person nicht leiden, so hackt er sie in die Beine, verjagt und entfernt sie von sich, so weit er kann, woran nicht immer vorhergegangene Neckereien Schuld sind. Eine bloß unangenehme Gestalt, oder ein übler Geruch gewisser Personen sind im Stande,

diesem Vogel den größten Widerwillen gegen sie einzuflößen. Er gehorcht der Stimme seines Herrn sehr willig, geht auch zu andern Menschen, die ihn rufen, wenn sie nur sonst nichts Widriges für ihn an sich haben. Er liebt das Streicheln und Kratzen ungemein, und reicht in dieser Absicht Kopf und Hals beständig dar, verlangt auch wohl diese Gefälligkeit, wenn er daran gewöhnt ist, mit Ungestüm. Er weiß es ganz genau, wenn es zu Tische geht, und stellt sich ungerufen ein. Vorher aber, ehe er etwas zu fressen anrührt, jagt er alle Hunde und Katzen aus dem Zimmer und macht sich allein Meister davon. Dabei ist er so muthig und herzhaft, daß ihm Hunde von gewöhnlicher Größe jederzeit, wiewohl oft erst nach einem langen Gefechte, den Wahlplatz überlassen müssen. In diesem Kriege weiß er mit Kunst und Geschwindigkeit den scharfen Zähnen der Hunde dadurch auszuweichen, daß er sich, ehe sichs der Feind versiehet, in die Höhe schwingt, wie ein Pfeil auf ihn herunterstüzt, und ihm die Augen auszuhacken, oder ihn mit dem Schnabel und den Krallen auf alle mögliche Weise zu verwunden sucht. Und ist der Sieg einmal auf seiner Seite, so verfolgt er den Feind mit der größten Wuth, und würde ihn vielleicht tödten, wenn man sie nicht von einander trennte. — Da sich der Agami gewöhnlich der Hofhühner treulich annimmt, und sie gegen Raubvögel und andere schädliche Thiere herzhaft beschüzt, so will man sogar behaupten, daß er bei den Schaafen statt des Hundes sehr

wohl zu gebrauchen seyn würde. In den Strassen von Cayenne laufen viele dieser Vögel beständig frei herum. Sie gehen auch zur Stadt hinaus, und stellen sich immer zur rechten Zeit in den Wohnungen ihrer Herren wieder ein. Man kann sich ihnen nähern, so oft man will, nur muß man nichts ihnen Widriges an sich haben. Fast alle diese zahmen Agamis haben die besondere Gewohnheit, daß sie sich unter fremden Personen, die sie noch gar nicht gesehen haben, dann und wann eine auswählen, der sie beständig in und ausser der Stadt nachgehen, und die sie niemals verlassen. Man mag alsdann seine Wege verändern, wie man will, man mag sich verstecken wollen, oder in ein Haus gehen, — der Agami folgt, und wartet vor dem Hause so lange, bis man wieder herauskommt. Er läuft, wenn man läuft, und stellt sich neben die Person, die einmal sein Augenmerk ist, wenn sie still stehet, und dies dauert wohl zwei bis drei Stunden lang. Es giebt sogar einige darunter, die einem jeden Fremden, der ihren Herrn besucht, das Geleite geben, und ihn im Garten durch Alleen und Gänge so lange begleiten, bis er sich aus dem Gebiete des Hauses gänzlich entfernt hat. Auch ist dieser sonderbare Vogel nicht ohne Eifersucht gegen die Menschen und andere Geschöpfe, welche die Gunst seines Herrn mit ihm zu theilen scheinen: daher er denn sehr oft Neger und andere Bediente, wenn sie sich ihrem Herrn bei Tische nähern wollen, mit seinem Schnabel in die Beine hackt.

Etwas Ausgezeichnetes hat dieser Vogel darin, daß er dumpfe, hohle und tiefe Töne aus dem Innern seines Leibes von sich zu geben im Stande ist, von denen viele geglaubt haben, sie würden durch den Hintertheil seines Leibes herausgebracht. Von dieser sonderbaren Eigenschaft, hat er ohnstreitig den Namen Trompetervogel erhalten. — Die Töne läßt der Agami vorzüglich hören, wenn er vor Freuden über das Wiedersehen seines Herrn, um ihn herumläuft, oder gekratzt und gestreichelt wird. Und man kann leicht verführt werden, dem eben angegebenen Ausgange dieser Töne Glauben beizumessen, weil der Vogel bei dieser Gelegenheit Brust und Bauch, und besonders den Hintertheil des Leibes sehr stark bewegt. Nachdem man aber den innern Bau seines Körpers genau untersucht hat, so weiß man, daß er zwar diese Töne innerlich hervorbringen kann, daß diese aber nicht durch den Hintertheil seines Körpers, sondern durch eine sehr unmerklich kleine Oeffnung seines Schnabels, ihren Ausgang finden.

32.

Ein Frauenzimmer, das ohne Zunge gut sprechen kann.

Dieser sonderbare Vorfall wurde von dem Bischoffe zu Rochester, Wilcox, bescheinigt, der zur Zeit, als sich dies zutrug, Kaplan der brittischen Faktorei zu Lissabon war, und in einem aus dieser Stadt vom 3. September 1707 datirten Briefe, der der königlichen Gesellschaft in London vorgelegt ward, davon Nachricht gab, wovon wir folgenden Auszug mittheilen wollen.

„Der Graf d' Ericeyra, ein gelehrter und in der Physik erfahrner Mann, brachte von den Grenzen Portugals ein Frauenzimmer mit sich nach Lissabon, das keine Zunge hat, und gleichwohl sehr gut spricht. Dieses Frauenzimmer ist siebenzehn Jahr alt, aber nicht größer als ein Mädchen von sieben oder acht Jahren. Ich war selbst in des Grafen Pallaste, und ließ diesem merkwürdigen Frauenzimmer jeden Buchstaben des Alphabeth hersagen, den es zu meiner Verwunderung sehr vernehmlich aussprach. Man sieht an diesem Mädchen auch nicht das Geringste von einer Zunge oder etwas Aehnliches; jedoch bemerkte ich, daß sich die Zähne auf beiden Seiten des untern Kinnbackens sehr einwärts bogen, und fast zusammenstießen. Den Mangel der Zunge

fühlt sie am meisten beim Essen: wenn Andere die Speisen mit der Zunge herumdrehen, so ist sie genöthigt, sich hierzu eines Fingers zu bedienen. Sie behauptet zwar, daß sie bei dem Genusse der Speisen jeden Geschmack sehr gut unterscheiden könne, indessen glaube ich dennoch, daß dieser sehr unvollkommen seyn müsse. Ob sie gleich sehr deutlich und vernehmlich spricht, so ist ihre Stimme doch ein wenig hohl, und gleicht der Stimme alter Leute, welche die Hälfte der Zähne verloren haben. "

33.

Die Blutigel auf der Insel Ceylon.

Außer den Blutigeln, die die Apothecker zur Vertreibung von Geschwulsten und zur Abzapfung des verderbten Blutes brauchen, giebt es auf Ceylon noch eine andere Art, die sich in den Wäldern und an sumpfigten Orten in ungeheuern Schaaren aufhält. Besonders ist dies der Fall der Regenzeit, wo sie jedem, der daselbst reist, außerordentlich zur Last fallen. Sie sind sehr klein, und nicht viel größer als eine Stecknadel, und haben eine dunkelroth gesprenkelte Farbe. Sie kriechen nicht wie ein Wurm, oder wie die Blut-

igel, die man in Europa zu sehen gewohnt ist, sondern sie springen beständig, indem sie zuerst den Kopf wo anstemmen, und dann ihren Schwanz mit einem schnellen Rucke nachbringen, während sie zugleich den Kopf wiederum fortschleudern, um weiter zu kommen. Auf diese Art bewegen sie sich so außerordentlich schnell, daß sie, ehe sie der Reisende noch gewahr wird, ihm schon auf den Kleidern sitzen, wo sie sogleich durch eine Oeffnung einen Weg zur Haut zu finden suchen. Sobald sie diese erreichen, fangen sie Blut zu saugen an, und da sie dies sogar durch die leichte Kleidung die man in diesem Klima trägt, bewerkstelligen können, so ist es beinahe unmöglich, zur Regenzeit durch die Wälder und sumpfigten Gegenden zu reisen; ohne mit Blut überdeckt zu werden.

Auf unserer Reise nach Candy, (erzählt Percival in seiner Beschreibung von Ceylon) wo wir durch die schmalen Pfade in den Wäldern marschirten, wurden wir schrecklich von diesem Ungeziefer geplagt: denn wenn irgend jemand von uns sich niedersetzte oder nur einen Augenblick stille stand, so konnte man versichert seyn, daß er sogleich von einer Menge dieser Blutigel angegriffen werden würde, und ehe wir sie los werden konnten, waren schon unsere Handschuhe und Stiefeln voll Blut. Dies war mit keiner geringen Gefahr verknüpft: denn wenn ein Soldat vor Trunkenheit oder Müdigkeit auf die Erde gefallen und eingeschlafen wäre, so würde er sich zu Tode geblutet haben. Des Morgens, wenn ich auf-

stand, fand ich oft, daß mein Bettzeug und meine Haut auf eine beunruhigende Art mit Blut bedeckt waren. Die Holländer verloren verschiedenemal auf ihren Märschen ins Innere mehrere von ihren Leuten, und als wir aufbrachen, sagten sie uns, daß wir unsere Reise vor dieser Plage kaum würden machen können. Allein ob wir schon fürchterlich geplagt wurden, so entkamen wir doch alle ohne irgend einen ernsthaften Zufall.

Sowohl Thiere als Menschen sind den Anfällen dieser Blutigel ausgesetzt. Besonders ist dies mit den Pferden der Fall, und da diese, wenn sie solche Geschöpfe fühlen, fürchterlich ausschlagen und sich bäumen, um sie los zu werden, so ist es sehr gefährlich, durch die Wälder im Innern der Insel zu reiten.

34.

Der Bierhund.

In Gl... hat der Apotheker F — einen Hund, der Nette heißt, und, wegen seines besondern Appetits zum Biersaufen, durchgängig unter dem Namen Bier-Nette bekannt ist. Dieser Hund, eine Art schwarzen Spitzes, ist weiblichen Ge-

schlechts. Ob er nun schon seit 9 Jahren, richtig alle Jahre zweimal, 4, 5, 6 und mehrere Junge wirft, und diese 4 und oft mehrere Wochen an ihm saugen, so bleibt er dabei doch immer speckfett. — Sein feiner Geruch geht so weit, daß er täglich, zur Abendzeit, an den gewöhnlichen öffentlichen Orten zu treffen ist, und daselbst um Bier anspricht, auch die brauberechtigten Bürger, welche eben Bier schenken, aufsucht, und sich als Biergast zwei und mehrere Stunden daselbst aufhält, obgleich sein Herr oft diese Orte mit keinem Fuße betritt. Durch ewiges Mauen, Herumschwänzeln und Kratzen giebt er seinen unwiderstehlichen Appetit nach Bier den Anwesenden zu verstehen. — So säuft er, wenn er mildthätige Herzen findet, anderthalb Dresdner Kannen, und auch wohl drüber, einfaches, und, wenn er es haben kann, Doppelbier, worauf er denn sehr vergnügt, und oft zickzack nach Hause geht. — Mit seiner großen Begierde zum Biersaufen, verbindet er auch die ausserordentliche Delikatesse, daß er nur reines, helles und frisches, aber kein gestandnes trübes Bier, z. B. nicht solches, welches über das Maaß in das sogenannte Schenkfaß übergelaufen ist, trinkt.

35.

Thomas Parre, der 152 Jahre 8 Monate alt geworden ist.

Der Mensch kann sein Leben willkührlich verlängern, sobald er in sich durch Vorstellungen eine Stimmung erweckt und unterhält, welche der Gesundheit des Körpers und Geistes vortheilhaft ist.

Unter den Greisen, welche durch das hohe Alter, das sie erreichten, einen großen Ruf erlangt haben, ist der Engländer Thomas Parre einer der berühmtesten. Seine Lebensumstände sind für den Menschenforscher eben so merkwürdig, als sie für seine Zeitgenossen interessant und belustigend waren.

Er wurde im Jahre 1483 zu Winnington im Kirchspiele Alderbery, in der Grafschaft Salop geboren; seine Eltern waren Bauern. Im Jahre 1543 gieng sein 30jähriger Pacht zu Ende, als er 60 Jahre alt war, und er erneuerte ihn wieder mit seinen Pachtherrn, Lewis Porter, auf 10 Jahre 1565. In seinem 82sten Jahre heirathete er zum erstenmale eine ledige Person, Johanna Taylor, welche 28 Jahre alt war, und ihm einige Kinder gebar, die aber jung wieder starben.

1564 erneuerte er mit dem Sohne seines alten Pachtherrn seinen Pachttermin auf 20 Jahre, und 1584 wiederum mit dem Enkel desselben. Von diesem letzten Termine an blieb er, ohne weitere Erneuerung, 51 Jahr in dem ungestörten Besitze seines Pachtguts. Gegen das Ende seines Lebens wünschte er den Termin, zu Gunsten seiner zweiten Frau, noch einmal zu erneuern. Allein sein Pachtherr, welcher der Urenkel seines ersten Pachtherrn war, schlug es ihm aus dem Grunde ab, weil er nun doch endlich ganz schwach und blind geworden sey, und nicht lange mehr leben könne. Parre bediente sich deshalb einer List, welche ihm auch nach Wunsche gelang. Seine Frau sah einst den Sohn seines Pachtherrn, den jungen Eduard Porter, durch das Fenster kommen, und als sie ihm dieses sagte, hieß er sie schnell eine Stecknadel neben seinem rechten Fuße in den Boden stecken. Nachdem der junge Porter in die Stube getreten war, und man sich gegenseitig bewillkommt hatte, rief er: Frau, ist das nicht eine Stecknadel, die hier neben meinem Fuße liegt? Ja freilich, erwiederte jene, und hob die Nadel, zum nicht geringen Erstaunen des jungen Porter, von dem Boden auf, welcher mit der Überzeugung davon gieng, daß der alte Mann doch nicht so blind und schwach sey, als man von ihm ausgestreut habe.

In seinem 105ten Jahre, 1588, mußte er in der Kirche zu Alderbery öffentlich Kirchen-

buße thun, weil er sich mit einem Mädchen außer der Ehe eingelassen und ein Kind erzeugt hatte.

Seine Frau überlebte diese sträfliche Untreue nicht lange, sondern starb wenige Jahre darauf. Er hatte sich entschlossen Wittwer zu bleiben, war aber nicht im Stande, den Versuchungen seiner Lüste länger zu widerstehen, und verheirathete sich zum zweitenmal in seinem 122sten Jahre mit Antonie Kloyd, mit welcher er 30 Jahre in einer sehr zufriedenen und vergnügten Ehe lebte.

Der alte Mann fieng nunmehro an, berühmt zu werden, und der Graf von Arundel beschloß, ihn nach London an den Hof zu bringen. Er folgte auch ohne Widerrede dahin, und zog die Aufmerksamkeit, nicht nur des Hofes, sondern von ganz England, auf sich, und alles lief hinzu, um den Mann zu sehen, der nunmehr schon in drei Jahrhunderten gelebt hatte. Er wurde aus der königlichen Küche gespeiset, und diese Kost, welche ihm im Anfange nicht schmecken wollte, behagte ihm bald so wohl, daß er sich den Magen überlud, und an den Folgen einer starken Unverdaulichkeit den 5ten Novemvember 1635 starb.

Er hatte ein Alter von 152 Jahren 9 Monaten erreicht, und auch nach seinem Tode that man ihm, wegen dieser langen Reihe von Jahren, die Ehre an, daß man ihm sein Begräbniß in der Westmünster-Abtei, unter den Großen der Nation, gab. Man sprach noch eine lange Zeit mit einer Art von Nationalstolz von ihm, und

bei Gratulationen wurde es zur Gewohnheit, daß man sich the years of old Parre (die Jahre des alten Parre) wünschte.

Als ihn König Karl I. bei seiner Ankunft am Hofe fragte: „Parre, du hast länger gelebt, als andere Menschen, was hast du mehr gethan, als andere?“ so antwortete er, ohne sich zu bedenken: „als ich 105 Jahre alt war, that ich Kirchenbuße.“

Man zergliederte ihn nach seinem Tode, und fand alle Eingeweide gesund und im natürlichen Zustande, und man sah aus der Beschaffenheit seines Körpers, daß er noch viele Jahre hätte leben können, wenn er seine einfache Kost, welche bloß aus Milch, Brod, Käse und Halbbier, und an Festtagen aus Cyder bestand, beibehalten hätte. Sein Körper hatte ziemlich viel Fett, und war über und über mit Haaren bewachsen, so daß seine Haut einem Thierfelle glich. Er konnte noch zwölf Jahre vor seinem Tode alle Arbeiten eines Landmanns, als Pflügen und Dreschen, mit Leichtigkeit verrichten.

36.

Der Schweiß löscht den Durst.

Thierische Fettigkeiten besitzen eine ganz besondere Kraft, den heftigsten Durst zu lindern. Dieses beweist die bekannte Geschichte der Engländer, welche zu Caclutta in der schwarzen Höhle eingesperrt waren. Hundert und vierzig Personen, die schon vorher durch viele Strapatzen sehr entkräftet waren, wurden in eine sehr enge Kammer gebracht, welche nur zwei mit eisernen Stäben verwahrte Fenster, und also, besonders in einem solchen heißen Klima, wie das von Bengalen ist, fast gar keinen Zugang von frischer Luft hatte. Nach wenigen Minuten geriethen diese Unglücklichen in einen unbeschreiblichen heftigen Schweiß, welchem ein wüthender Durst folgte. Alle schrien nach Wasser, wovon ihnen ein alter Soldat, der die Wache hatte, aus Mitleid etwas reichte. Dieser geringe Vorrath von Getränk war aber wie ein Tropfen, den man auf glühendes Eisen sprengt, und schien ihren Durst nur noch zu vermehren und peinlicher zu machen. Ihr Hauptmann, Herr Holwell, bemerkte dies, und entschloß sich, nicht mehr zu trinken. Er begnügte sich damit, den Schweiß aus seinen Hemdeärmeln zu saugen, und die Tropfen, die ihm vom Gesicht herabranzen, aufzufangen. Ei-

ner von den Gefährten seines Elends sahe dies, und raubte ihm von Zeit zu Zeit einen großen Theil seines Vorraths von Schweiß; er gestand nachher, daß er die Erhaltung seines Lebens nur dem Schweiße, den er von Herrn Holwell gesaugt hätte, zu verdanken habe. Dieser Officier hatte vorher einen Versuch gemacht, seinen Urin zu trinken, aber denselben so bitter gefunden, daß er sich nicht hatte überwinden können, einen zweiten Trunk davon zu thun, da ihm hingegen sein Schweiß, wie er versicherte, erquickender als Bristolwasser vorgekommen sey. Aller Wahrscheinlichkeit nach war dieser Schweiß größtentheils Fett, welches, von der ungeheuern Hitze geschmolzen, aus dem Zellgewebe durch die Schweißlöcher herausgedrungen war.

37.

Geschicklichkeiten eines blinden Frauenzimmers.

Vor mehr als 30 Jahren lebte zu Kointonge in Frankreich ein junges Frauenzimmer, das sich Mademoiselle de Salignak nannte. Sie hatte ihr Gesicht, als sie zwei Jahr alt war, verloren. Man hatte der Mutter gerathen, Tau-

benblut auf die Augen ihrer Tochter zu legen, damit sie in den Blattern, die sie damals hatte, nicht Schaden leiden möchte. Allein das Mittel trug so wenig zu dieser Absicht bei, daß es sich vielmehr in die Augen einfraß, und sie ihr Gesicht verlor. Indessen hatte die Natur zum Ersatz dieses schmerzhaften Verlustes ihr persönliche Schönheit, Sanftmuth der Seele, Lebhaftigkeit des Geistes, Schnelligkeit im Begreifen, und viele andere Gaben verliehen, die ihr Unglück etwas mildern konnten.

Sie spielte Karten ohne Anleitung, und oft geschwinder als die Andern von der Partie. Erst machte sie die beyden Spiele, womit gespielt werden sollte, zurechte, indem sie dieselben mit verschiedenen Stichen, aber so unmerklich zeichnete, daß man bei dem schärfsten Anschauen ihrer Zeichen kaum gewahr werden konnte; bei jeder Partie änderte sie diese, und Niemand verstand etwas davon als sie allein. Sie sonderte die Folgen aus, und legte die Karten so, wie sie folgen müssen, mit eben der Genauigkeit, und beinahe mit eben so vieler Leichtigkeit zurechte, als nur diejenigen thun können, die ihr Gesicht haben. Alles, was sie sich von denen, die mit ihr spielten, ausbat, war jede Karte zu nennen, die ausgespielt wurde; und diese merkte sie so genau, und spielte so vortrefflich, daß jeder ihre große Stärke in der Verbindung von Begriffen, und ihr herrliches Gedächtniß bewundern mußte.

Ein sehr auffallender Umstand ist es, daß dies Frauenzimmer sogar lesen und schreiben gelernt hatte. Sie führte einen ordentlichen Briefwechsel mit ihren ältern Bruder, der sich wegen Handlungsgeschäften in Bourdeaux aufhielt, und schrieb ihm alles eigenhändig, was seine Sachen betraf. Wenn man an sie schrieb, so wurden die Buchstaben nicht mit Tinte geschrieben, sondern eingestochen und durch ihr feines Gefühl unterschied sie jeden Buchstaben, indem sie dessen Züge mit den Fingern verfolgte, und so Wort für Wort las. Bei ihrem Schreiben bediente sie sich eines Pinsels, weil sie nicht wissen konnte, wenn die Feder trocken war. Ihr Führer auf dem Papier war ein kleines Lineal, das so breit als ihre Schrift war. Wenn sie den Brief geendigt hatte, so machte sie ihn naß, wodurch die Züge ihres Pinsels fest wurden, und nicht verdunkelt, oder leicht entstellt werden konnten. Die Zeilen waren sehr gerade, die Buchstaben wohl gestaltet, und die Rechtschreibung vollkommen richtig. Anfänglich gab man ihr Buchstaben, die in Pappe gegossen waren, zu befühlen, und brachte es dadurch dahin, daß sie ein A von einem B, und so das ganze Alphabet unterscheiden, nachgehends aber ganze Worte buchstabiren lernte, worauf sie anfieng, so wie sie sich der Gestalt der Buchstaben erinnerte, selbst auf dem Papiere zu zeichnen, und sie endlich so zu stellen, daß Worte und Ausdrükke daraus wurden.

Sie hatte die Cither beinahe von selbst so gut spielen gelernt, daß ihre kleinen Gesellschaften darnach tanzen konnten. Um ihrem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, hatte sie selbst ein Mittel erfunden, ihre Melodien in Papier zu stechen. In der Folge lernte sie von einem ordentlichen Lehrmeister spielen, ausgenommen, daß sie ihre Art, die Noten aufzuschreiben beibehielt, und um solche desto besser zu unterscheiden, wurden ihr die Notenzeilen weitläuftiger gezogen. Sie lernte auch singen, und ihre Sinne waren so fein und scharf, daß, wenn sie eine neue Melodie singen hörte, sie im Stande war, die Noten zu nennen, und solche während des Singens niederschreiben zu lassen.

In figurirten Tänzen wußte sie ihre Sache vortrefflich zu machen, und eine Menuet tanzte sie mit unnachahmlicher Leichtigkeit und Anmuth. Für Frauenzimmerarbeiten hatte sie eine Meisterhand. Sie machte Geldbeutel von vielen Farben, sie nähete und säumte vollkommen wohl, und wußte eben so geschickt mit Marli und Filet, als mit Knötchenarbeit, umzugehen. Bei ihrer Arbeit fädelte sie sich die Nadeln, so klein sie auch waren, selbst ein. Sie hatte eine Uhr an der Seite hangen, und ihr Gefühl ließ sie in Zählung der Stunden und Minuten keinen Fehler begehen.

38.

Bärenjagd auf Kamtschatka.

Auf Kamtschatka giebt es Bären in grosser Menge; sie verhalten sich sehr ruhig, und thun niemand etwas zu Leide, außer wenn sie zur Vertheidigung gezwungen werden. Die Jagd auf dieses Thier ist gefahrvoll; mancher Mensch findet dabei seinen Tod, und doch müssen Viele dieses gefährliche Geschäft wegen ihres Unterhaltes übernehmen. Großmuth ist indessen diesem Thiere nicht fremd: es verschont das Leben eines jeden Menschen, von dem es weiter nichts zu befürchten hat; und man hat kein Beispiel, daß ein Bär jemals ein Frauenzimmer angefallen hätte. Im Sommer ist er fett, im Winter aber mager; die Kamtschadalen essen sein Fleisch als Leckerbissen, sowohl frisch als auch eingesalzen. Die Felle benutzt man zu Matratzen. Weiße Bären giebt es in Kamtschatka nicht häufig, bekanntlich aber werden diese am meisten gesucht. Die Bärenjagd geschieht auf folgende Art: Man vereinigt sich dazu in Gesellschaften; sobald man einen Bär ansichtig wird, tritt ein Jäger hervor, und fängt den Angriff damit an, daß er ihm seinen linken, mit dicken Stücken Holz von oben bis unten gesicherten Arm hinhält. Natürlicher Weise faßt der Bär den Arm; sobald dieses ge-

schehen ist, stößt der Jäger ihm eine Lanze in die linke Schulter, und in demselben Augenblick springt auch die übrige Gesellschaft herbei, und jeder stößt dem Bären seine Lanze in den Leib. Indessen geschiehet es oft, daß der Bär die gegen ihn gerichtete Lanze zertrümmert, und sobald der erste Stoß seine Wirkung verfehlt, wirft er seinen Gegner nieder, und erwürgt ihn, oder macht ihn wenigstens auf lange Zeit unbrauchbar. Doch hat man auch noch andere Methoden, den Bär zu fangen. So legt man z. B. unter eine schwere Falle, die auf einem ziemlich hohen Gerüste frei liegt, einen Köder, um den Bär herbeizulocken. Kaum wittert dieser die Lockspeise, so eilt er auch herbei, um sie sich zu holen. Bei dieser Arbeit stößt er nun gewöhnlich an die schwache Stütze der Falle, die sodann auf ihn fällt, und ihm den Kopf, oft auch den ganzen Leib zerquetscht. Indessen läßt sich der Bär nicht so leicht in dieser Falle fangen; oft geht ein Jahr und drüber hin, ehe einer anbeißt; daher bedienen sich nur sehr wenige, des unsichern Erfolgs wegen, dieser Methode. Beliebter, aber freilich auch gefahrvoller ist der offne Angriff. Ein Kamtschadale bewaffnet sich mit seiner kleinen Flinte, seiner Lanze und seinem Messer, und begiebt sich auf die Bärenjagd. Der ganze Vorrath, den er mit sich nimmt, besteht aus einem Bündel von etwan zwanzig gedörrten Fischen. So ausgerüstet dringt er in die dicken Waldungen ein, und sucht alle Oerter auf, wo er etwan glaubt, daß das Thier sein Lager

haben könne. Gewöhnlich findet er dasselbe in Gesträuchen oder Binsen an Seen und Flüssen. Hier erwartet er standhaft und unerschrocken die Ankunft des Bären, und oft bleibt er Wochenlang in seinem Hinterhalte, bis der Feind sich zeigt. Sobald er ihn bemerkt, und ihn schußrecht hat, steckt er eine hölzerne Gabel, die an seinem Gewehre hängt in die Erde, und mit Hülfe derselben kann er sicherer zielen und schießen. Gewöhnlich trifft er ihn, und zwar mit sehr kleinen Kugeln, entweder in den Kopf, oder an den empfindlichsten Theil, in das Schulterblatt.

Sogleich aber muß er wieder laden: denn fällt der Bär nicht auf den ersten Schuß, so läuft er in der äußersten Wuth auf den Jäger los, und dieser behält immer Zeit übrig, noch einmal abzuschießen. Ist dieses nicht möglich, so nimmt er seine Zuflucht zur Lanze, um sich gegen das wüthende Thier zu vertheidigen, das nun als angreifender Theil zu Werke geht. Der Jäger ist in Lebensgefahr, wenn er dem Bär nicht eine tödtliche Wunde beibringt: und natürlich neigt sich bei einem solchen Kampfe der Sieg nicht immer auf die Seite des Menschen. Wird der Bär Sieger seines Gegners, so reißt er ihm die Haut vom Schädel ab, bedeckt ihm damit das Gesicht, und geht dann davon. Viele Menschen kommen bei dieser Jagd ums Leben; allein dies Schicksal schreckt die andern nicht ab, sich aufs neue tagtäglich in Kampf einzulassen, und sich fortdauernd dieser Gefahr auszusetzen. Sie gehen fast zu

allen Jahreszeiten auf diese Jagd; und nur, wenn die Felder mit Schnee bedeckt sind, verfahren sie auf eine andere Art. Der Bär macht sich nämlich im Herbste ein Lager von Baumzweigen, worin er sich den Winter über aufhält. Dahin fahren nun die Kamtschadalen auf Schlitten, und greifen ihn mit ihren Hunden an. Diese nöthigen ihn, sich zu vertheidigen; er stürzt aus seinem Lager hervor, und wird so tapfer empfangen, daß sein Tod beinahe unvermeidlich ist.

39.

Außerordentliche Wirkung des Weins.

Es ist eine gemeine, und vielleicht auch gut zu erklärende Erfahrung, daß eine Gesellschaft von Menschen, die mehrere Sprachen mächtig sind, wenn sie zur Tilgung des Durstes und zur Beförderung der Verdauung bedurften, allmählig aufhören, in ihrer Muttersprache zu sprechen, und sich statt derselben nicht der so sehr gebräuchlichen Französischen, sondern der Lateinischen bedienen. Solche Erfahrungen kann jeder, der Gelegenheit dazu hat, oft machen, und der Verfasser dieses Aufsatzes würde die Leser dieser Blätter, unter denen vielleicht mancher ist, der sich durch

eigne Erfahrung von dieser Wirkung des Weins überzeugt hat, mit dieser Bemerkung nicht behelligen, wenn sie ihm nicht zur Einleitung einer andern höchst merkwürdigen, und in ihrer Art gewiß einzigen Erscheinung dienen sollte, die eine Wirkung des in einigem Uebermaaß genossenen Weines auf Männer war, deren Namen den Wissenschaften ehrwürdig sind, auf Männer, die als Sterne der ersten Größe glänzen —

Claude Emanuel Luillier, genannt Chapelle, der im Jahr 1686 in einem Alter von ohngefähr 70 Jahren zu Paris starb, und nebst Bachaumont, als Verfasser einer sentimentalischen Reise, dem ersten Muster dieser liebenswürdigen und leichten Dichtungsart, am meisten bekannt ist, erwarb sich durch die Feinheit und Gewandtheit seines Verstandes, und die Munterkeit seines Charakters die vertraute Freundschaft der berühmtesten Gelehrten seiner Zeit, Racine's, Boileau's, Moliere's, Lafontaine's, Berniers u. a. Einst hielten diese Männer, horrenda nomina! und mit ihnen Chapelle, zu Anteuil ein besonders frohes und heiteres Abendmahl. Die Becher kreiseten fleißig, und der Champagner schäumte in den Gläsern, wie in den Köpfen der Gäste, und begeisterte sie sämmtlich zu der unmäßigen Freude und ausgelassensten Lustigkeit. Man schwatzte über die Schönheit des Lebens, über die Süßigkeit der Freundschaft, über das göttliche Geschenk des Bacchus, das jede Sorge verjagt, und einer der Gäste re-

citirte eine von den Stellen aus den Oden des Horaz, wo mit den Bildern des Lebensgenusses der Gedanke an das Grab verbunden ist, und siehe da — die ganze Gesellschaft war von dem Gipfel der Freude auf ein Mal in die tiefste Traurigkeit hinab gestürzt. Statt lauten Jubels ertönte nun dumpfes Aechzen, Betrachtungen über das Elend des Lebens verdrängten die Ausbrüche der Freude, und statt des Gedankens: Schön ist des lieben Gottes Erde, und werth, darauf vergnügt zu seyn, dachte man nun nichts, als die nicht allzu tröstliche Maxime einiger alten Philosophen: Das erste Glück ist, nicht geboren werden, und das letzte, geschwind sterben.

Hatten sie vorher in Freude und Lustigkeit ausgeschweift, so überschritten sie jetzt in Traurigkeit und Niedergeschlagenheit nicht minder Maaß und Ziel. Die Ursache blieb dieselbe, nur wirkte sie, anders gerichtet, anders. Man verfolgte jenen Gedanken einiger alten Philosophen, zergliederte, erläuterte, belegte ihn mit unumstößlichen Beweisen des Elends dieses Erdenlebens, beleuchtete ihn mit den Beispielen von dem freiwilligen Tode mehrerer Philosophen des Alterthums, bewunderte den Heldenmuth derselben, und faßte den schönen, großen, edeln Entschluß, jene großen Männer auf der Stelle nachzuahmen, und sich in den nahen Fluß zu stürzen.

Eben war man im Begriff diese Tollheit auszuführen, als der große Moliere, der entwe-

der noch toller, als die übrigen, oder unter mehrern Rasenden der einzige Vernünftige war, der Gesellschaft vorstellte, es wäre Schade, daß eine so schöne That in Dunkelheit vergraben bleiben solle, und sie verdiene, bei hellem Tage im Angesicht von ganz Paris vollzogen zu werden.

Diese Vorstellung leuchtete allen sogleich ein, und Chapelle rief: Ja, meine Herren, wir wollen uns nicht eher, als morgen früh ersäufen, und indeß den noch vorhandenen Wein austrinken. Und morgen früh — dachte kein Mensch mehr ans Ersäufen.

40.

Musikalisches Gehör einer Taube.

Ich sah, erzählt die Engländerin Piozzi diesen Morgen einen sehr merkwürdigen Beweis, wie zahm die Thiere gemacht und, und wie weit ihre Fähigkeiten ausgebildet werden können. Der berühmte Ferdinand Bertoni, ein Componist, der sich lange Zeit in London aufgehalten hat, lebt hier zu Venedig, an seinem Geburtsorte, und hält sich, weil er ein großer Freund von Thieren ist, eine Taube. Dieses Geschöpf hat durch die

Gewohnheit, seinem Herrn Gesellschaft zu leisten, so viel Geschmack an Musik gewonnen, und ein so vollkommenes musikalisches Gehör bekommen, daß man, wenn man sein Benehmen sieht, keinen Augenblick an den wahren Vergnügen zweifeln kann, womit es Bertoni spielen und singen hört. Sobald er sich ans Instrument setzt, schwingt die Taube die Flügel, fliegt auf das Pianoforte, und bezeugt ihm ihre Freude. Sobald er aber, oder ein Andrer, eine Note falsch greift, oder einen Mißklang auf den Saiten hervorbringt, verräth sie jedesmal große Angst und Unwillen, und wenn man sie zu lange quält, so wird sie ordentlich wüthend, und hackt den Spieler so derb in die Hände und Füße, daß er an dem Ernste ihres Unwillens nicht länger zweifeln kann. Ein eben gegenwärtiger Freund versicherte, daß er sich fürchte vor einem so strengen Kritiker das Klavier zu berühren. Wir lachten über diese Äußerung; allein Bertoni versicherte, daß das Urtheil der Taube noch nie ausgeblieben wäre, und daß er sie oft aus dem Zimmer entfernen müsse, um seine Musikschüler nicht zu beleidigen oder ihnen beschwerlich zu seyn. Übrigens sah ich nichts besonderes an ihr, außer, daß sie ungewöhnlich kirre war, und gegen ihren Herrn eine außerordentliche Anhänglichkeit zeigte; denn, ob ihr gleich nie die Schwungfedern ausgezogen, und kaum die Federn etwas abgestutzt worden sind, so sucht sie doch nie fortzufliegen oder den Dienst ihres Herrn zu verlassen.

41.

Ahndungsvolle Träume.

Zur Zeit des siebenjährigen Krieges arbeitete C. aus P. als Schneidergeselle in D. Froh und unbefangen, wie so mancher junge Mensch, der mit seinem Metier als Handwerksbursche sein Brod reichlich verdient, und übrigens weder Nahrungssorgen noch andre Leiden der eleganten Welt kennt, lebte auch dieser. — Nur 13 Meilen war er von seinem Geburtsorte entfernt, den er bisweilen besuchte, und immer fand er seine Anverwandten wohlauf. Einst als er des Nachts ruhig und sorglos schlief, störte ein fürchterlicher Traum seinen erquickenden Schlaf. Der ihm bekannte Leichenbitter seines Geburtsorts stand im völligen Trauerornate vor seinem Bette, und meldete ihm, daß er den und den Tag zu Beerdigung seiner Schwester, die er als Kind am liebsten gehabt hatte, nach Hause kommen möchte, da sie so eben an den Pocken gestorben sey. G., den dieser Traum so erschreckte, daß er darüber aufwachte, und die ganze Nacht nicht wieder einschlafen konnte, weil er nur ohnlängst diese seine Schwester noch gesund gesehen hatte, wurde so unruhig, daß er mit Sehnsucht dem nächsten Posttage entgegen sah. Er kam, und mit ihm ein schwarz gesiegelter Brief, welcher

ihm den Tod seiner lieben Schwester anzeigte, die zu eben der Zeit, wo der Traum G. aus dem Schlafe erweckte, wirklich an den Pocken gestorben war. —

Ein anderer schrecklicher Traum, der in Erfüllung gieng, ist folgender: Im Kloster Z., welches ein Pr. Grenzstädchen ist, lebte, wenn ich nicht irre, noch im Jahre 1801 ein Brauer, der einen Knaben von 11 — 12 Jahren hatte, welchen man bisweilen, um etwas zu holen, in die nächste Stadt J. schickte. Einst beängstigt die Frau des Brauers ein fürchterlicher Traum von eben diesem ihrem Knaben, daß ihm ein Unglücksfall begegnet wäre. Sie hatte früh beim Erwachen den Traum noch lebhaft vor Augen und erzählte ihn sogleich ihrem Gatten.

Dieser sucht seiner Frau, da, wie bekannt, Weiber meist immer ein feineres und reizbareres Nervensystem haben, das Schreckliche dieses Traumes auszureden und sie zu beruhigen. Von ohngefähr trifft es sich, daß man eben an diesem Morgen den Knaben nach der nah gelegenen Stadt J. schicken muß. Froh und munter besorgt der Knabe seine Aufträge, bis ihn sein Weg in J. unter dem Rathhause weg führt. Hier legt man eben ein Ziegeldach auf, und ein Ziegel ist im Herunterfallen, als eine nahe dabei stehende Schildwache dem Knaben zuruft aus dem Wege zu gehen. — Doch dieser, ehe er den Zuruf noch

hört, liegt schon, vom Ziegel getroffen, halb todt zur Erde geworfen.

Mit der schärfsten Seite hatte der fallende Ziegel den Unglücklichen auf den Vorderscheitel getroffen und ihm eine tiefe Wunde in den Hirnschädel gedrückt.

Die Ärzte der Stadt, welche die Wunde sogleich untersuchen, finden sie fast tödlich, weil ein ganzes Stück des Knochens in mehrere Scherben zerschmettert, in das Innerste hinein gedrückt war. — Aus Mangel an dazu gehörigen Instrumenten schickt man sogleich par Estafette an eine nur 3 Meilen entfernte Universität. Die chirurgischen Instrumente kommen an, man hebt die Splitter heraus, und so viel mir bekannt, wurde der Knabe gerettet, denn schon am zweiten Tage konnte er mit vollem Bewußtseyn in seiner Krankenstube auf- und abgehen, und sich am Fenster den Schmerzens und Unglücksort besehen, über den er sich mit Thränen beklagte.

42.

Ein Mord nach langer Zeit in der Trunkenheit entdeckt.

Vor mehr als 50 Jahren lebte in L. ein Mann, welcher einst plötzlich vermißt wurde; doch da derselbe oft Geschäfte in Polen hatte, wo es zu der Zeit an gewissen Orten sehr unsicher war, so hieß es, da er nach langer Abwesenheit nicht wieder nach Hause kam, er sey ermordet worden, und seine zwei Söhne waren seine wohlhabenden Erben.

Doch was geschieht? — Beide Söhne sind einst nach langer Zeit, vom Tode des Vater an gerechnet, Abends in einem Bierhause beisammen. Der eine entfernt sich zeitig, indem der andere noch sitzen bleibt, schläft endlich, mit dem Kopfe auf den Tisch gelehnt, ein. Bald darauf fängt er an, sich im Traume mit seinem Bruder zu zanken, macht ihm in Rücksicht der väterlichen Erbschaft mancherlei Vorwürfe, und sagt ihm endlich, daß, wenn er ihm nicht mehr geben, er es öffentlich anzeigen würde, daß er der Mörder seines Vaters sey, der ihn im Keller des Hauses an den und den Ort vergraben habe.

Ungestört läßt man den trunknen Träumer träumen, indem man den Vorfall bei der Obrigkeit meldet, den nach Hause gegangenen Bruder

aber aus dem Schlafe und aus seinem Hause abholt, und einen Gerichtsdiener herbei bringt, der auch diesen sogleich in Gewahrsam bringt. Nüchtern gesteht der Trunkene öffentlich vor Gericht ein, was er trunken geträumt hatte; im Keller gräbt man nach, findet den vermißten Leichnam, und an ihm noch die Spuren der Gewaltthätigkeit.

43.

Menschen, die Kröten, Frösche, Schlangen, Eidechsen, Nattern, Raupen, Spinnen, Schnecken, u. s. w. im Magen gehabt, und zum Theil wieder weggebrochen haben, oder daran gestorben sind.

Der Mensch, der vernünftig ist, und keinen widernatürlichen Appetit hat, ißt bloß solche Speisen, die zur Wiederersetzung seiner verlornen Kräfte dienen; und wenn es also Leute gegeben hat, in deren Magen man die in der Überschrift genannten Thiere angetroffen hat, so muß man annehmen, daß sie entweder aus Unvorsichtigkeit oder aus Unwissenheit Saamen von diesen Thieren, oder selbst Junge in Getränken oder Spei-

sen verschluckt haben, wo sie dann im Magen aufgewachsen sind. Die Beispiele, wo Menschen entweder solche Thiere ausgespieen oder daran gestorben, sind nicht selten. Im Anfange des Frühjahrs 1667 empfand ein Fleischerknecht, als er Vieh einkaufen wollte, unterwegs einen heftigen Durst, und trank deshalb sehr begierig aus einem stehenden Wasser. Noch am nämlichen Abende empfand er einige Magenschmerzen, die von Tage zu Tage mehr zunahmen. Er brauchte viele ihm vorgeschlagene Mittel dagegen, allein nichts wollte fruchten. Da er endlich einige fremde bewegliche Körper, besonders des Morgens, in seinem Magen wahrzunehmen glaubte, und überdieß Ekel, Schlaflosigkeit, Kopfschmerzen und bisweilen Ohnmachten empfand, so nöthigte man ihn einmal des Morgens Schlangenfett zu nehmen. Schon sechs Monate lang war er von dieesn Zufällen geplagt worden, als man ihm dieses Mittel empfahl, das nicht lange darauf ein Brechen bewirkte, wo er denn lebendige Kröten von sich gab. Er nahm darauf Mithridat ein, und war munter und gesund.

Frommann, der Doktor der Arzneikunde in Coburg war, erzählt von einer armen sechsundzwanzigjährigen Wittwe, die außer der Stadt Coburg in einem ungesunden Hause wohnte, in dem sich allerhand Ungeziefer aufhielt, daß ihr, weil sie die Gewohnheit gehabt, mit offenem Munde zu schlafen, eine Schlange, die eine halbe Elle lang und verhältnißmäßig dick gewesen,

durch den Mund in den Magen gekrochen sey. Sie wurde darauf von einer Menge übler Zufälle befallen, welche alle eine Folge der im Magen befindlichen Schlange waren, die sie nach vielen vergeblich gebrauchten Arzeneien durch ein Brechmittel wieder von sich gab.

Der verstorbene Dr. Weikard hat in seinen vermischten medicinischen Nachrichten im 3. St. 1780 folgende Geschichte bekannt gemacht, die ihm Herr Alix mitgetheilt hat: Dieser war im Jahre 1779 in das Hessencasselische Amt Schwarzenfels zu einem gemeinen Manne gerufen worden, der schon mehrere Jahre krank war, mancherlei Speisen nicht ertragen und nichts als Brückenauer Sauerbrunnen und Brandtewein trinken konnte. Dabei hate er allerlei beschwerliche Zufälle auszustehen, und war von den Füßen bis an den Leib stark geschwollen. Einstmals trank er so vielen Brandtewein, daß er einen tüchtigen Rausch davon bekam, und sich erbrechen mußte. Bei dieser Gelegenheit gab er eine lebendige Eidechse von sich, worauf sich die Geschwulst und die andern Zufälle bald verloren. Herr Alix forschte nach der Ursache dieser Erscheinung, und erfuhr aus des Kranken Munde, daß er einstmals in einem starken Rausche auf der Straße liegen geblieben sey, wo ihn in der Nacht ein heftiger Durst überfallen, den er in einer nicht weit davon befindlichen Pfütze mit Hülfe seines Hutes gelöscht habe: damals habe er, wie er überzeugt sey, die junge Brut verschluckt. Obgleich dieser Kranke völlig herge-

stellt zu seyn schien, so war dies doch nicht der Fall, denn im Winter 1780 schickte man an Weikard, von Schwarzenfels aus, einen Boten, der für den nämlichen Mann Hülfe suchte. Weikard erfuhr, daß der Kranke noch immer fort gelitten, daß sich seine Geschwulst noch nicht ganz verloren, daß er vor drei Wochen ungefähr vierzig Eidechsen, die theils lebendig, theils todt, theils schon in Fäulniß übergegangen gewesen wären, weggebrochen, und daß sich darauf die Geschwust nebst den übrigen Zufällen vermindert hätte. Allein nicht lange darauf fieng der Kranke schon wieder an, am Leibe und im Gesichte zu schwellen, und alles gab zu erkennen, daß er noch mehr dergleichen Thiere bei sich haben müsse. Weikard ergriff daher die Gelegenheit, genauere Beobachtungen hierüber anzustellen, und brachte es durch mehrere Mittel dahin, daß er durch den Stuhlgang noch mehrere todte und lebendige Eidechsen, vielen stinkenden Schleim, und etwas dem Froschlaiche Ähnliches, wegtrieb. Auch brach er noch eine Eidechse weg, und nach einiger Zeit wurde der Mann völlig wieder gesund, nachdem er seit sieben Jahren (denn so lange war es, daß er aus der Pfütze getrunken hatte) außer seinen körperlichen Leiden auch stets traurig, melancholisch, und bisweilen rasend gewesen war.

Folgender ähnlicher Vorfall, den ein Schreiben aus Grätz vom 31. März 1804 (s. d. Wiener Zeitung v. 4. April d. Jahres) erzählt, hat sich erst d. 23. März dieses Jahres zugetragen.

Der Ort, wo dies geschehen ist, heißt Schwabenthal, das in einer Gebirgsgegend in der Pfarre Landl, Brucker Kreises, liegt. Eine junge Bauersfrau, die sich im Herbste 1803 verheurathet hatte, empfand von der Zeit an im Magen Schmerzen und Drücken, welche nach und nach so sehr zunahmen, daß sie ihre Zuflucht zu einem Chirurgus in St. Gallen nehmen mußte. Dieser wies sie ab, weil er glaubte, das Übel rühre von ihrer Schwangerschaft her. Allein nach einigen Tagen kam sie wieder und bat flehentlich um Arzenei. Der Arzt gab ihr ein Brechmittel, das sie zu Hause einnahm. Beim ersten Erbrechen spie sie eine große Menge kleiner Nattern von sich, die gegen einen Zoll lang und auch noch drüber waren. Dies geschah öfters nach einander. Den Tag darauf fand sie, daß das Übel noch nicht völlig gehoben war; sie trank daher laue Buttermilch, in die sie viel Salz mischte. Hierdurch bewirkte sie wieder ein Erbrechen, und sie spie eine Menge Nattereier und Zucht von sich. Nach einiger Zeit empfand sie noch einige Schmerzen im Magen, und trank abermals Buttermilch; jetzt kam beim Erbrechen etwas langes aus dem Halse in den Mund, sie ergriff es und zog beim Schwanze, den sie im Munde faßte, eine anderthalb Fuß lange Natter heraus, die sie sogleich von sich schleuderte. Das Thier fiel auf den Boden, allein es eilte wieder zu ihr zurück, und als es Widerstand fand, fieng es an zu zischen und bäumte sich in die Höhe. Die

Frau aber entfernte sich. Die ganze Geschichte, heißt es zum Ende dieses Briefes, wird in kurzem mit allen Umständen zu Protocoll genommen werden, um ihre Glaubwürdigkeit außer allen Zweifel zu setzen.

Allein nicht alle Personen, die dergleichen Gegenstände im Magen haben, sind so glücklich, mit dem Leben davon zu kommen, wie man aus folgender Geschichte sehen wird, welche in den Ephemeriden der naturforschenden Gesellschaft auf das Jahr 1675 steht: ein Schuhmacher empfand viele Jahre lang heftige Schmerzen im Unterleibe, die man durch kein Mittel heben konnte. Da er keine Linderung seiner Leiden erhielt, so versetzte er sich in einem Anfalle von Verzweiflung, mit seinem Kneife einen Stich in den Unterleib. Die Wunde gieng bis unter den Magen, und er starb daran. Als man ihn begraben wollte, und er schon im Sarge lag, hob jemand aus Neugier die Bedeckung des Leichnams auf, um die Wunde noch einmal zu betrachten. Zu seinem Erstaunen fand er an der Seite des todten Körpers eine Schlange, die einen Arm lang, und zwei Queerfinger dick war. Sie war aus der Oeffnung der Wunde heraus gekrochen, und lebte noch vier Tage.

Allein nicht immer verschlingt jemand aus Unvorsichtigkeit den Saamen solcher Thiere, oder ihre Jungen, sondern es giebt auch Personen, die einen solchen unnatürlichen Appetit haben, daß sie Insekten und andre Thiere mit dem größten

Vergnügen essen, wovon folgende Geschichte zum Beweise dient: Gegen das Ende des Augusts 1682 wurde zu Charenton bei Paris ein Mädchen mit öfterm Erbrechen beschwert, wobei Spinnen, Schnecken, Raupen, und andere Insekten weggiengen. Diese Erscheinung machte unter den Pariser Gelehrten vieles Aufsehen, und sie ersannen eine Menge Hypothesen zu ihrer Erklärung, allein keine erklärte das hinlänglich, was man suchte. In diese Streitigkeiten der Gelehrten, mischte sich der Criminallieutenant Defita, und aus seiner Untersuchung, die er mit dem Mädchen anstellte, ergab sich folgendes: das Frauenzimmer war damals etwan 19 Jahre alt, und wurde seit drittehalb Jahren von Zeit zu Zeit von den schrecklichsten Zuckungen befallen, so daß sie drei bis vier der stärksten Männer nicht auf ihrem Bette erhalten konnten. Auf diese Zuckungen folgte eine Schlafsucht, die 6, 8 bis 20 Stunden anhielt: während dieser Zeit verlor sie den Gebrauch ihrer Sinne, und alle Empfindungen in einem so hohem Grade, daß man sie mit Nadeln stechen konnte, ohne daß sie etwas davon fühlte. Nach dieser Schlafsucht spie sie gewöhnlich die oben erwähnten Thiere aus.

Als sie der Criminallieutenant verhörte, gestand sie ihm, daß sie seit sieben bis acht Monaten heimlich aus großer Begierde Schnecken, Spinnen und andere Insekten verschluckt hätte, daß sie schon seit langer Zeit eine außerordentliche Begierde nach Kröten gehabt, die sie aber nicht hät-

te erhalten können. Zugleich versicherte sie, daß diese Thiere weit größer wären, wenn sie dieselben wegbreche, als beim Verschlucken. Man sieht hieraus, wie widernatürlich die Begierden werden können, wenn man ihnen lange vermittelst der Einbildungskraft schmeichelt.

44.

Ein Hund der antworten, zählen, rechnen u. s. w. kann.

Man kann dem Hunde leicht tanzen, und eine Menge anderer Kunststücke machen lehren. Die Art, wie man ihn dahin bringt, daß er verschiedene Charten aussucht, die man vor ihn hinlegt, ist folgende: man lehrt ihm erst durch wiederholte Versuche etwas durch ein gewisses Kennzeichen kennen, und dann das eine Zeichen von dem Andern unterscheiden; oft legt man ihm Futter auf ein Chartenblatt, das er noch nicht kennt, und das man ihm darauf aus dem ganzen Pakete heraussuchen läßt. Da er Futter und Liebkosungen als eine Vergeltung für seine Mühe ansieht, so lernt er bald jedes Chartenblatt kennen, welches er mit einer gewissen Heiterkeit getragen bringt, sobald man es verlangt.

Auf der Messe zu Danzig zeigte man im Jahr 1754 einen kleinen Hund, der eine Menge Kunststücke verstand, welche ihm sein Herr in französischer und holländischer Sprache beigebracht hatte, und die er den Zuschauern zu ihrer nicht geringen Verwunderung wieder vormachen ließ. Aus einem gedruckten kleinen Buche in 8., das über hundert Fragen in französischer und holländischer Sprache nebst deren Beantwortung enthielt, konnte sich jemand eine Frage auswählen, welche er wollte. Wenn man deutsch fragte, so legte der Herr des Hundes, diesem die Frage französisch vor, und befahl dem Hunde darauf zu antworten. Die Antworten bestanden in einem bis zwei Wörtern, zu welchen der Hund die Buchstaben suchte, und sie nach einander hinlegte, bis die Wörter vollständig waren. Wenn ihn z. B. jemand fragte, wer Rom erbauet habe, so legte er die Buchstaben, welche zum Worte Romulus erforderlich sind, nach einander in eine Reihe hin. Auf die Frage, wer der erste römische Kaiser gewesen sey, legte er die Buchstaben Julius Cäsar zusammen.

Ferner konnte dieser Hund angeben, wie viel es an der Uhr sey. Der Herr fragte ihn, welche Zeit es sey, und wies zugleich mit dem Finger auf den Stundenzeiger einer Uhr, und auf die römische Zahl der Stunde. Der Hund sah die Zahl an, gieng nach den Charten hin, worauf die römischen Ziffern einen Zohl groß standen, und holte diejenige, welche die gefragte Stunde

anzeigte. Hierauf zeigte ihm sein Herr den Minutenzeiger und die Zahl, auf welche derselbe zeigt, und fragte den Hund, wie viele Minuten es seyn? Wenn der Hund die Zahl der Minuten betrachtet hatte, gieng er nach den Charten hin, und holte ein Blatt, auf welchem die angegebene Minute stand.

Er konnte Frauenzimmer und Mannspersonen von einander unterscheiden. Wenn man ihn fragte, wie viele Frauenzimmer zugegen seyn, so legte er sogleich die Zahl hin, welche ihre Summe angab.

Auch konnte er die Farben an den Kleidungsstücken unterscheiden. Wenn er die Frage wegen der Farbe beantworten sollte, so wies sein Herr mit dem Finger auf dieselbe, z. B. auf eine Weste, die jemand trug; der Hund sprang sogleich an dieser Person hinauf, betrachtete die Farbe aufmerksam, alsdann gieng er fort, und las die Farbe aus den ihm vorgelegten Proben heraus, und brachte sie.

Das Schwerste, was ihm zu beantworten vorgelegt wurde, und wobei er eine Art von Rechenmeister machte, war das Dividiren. Man legte ihm einige von den Charten vor, auf denen die Minutenzahlen standen, und zwar die Zahl, die dividirt werden sollte, in die obere Reihe, die andere aber, wodurch diese getheilt werden sollte, unter die vorige, beide aber etwas zur rechten von dem Herrn.

Z.B. oben lag 21, und unter dieser 7. Der Herr wies nun zuerst mit dem Finger auf die 7, und hernach auf die 21, der Hund sah aufmerksam die ihm gewiesenen Zahlen an, und zugleich fragte ihn sein Herr in französischer Sprache, wie vielmal 7 in 21 enthalten sey? Der Hund gieng zu den hinter ihm liegenden andern Charten, und suchte die Zahl 3 heraus, und legte sie vor den Füßen seines Herrn nieder; hatte man etwan statt der 21 eine 23 hingelegt, so brachte er auf die erste Frage, die an ihn ergieng, auch die 3 allein, auf die andere Frage wegen des Uebrigbleibenden holte er noch eine 2. (Hanovs Seltenheiten der Natur und Oekonomie 3. Bd. S. 670.

45.

Fremde verschluckte Körper kommen an den Händen, Beinen und an andern Theilen des menschlichen Körpers wieder zum Vorscheine.

Es ist eine auffallende Erscheinung, das nicht allein spitzige, sondern auch stumpfe Gegenstände, die jemand hintergeschluckt hat, an Theilen heraus dringen, wo es für sie gar keine Oeffnung giebt, und wo sich nicht der natürliche Weg der

Ausleerung befindet. Am 1. Jun. des Jahrs 1720 empfand eine Bauersfrau aus Dornin, einem Dorfe des ehemaligen Bißthums Worms, die ohngefähr 27 Jahr alt war, Magenbeschwerden; sie nahm ein Messer, fuhr damit in den Schlund, und wollte ein Erbrechen erregen, allein das Messer fiel ihr aus den Händen, und sie verschluckte dasselbe. Sie gab sich alle mögliche Mühe, das Messer wieder heraus zu bekommen, allein sie vermehrte ihr Uebel nur noch mehr; unterdessen vergiengen drei Tage, ohne daß sie Schmerzen empfunden hätte, am vierten aber stellten sich dieselben um den Nabel herum ein, und bald darauf fühlte sie die Messerspitze in der linken Seite. Da sich das Uebel immer mehr verschlimmerte, so wurde sie einem Arzte übergeben. Dieser machte einen Umschlag auf der Stelle, wo er das Messer fühlte, und bewirkte dadurch eine Geschwulst. Er machte hierauf eine Oeffnung, und nahm das Messer heraus. Die Kranke fühlte hierbei zwar viele Schmerzen, wurde aber doch nicht ohnmächtig. Nach einiger Zeit war sie völlig wieder hergestellt. Das verschluckte Messer war sieben Zoll lang.

Monichat erzählt, daß er einem Manne, der vier Jahre vorher eine Nadel verschluckt hätte, dieselbe aus dem Fuße gezogen habe.

Le Dran hat eine vor einigen Jahren verschluckte Nadel in dem Arme eines Mannes gefunden. Roderich a Castro sagt, daß ein Kind von sechs Jahren einsmals eine Nadel ver-

schluckt, die sich nach ungefähr acht Jahren von selbst wieder einen Weg aus dem Körper durch den Fuß gebahnt habe.

Ein Landmädchen aus Tourcoin, drei Meilen von Lille war, wie der Arzt Boucher zu Lille erzählt, gesund und munter, in ihrem zwanzigsten Jahre aber hatte sie das Unglück zu fallen, wodurch sie an der linken Seite des Kopfes eine Eitergeschwulst bekam, die sich bis unter die Achseln erstreckte. Es stellten sich bei dieser Krankheit noch verschiedene Zufälle ein. An dem obern linken Arme blieb ein Geschwür zurück, das sich nach und nach immer weiter ausbreitete, und rings um den Arm herum gieng. Sie beklagte sich über lebhafte Schmerzen an dem ganzen Körper, und der Wundarzt Ducolombier fühlte unter der Haut fremde feste cylindrische Körper. Er schlug daher Einschnitte vor, um dieselben heraus zu ziehen. Zu seinem Erstaunen nahm er Nähnadeln heraus, und jeden Tag sah er neue an andern Stellen hervorkommen, welche wiederum Einschnitte nothwendig machten. Sie brachte noch viele Jahre in diesem elenden Zustande zu, und mußte endlich an dem Nadelübel sterben.

Ein ganz neues Beyspiel, wo jemand Nadeln verschluckt hat, welche wieder an den Vorder- und Oberarmen u. s. w. zum Vorscheine gekommen sind, führt Herr Silvy in Grenoble in den Schriften der Societé philomathique an. Es war ein Frauenzimmer, hieß Genofa Pu-

le, und war 1763 zu Grenoble geboren. Sie war sehr empfindlich und reizbar, und als sie in ihrem 13 Jahre plötzlich die, obschon falsche Nachricht erhielt, daß ihr Vater unter dem Schutte eines eingestürzten Hauses begraben worden sey, so machte dies einen gewaltigen und erschütternden Eindruck auf sie. Doch bemerkte man eben keine besondere Veränderung an ihr. Zu Mittage des nämlichen Tages stellte sich ihr Vater wieder ein, und war gesund und wohl. Diese Wiedererscheinung eines vermeinten Todten setzte sie in solche heftige Freude, daß sie in Ohnmacht sank; zugleich wurde sie von einer allgemeinen Gelbsucht befallen, und blieb in einem Zustande von Blödsinnigkeit. Von dieser Zeit an bemerkte man die sonderbare Neigung an ihr, Steck- und Nähnadeln zu verschlucken; allen denjenigen Personen, die sich ihr näherten, suchte sie diese Nadeln wegzustehlen. Einige Zeit darauf, wurde sie an ihren untern Gliedmassen gelähmt. Ihr Blödsinn dauerte fort und ihre Lähmung hielt drei Jahre an. Nach diesem Zeitraume schien sich ihre Gesundheit zu bessern, allein dies währte nicht lange; die Lähmung kehrte mit einer Art Staarsucht zurück, welche Abends um 6 Uhr jedesmal regelmäßig ihren Anfang nahm, und nicht eher als am andern Tage um 11 Uhr Morgens nachließ. Während dieses Anfalles behielt sie aber doch noch so viele Kräfte und Bewußtseyn, daß sie die Näh- und Stecknadeln, die sie erreichen konnte wegnahm, und verschluckte. Die Nadeln, die diese Person

verschluckt hatte, zeigten sich in der Folge an den Ober- und Vorderarmen, und man mußte Einschnitte daselbst machen, um sie heraus zu ziehen. Dies geschah an so vielen Stellen, daß die ganze Haut mit Narben bedeckt war. Ja, man fand, daß sich ein Theil dieser Nadeln in die Dickbeine herabgesenkt hatte. Zu diesem Uebeln kam noch ein convulsivischer Husten, und ein eiterartiger Auswurf, wodurch sie in eine Abzehrung gerieht, und nachdem sie 20 Jahre lang die fürchterlichsten Schmerzen ausgestanden hatte, starb sie im Floreal des achten Jahres in einem Alter von 37 Jahren. Sie war um diese Zeit wie ausgedörrt; die Dickbeine waren gegen den Rumpf und die Schenkel gegen die Dickbeine zurückgezogen. Am obern innern Theile des Dickbeines fand man ein beträchtliches Bündel von ganz in einander geflochtenen Nadeln, die bloß von der Haut bedeckt waren.

Allein nicht bloß bei Menschen sind solche fremde Körper an ungewöhnlichen Orten zum Vorscheine gekommen, sondern auch bei Thieren, z. B. bei einer Kuh, der man ein Messer aus dem linken Schulterblatte heraus nehmen mußte.

46.

Der Kneifer.
(Mergus merganser Linn.)

Dieser Vogel ist ein Wasservogel, und findet sich in allen nördlichen Theilen der Erde. Er zeichnet sich durch ganz eigene Gewohnheiten aus. Er bauet sich niemals ein Nest, entweder weil er zu träge dazu ist, oder weil er seine Eier desto besser gegen die Raubvögel verbergen zu können hofft. Die Nester der Wasservögel scheinen überhaupt zu keinem andern Zwecke bestimmt zu seyn, als die Eier derselben aufzubewahren; denn ihre Jungen laufen, sobald sie nur aus der Schaale gekrochen sind, sogleich ins Wasser, und suchen in ihrem eigenthümlichen Elemente ihre Nahrung auf. Der Kneifer hingegen, anstatt wie die Enten, sich auf den Ufern oder in dem buschigen Schilfrohr ein kleines Nest zu bauen, legt seine Eier in den Stamm eines Baumes, der durch die Länge der Zeit oder durch die Hand des Menschen hinlänglich ausgehöhlt ist, damit er bequem ein- und ausgehen kann. In Finnland hält man, nach Acerbis Erzählung, die Eier dieses Vogels für einen Leckerbissen, und stellt ihnen sehr nach. Man lehnt einen alten vermoderten Baumstamm, der in der Mitte ein Loch hat, nahe an dem Ufer des Flusses, an einen Tannen-

oder Fichtenbaum an; nie dauert es lange, und der Vogel geht in dieses Loch, und legt seine Eier hinein. Sobald der Bauer, der ihn deshalb belauscht, dies bemerkt, kommt er herbei, und nimmt die Eier bis auf eins oder zwei, die darin liegen bleiben müssen, weg. Wenn der Vogel wieder zurückkehrt, und nur noch ein einziges Ei findet, so legt er wieder zwei oder drei dazu, die der Bauer auf die nämliche Art entwendet; der Vogel kommt abermals zurück, scheint die Anzahl der Eier, die er gelegt hat, vergessen zu haben, und legt wiederum dergleichen, damit die Anzahl derselben, die er sich gleichsam vorgenommen zu haben scheint, vollständig werde. Allein er wird abermals, wie vorher, um seine Eier betrogen, und fährt demohngeachtet immer fort, neue Eier zu legen; dies thut er vier- bis fünfmal, bis endlich der Bauer, der unterdessen aus diesem einen Neste vielleicht zwanzig Eier eingesammelt hat, ihm die letzten, zur Fortpflanzung seiner Familie, überläßt. Sobald die Eier ausgebrütet, und die Küchlein ausgekrochen sind, faßt sie die Mutter ganz sanft mit dem Schnabel, und trägt sie, eines nach dem andern, an den Fuß des Baumes; hier zeigt sie ihnen den Weg in den Fluß, in welchen sie auch mit einer Leichtigkeit und Fertigkeit, die wirklich zum Erstaunen ist, sogleich hinein schwimmen.

47.

Ansteckung der Epilepsie durch Schrecken.

Was einen heftigen und erschütternden Eindruck auf uns macht, das fühlen wir uns gedrungen durch Handlungen auszudrücken, um uns dadurch zu erleichtern. Wenn wir jemand leiden sehen, so sympathisiren wir mit ihm, und wenn dieser Zustand des Leidens plötzlich kommt und zugleich Schrecken bei sich führt, so verfallen wir nicht selten selbst in den Zustand, in dem wir andere erblicken. Daher giebt es Krankheiten, die sich durch ihren furchtbaren Anblick fortpflanzen, und die durch den plötzlichen Eindruck, den sie auf jemand machen, diesen selbst ergreifen, und in ihm alle Kennzeichen des Kranken zum Vorscheine bringen. Diesen Erfolg hat besonders die fallende Sucht, wovon folgende Geschichte einen auffallenden Beweis liefert.

In dem Waisenhause zu Haarlem, wo eine große Menge Kinder täglich beisammen war, befand sich ein Mädchen, welches in der Versammlung öfters Anfälle von Epilepsie bekam. Der Schrecken, und die Einbildungskraft wirkten so heftig auf die übrigen Kinder, daß auch einige von diesen die Epilepsie bekamen, sobald das erste Kind seinen Anfall erhielt. Täglich wurden

immer mehrere epileptisch, bis sie zuletzt insgesammt, wenn eines den Anfang machte, in epileptische Zuckungen geriethen. Der Arzt dieses Waisenhauses vermochte dieser einreißenden Seuche keinen Einhalt zu thun; auch andere geschickte Ärzte wendeten alle Mittel der Kunst vergebens an. Endlich, da weder medicinische noch moralische Mittel etwas fruchten wollen, nahm man zu Boerhave seine Zuflucht, und sprach ihn um Rath und Hülfe an. Dieser erschien, als die Kinder an einem Morgen versammelt waren; mit der ihm eigenen ernsten Miene trat er in den Saal, und ihm auf dem Fuße folgte der Scharfrichter mit allen bei der Tortur gebräuchlichen Instrumenten. Er fieng sogleich an, auf das heftigste zu zanken und zu schimpfen, verwies den Kindern ihre Unart und häßliche Gewohnheit in den stärksten Ausdrücken, und drohte, daß dasjenige, welches zuerst wieder die Epilepsie bekäme, von dem Scharfrichter, welchen er mitgenommen hätte, auf die Folter gespannt werden sollte. Der Scharfrichter mußte hierauf seinen furchtbaren Apparat vorlegen, und von jedem Stücke den Gebrauch erklären. Boerhaave blieb während des ganzen Unterrichts in dem Saale gegenwärtig, und setzte sich an einen erhöhten Ort, wo er alle Kinder übersehen konnte, und beobachtete sie mit Adlersaugen. Als er weggieng, sagte er dem Lehrer, daß, sobald ein Kind es sich wieder einfallen lassen sollte, die Epilepsie zu bekommen, er ihn möchte rufen lassen; er würde sogleich

kommen, und es von dem Scharfrichter auf das grausamste foltern lassen. Zugleich befahl er, daß man dasjenige Kind, welches zuerst die Krankheit in die Schule gebracht habe, ausschließen sollte.

Diese schreckliche Drohung hatte den herrlichsten Erfolg. Der fürchterliche Mann schwebte den Kindern immer vor Augen, und so wie der Schrecken und die Kraft der Einbildungen die Krankheit verursacht hatte, so waren sie auch der Weg, sie zu heilen.

48.

Merkwürdige Starrsucht.

Eine Dienstmagd, Magdalena Valette, kam in ihrem zwanzigsten Jahre, nachdem sie verschiedene Anfälle von der Starrsucht gehabt hatte, im März 1737 in das öffentliche Krankenhaus zu Montpellier. Sauvages besuchte sie alle Tage; sie sahe blaß aus, und empfand einen Schauer, gleichsam als wenn sie sich fürchtete. Ihre monatliche Reinigung trat zwar genau zur bestimmten Zeit ein, allein in geringer Menge. Sie hatte Kopfschmerzen, eine sehr

heiße Stirne, geringe Eßlust und einen scharfen Puls welcher höchstens nur funfzigmal in einer Minute schlug. Die Anfälle der Starrsucht stellten sich anfangs täglich zweimal, in der Folge aber nur einmal ein, und oft kamen sie erst nach Verlauf einer Woche wieder. Sie empfand vor diesen Anfällen eine ungewöhnliche Schwere im Kopfe, und war traurig; nur dann fand sie einige Erleichteruug dieser Zufälle, wenn sich die Starrsucht einstellte. Man bemerkte die Starrsucht sehr genau an der besondern Biegsamkeit ihrer Glieder und an dem Schlafe. Wenn sie sich in diesem Zustande befand, so war der Puls noch mehr gehemmt, und der Pulsschläge weniger; eben so verhielt es sich mit dem Athenholen, das man kaum wahrnehmen konnte. Die Kranke konnte sich nichts von dem erinnern, was ihr in diesem Zustande begegnete, woraus sie nach sechs bis 7 Minuten wieder zu sich kam, indem sie die Glieder wie eine Person, die aus einem tiefen Schlaf erwacht, ausdehnte. Dieser Zustand dauerte ohngeachtet der gebrauchten Arzeneien einen Monat lang. Das Blut, welches man ihr aus dem Arme und dem Fuße ließ, war sehr dick, und floß nur tropfenweise aus der Wunde heraus. Die gegebenen abführenden Mittel wirkten sehr schwach: lauwarme Bäder beschleunigten die Anfälle, und die gewöhnlichen Mittel wider die Fallsucht vrrmehrten die Kopfschmerzen. Im zweiten Monate ereignete sich ein neuer Zufall, und man konnte bei jedem An-

falle drei Zeiträume unterscheiden, den Anfang, das Mittel und das Ende. In dem zweiten Zeitraume wurde sie eine Nachtwandlerin. Sie befand sich beinahe beständig im Bette, und bekam die Anfälle von Starrsucht, ohne daß irgend ein Kennzeichen dieselben vorher verkündigte, zu jeder Stunde des Tages ohne Unterschied. Sechs bis sieben Minuten lang blieb sie unbeweglich, und behielt die Stellung, die man ihr gab, sobald nur der Schwerpunkt des ganzen Körpers unterstützt würde. Hierauf stützte sie sich, gleichsam, als wenn sie aus einem tiefen Schlafe erwachte, auf ihre Arme, und hob sich auf ihrem Bette in die Höhe und setzte sich. Alsdann verrichtete sie eine halbe Stunde lang alles, was ein Mensch wachend und bei gutem Verstande nicht gethan haben würde. Ein einziges Beispiel von dem, was sich bei einem Paroxismus zutrug, wird hinreichend seyn, einen Begriff davon zu geben. Ich sahe sie, sagt Sauvages, am neunten des Aprils früh um zehn Uhr, sie erzählte beim Anfange des Anfalls die in voriger Nacht gehabten Träume, in welchen sie sich über einige Weiber in diesen Hospital lustig gemacht zu haben schien. Sie bezeichnete sie mit solchen lächerlichen Namen, daß ich mich nicht enthalten konnte, darüber zu lachen. Hierauf erhob sie ihre Stimme, und beschäftigte sich mit ernsthaften Gegenständen; sie sprach über die Unendlichkeit Gottes. Bei dieser Gelegenheit erzählte sie, was dem heiligen Augustin begegnet sey, welcher

ein Kind an dem Ufer des Meeres angetroffen hätte, das ein kleines Loch gegraben, und das ganze Meer in dasselbe habe leiten wollen. Mitten in ihrem Gespräch hielt sie inne, rieb sich die Stirn, und sagte, sie wisse nicht, wovon sie spreche. Sie lachte und klatschte in die Hände. Alles dieses that sie sitzend mit offenen und etwas blinzenden Augen. Sie begleitete ihren Vortrag mit Mienen und Bewegungen des Körpers und Abänderung der Stimme so genau, als es irgend jemand wachend thun kann. Hierauf sagte sie, sie wolle zur Belustigung der Zuschauer singen, und that dieses auch sehr gut. Da der Gesang bisweilen zum Tanze ermunterte, so wollte sie aufstehen, um zu tanzen, wie sie schon verschiedenemale gethan hatte. Man befürchtete aber, sie möchte sich durchs Fenster stürzen, oder zwischen den Betten an den Füßen Schaden nehmen, und suchte sie daher daran zu verhindern. Ich ließ aber die Fenster zumachen, und befahl, daß man sie frei ließe. Sie verließ hierauf ihr Bette mit bloßen Füßen, zischte und lachte ihre Wächter aus, tanzte im Kreise, sprang bald über kleine Bänke, bald über die Betten weg, und wich den Personen aus, welche zusahen, und sich vorsätzlich ihr in den Weg stellten. Wenn sie aufgehört hatte, so begab sie sich sogleich wieder in ihr Bette, bekam alsdann einen leichten Anfall von Starrsucht, und ruhete alsdann aus. Als sie alles das, was ich eben erzählt habe, gethan hatte, waren einige meiner Freunde,

welche von diesem Auftritte Zeugen gewesen waren, neugierig zu erfahren, ob sie sähe, oder irgend eine andere Empfindung hätte. Man bog ihr die Finger, knipp sie in den Arm, kitzelte sie auf den Fußsohlen, hielt ihr einen Finger schnell vor die Augen, brachte ihr flüchtigen Salmiakgeist in den Mund und an die Augen, rufte sie und schrie sehr stark, drückte mit dem Finger die Hornhaut, und entdeckte nicht das geringste Zeichen von Empfindlichkeit. Wenn der Anfall vorüber war, so empfand sie erstlich das, was man mit ihr vorgenommen hatte; sie sahe alle Umstehende an, und beklagte sich, daß ihr die Finger und die Augen schmerzten; sie wurde traurig und weinte viel. Bei dieser Starrsucht hat auch der Umstand etwas Erstaunendes, daß sie bisweilen eine Nachtwandlerin ward, und auf einmal, ihrer äußern Sinne beraubt, sehr genau abgemessene Bewegungen machte, und für eine traurige und melancholische Person sehr lustige und scherzhafte Gespräche hielt. Dieses Mädchen wurde gegen das Ende des Monats May wieder geheilt, und fieng an in der Stadt wie vorher zu dienen.

49.

Ein im Traum verübter Selbstmord.

Nicht immer ist der Mensch Herr seiner Handlungen; es giebt Augenblicke, wo ihn entweder ungestüme Affekten oder heftige Leidenschaften plötzlich ergreifen, und ihn zu einer That verleiten, die er verabscheuet, und an die er kaum jemals gedacht hat, so lange er seines Verstandes mächtig war. Solchen Antrieben zum Handeln aber kann er sowohl durch Besonnenheit als durch moralische Grundsätze, die er sich stets zu befolgen strebt, vorbeugen, allein es giebt andere Gefahren, die ihn in einen Zustand versetzen, in welchem er entweder eine doppelte Persönlichkeit hat, z. B. wenn jemand dem andern etwas anzuthun glaubt, was er sich selbst zufügt, oder wo er bewußtlos und ohne Achtsamkeit auf seine Umgebungen etwas thut, was er nie zu thun Willens war. Schon oft fiel jemand etwas im Traume ein, was er nachher im wachenden Zustande ausführte; allein daß jemand etwas träumt, und es auch noch im Traume vollzieht, ob dies schon sein Leben bedroht, ist eine Erscheinung, die eben so selten als sonderbar ist.

Ein junger Kaufmann von etwan 17 oder 18 Jahren reiste zur Ostermesse nach Leipzig; die Reise, die er zu machen hatte, war lang und

gieng ununterbrochen fort: er war von Genf bis nach Leipzig Tag und Nacht, und zwar mit Extrapost, gereist. Sein Körper genoß während dieser Zeit keine Ruhe, und kein Schlaf erquickte ihn gehörig; sein Geist war durch die Menge neuer Eindrücke, die er unterwegs gesehen hatte, gleichsam betäubt, und da dieser junge Mensch überdies noch sehr vollblütig war, so fühlte er sich äußerst ermüdet und beängstigt; sein Blut war in eine große Bewegung gerathen. Als er in Leipzig ankam, warf er sich daher sogleich in einen Stuhl, um ein wenig auszuruhen; kaum aber war er eingeschlafen, so wurde er von Träumen beunruhigt; der Geist wollte sich von der Agonie befreien, in die ihn die große Abspannung des Körpers gestürzt hatte. Es träumte ihm, daß er sich selbst umbringe, und während dieses Traumes plagte ihn eine so große Beängstigung, daß er sich gar nicht zu lassen wußte. Noch träumend sprang er aus dem Stuhle auf, griff nach einem Messer, das ein Federmesser war, trat vor einen Spiegel, der in der Stube hieng, und versetzte sich mehrere Stiche in den Hals, in die Herzgegend und in die Arme. Das Blut strömte aus allen Wunden heraus, und er stürzte ohnmächtig zu Boden. Kurz darauf trat sein Hauswirth in die Stube, und da er so eben aus seiner Ohnmacht erwachte, so sprang er auf, fiel den Wirth um den Hals, und bat ihn, daß er ihn doch retten möchte. Man ließ einen Arzt kommen, und dieser fand, daß seine Wunden

bloß Fleischwunden seyen, und daß er gerettet werden könne, welches auch geschehen ist. Man fragte ihn, warum er sich selbst habe ermorden wollen, und was er für Ursachen dazu gehabt hätte? Hier erzählte er die oben angegebenen Umstände, und fügte noch hinzu, daß er gar keine Ursache zu einer solchen That gehabt, daß er sonst nie daran gedacht, daß er aber während des Traumes eine so fürchterliche Beängstigung und Beklemmung gefühlt hätte, daß er geglaubt habe, sich auf keine andere Art als durch den Selbstmord von diesem peinlichen Zustande befreien zu können.

50.

Der weißgefleckte Neger John Richardson
Primroso Bobey.

(Mit einer Abbildung desselben.)

Die Negerrace ist in Afrika zu Hause, allein durch den abscheulichen Menschenhandel sind die Neger sowohl nach Amerika als auch nach Ostindien verpflanzt worden. Die äussern charakteristischen Kennzeichen eines Negers sind, außer der schwarzen Farbe, aufgeworfene Lippen, eine stumpfe Nase und krauses Haar. Uebrigens ist dieser Race noch ein übelriechender

Schweiß eigen; die Haut derselben ist sehr dick und fühlt sich sammtartig an. — Die Neger werden eben so weiß als die Europäer geboren, allein nach kurzer Zeit kommt die schwarze Farbe zum Vorscheine, woran ohnstreitig die Luft und das Licht schuld ist. Unter diesen Negern giebt es nun einzelne Personen, die weiße Flecken haben; bei einigen erscheinen dieselben sogleich nach der Geburt mit dem Hervordringen der schwarzen Farbe, bei andern erst mit dem dritten oder vierten Jahren. Diese weißen Flecken werden mit dem Alter größer. Ist ein Neger aber ganz weiß, so zeigt dieß einen kranken Zustand seines Körpers an. Golberry sagt (siehe dessen Reisen in Afrika), daß die weißen Negern unvollkommene schwache und elende Geschöpfe seyn. Auf seinen Reisen in Afrika hat er bloß zwei weiße Neger angetroffen. Der eine war eine Mannsperson von 30 Jahren, deren Aeltern sehr schwarz waren. Der Sohn aber sah alt und abgelebt aus und konnte kaum gehen; seine Tritte waren schwankend und kraftlos; sein Kopf fiel auf die Brust herab; er konnte das Licht nicht ertragen, gleichwohl aß er mit Appetit. Die andere Person, die Golberry gesehen hat, war ein Mädchen von sieben Jahren, die war auch kraftlos, aber doch bei weitem nicht so schwach, als die obige Person war. Diese Negern mit einer kranken Haut nennt man Dondos, Blafards, Albinos, und diese Krankheit scheint allemal angeboren zu seyn. Winterbottom hat meh-

rere ganz weiße Neger gesehen, allein er behauptet, daß keine von diesen Personen an Verstandesschwäche gelitten habe, was man sonst jederzeit behauptet hat. So hat Winterbottom auch Gelegenheit gehabt mehrere weißgefleckte Neger zu beobachten. Die letzte Beschaffenheit der Haut verträgt sich vollkommen mit der Gesundheit des Körpers, und es giebt Neger, die entweder blos weiße Flecken im Gesichte und auf der Brust haben, oderbei denen auch die Hände und die Füße weiß gefleckt sind.

Der hier abgebildete gefleckte Neger wurde nicht in Afrika, sondern in Amerika auf der Insel Jamaika zu Guangabu, im Kirchspiel St. Johann, in der Nachbarschaft von Kingston den 5ten Jul. 1774 geboren. Seine Aeltern waren Schwarze (Neger) und Sklaven auf des Pfarrers Pilkingtons Pflanzungen. Als er zur Welt kam, erschrack seine Mutter, die schon vier Kinder hatte, so sehr darüber, da sie entdeckte, daß er eine gefleckte Haut hatte, daß sie ihn durchaus nicht säugen wollte. Ein solch außerordentlich Kind erregte aber bald die Neugierde ihres Herrn, besonders aber des Herrn Blundel, eines angesehenen Kaufmanns aus Liverpool, der sich gerade damals auf Jamaika aufhielt. Als Bokey zwei Jahre alt war, ließ man ihn öffentlich sehen, und aus der damaligen Zeit rührt auch eine Abbildung von ihm her, die sich jetzt zu Glasgow befindet. Nach Pilkingtons Tode wurden seine Pflanzungen und Sklaven

nebst unsern Bobey und seinen Aeltern an Herrn Mackenzie verkauft, allein nach einigen Jahren wurde Herr Daniel Dale der Herr unsers Bobey, der ihn im 12 Jahre seines Alters nach England schickte, und ihn in Liverpool taufen ließ. Von hier kam er 1789 nach London, wo man ihn etwan zwei Monate lang öffentlich sehen ließ. Hierauf kaufte ihn Herr Clarke, der Eigenthümer der wilden Thiere u. s. w. zu Ezeter Change, wo er ihn auch öffentlich zeigte. Alles strömte aus London herbey, um den gefleckten Schwarzen zu sehen. Als nachmals Clarke seine wilden Thiere verkaufte, sollte dies Loos auch den armen Bobey treffen, allein dieser wollte es nicht zugeben, daß man ihn gleich einem Stück Vieh behandle. Endlich aber verkaufte ihn Clarke doch an eine andere Person, Namens Pidcock, der wilde Thiere sehen läßt, für 50 Guineen, aber Bobey, der sowohl die Gesetze Großbrittanniens kennen gelernt, als sich auch viele Bekannte erworben hatte, willigte nicht in den Kauf, sondern verrichtete seinen Dienst bei Herrn Clarke fort. Da er aber mit diesem unzufrieden wurde, so unterhandelte er mit Pidcock, und verdingte sich unter vortheilhaften Bedingungen an ihn. Doch verließ er ihn bald wieder, und heurathete eine Engländerin. Er kaufte nunmehr selbst mehrere wilde Thiere, Vögel u. s. w., und zieht jetzt mit ihnen in England herum, wo er sowohl sich als seine Thiere für Geld sehen läßt.

Man glaubte anfänglich, seine Haut sey weiß gemacht, allein dies war keinesweges der Fall. Wenn er sich angezogen und einen Hut auf hat, so kann man ihn kaum von einen andern Schwarzen unterscheiden, da bloß ein kleiner Flecken an der Stirne weiß sieht. Am Hintertheile des Kopfes ist sein Haar so weiß wie Wolle, und glänzt wie Silber. Der übrige Theil des Kopfes und der Haare hingegen, der ungefähr drei Viertheile ausmacht, sieht glänzendschwarz aus. Die weißen Flecken auf der Brust, an den Armen und Beinen, welche mit schwarzen Flecken untermischt sind, geben der Haut das Ansehen einer Leopardenhaut: im Ganzen sieht sie aber vortreflich auch aus. Bobey ist gegen 5 Fuß 8 Zoll lang, gut proportionirt, seine Gesichtszüge sind regelmäßig, und man kann ihn für schön halten. Er besitzt eine außerordentliche Geschicklichkeit, den Gesang der Vögel, besonders der Feldlerchen, Drosseln, Nachtigallen u. s. w. so wie auch das Geschrey der jungen Schweine und anderer Thiere nachzuahmen. Er ist ein großer Liebhaber der Freimaurerei und ein Mitglied von vielen Freimaurergesellschaften in Großbritannien. Er läßt sich von Neugierigen sehr bereitwillig untersuchen, ist gefällig, ehrlich, und hat einen besonders guten Charakter. Die hier gelieferte Abbildung ist getreu, und er hat dem Künstler, der sie gemacht hat, mehrmals deshalb gesessen. (Wonderfull Museum and extraordinary Magazine N. xv. Oct 1803.)

51.

Beiträge zur Kenntniß des physischen und moralischen Zustandes des Menschen.

Als ich mich im Jahre 1801 auf dem vier Meilen von Lemberg gelegenen, überaus anmuthigen Landgute B... K... verschiedener Geschäfte wegen einige Zeit aufhielt, kam mir in dem dortigen Gasthofe ein Knabe zu Gesicht, dessen Anblick einen bleibenden widerlichen Eindruck in meiner Seele zurückließ, und wohl für jeden nicht ganz rohen Beobachter von ähnlicher Wirkung gewesen seyn würde. Er mochte, nach seiner Größe zu urtheilen, ohngefähr acht Jahre alt seyn, und war so hager, daß man die Lage seiner Knochen durchgehends wahrnehmen konnte. Die Haut an seinem Körper sah gelblich braun aus, und war an den meisten Stellen sommersprossenartig gefleckt, und sein gegen das Kinn ungewöhnlich schmaler Kopf war ganz kahl, bloß einige wenige borstenartige perpendiculär in die Höhe stehende Haare ausgenommen. Übrigens war derselbe auch sonst affenähnlich gestaltet. Die Vorderzähne der obern Kinnlade waren sehr lang und standen auffallend vorwärts, und seine Hände waren in Verhältniß gegen den übrigen Körper merklich lang. Überdieß fehlte es ihm auch gänzlich an Sprache und Gehör, und er

verrieth gar keine Merkmale von Beurtheilungskraft. Sein Betragen war ganz wie beim Viehe, zwischen welchem er auch am liebsten im Stalle auf einer und der nämlichen Streue lag. Wenn ihm sonst wo jemand ein Stück Brod zuwarf, so haschte er es mit beiden Händen und starren Blicken auf, lief damit geradesweges nach der Viehstreue und verzehrte es dort, wobei er seinen elenden Körper gleich einem Hunde zusammenkauerte.

Kaum hatte ich meine durch diese Erscheinung erzeugten Beobachtungen geendet, als ich Zeuge einer andern nicht minder erschütternden Erscheinung wurde. Als ich nämlich auf dem Edelhofe zu Mittag speiste, wurde unter andern auch der schon einige Jahre lang wahnsinnige Eigenthümer des Gutes zu Tische gezogen, der in seinem gewöhnlichen Betragen ganz stumm und duldsam, mir auch schon vorher durch seine immerwährenden, selbst in der größten Mittagshitze mit unbedecktem Kopf und einem Stock unter dem Arme, fortgesetzten Spaziergänge bekannt, übrigens aber im Hause als eine bloße Maschine betrachtet war. Seine Eßlust gränzte bei diesem Mahle, wie dies zu allen Zeiten der Fall ist, an Unersättlichkeit, und er bediente sich bei der Befriedigung derselben bloß seiner Hände, welche unter dieser Verrichtung vor Begierde mächtig zitterten. Als er nun auf diese Weise an einem großen ganz kahlen Knochen eine gute Weile unausgesetzt fortgenagt hatte, währte dies dem ihm aufwartenden, im Hause grau gewordenen, und dem An-

schein nach aus der Zahl seiner Unterthanen noch ehedem auserlesenen Diener zu lange; er ermahnte daher seinen wahnsinnigen Herrn, diesen schon wirklich für den laurenden Hund ungenießbaren Knochen doch einmal wegzulegen, und sich an den übrigen Gerichten zu sättigen; allein er ließ sich weder durch diese noch andere ähnliche Erinnerungen stören, sondern fuhr in seiner stummen Rageſucht fort, bis der Bediente, theils wegen der Anwesenden, theils wegen der erschöpften Geduld, ihm den Teller sammt dem Knochen unter den Händen wegnahm. Die Scene, welche darauf erfolgte, versetzte uns alle in nicht geringes Entsetzen. Mit einer in seinen Blicken und Geberden plötzlich aufflammenden Wuth fuhr der Unsinnige vom Stuhle auf, nach einem neben sich liegenden Messer, und wollte schon damit auf den Bedienten, der, wie ihm dünkte, die ihm schuldige Ehrfurcht verletze, los fahren, als wir ihn kaum noch mit vereinten Kräften zurückhalten konnten. Mit seiner vorhero scheinbaren Duldsamkeit war zum größten Erstaunen aller, die ihn kannten, auch seine Sprachlosigkeit verschwunden, indem er, da er sich zum Widerstande zu schwach fühlte, mit einer beinahe erstickten keuchenden Stimme und glühenden Augen die Worte: die Speise willst du deinem Herrn entziehen? fort undankbarer Hund, zum Frohndienste, fort zum Frohndienste, gegen den Bedienten zu schnell wiederholtenmalen, mit einem unbeschreib-

lichen, den vormals in seiner Seele herrschenden Despotismus verrathenden Nachdruck ausstieß, bis er fortgeführt wurde.

Wie deutlich zeigt sich hier, daß auch bei ganz zerrüttetem Verstande dennoch im Gemüthe die Eindrücke jener Gefühle, welche es im gesunden Zustande am meisten beherrschen, unzerstörbar bleiben, und wenn sie erweckt werden, noch die Oberhand über neuere Triebe behaupten!

52.

Ueber die Geschwindigkeit einiger lebendigen Geschöpfe.

Unter den lebendigen Geschöpfen der Erde ist die Schnelligkeit sehr verschieden.

Der Adler fliegt in einer Minute 5626 pariser Fuß weit, das macht in einer Stunde auf 20 französische und ohngefähr 15 deutsche Meilen, und jeder andere große Vogel kann ebenfalls, wenn er nur erst 8 Tage geflogen, in 2 Tagen 250 Meilen zurücklegen. Der König von Frankreich, Heinrich II. hielt bei Fontainebleau eine Reigerbeitze; der eine Falke verflog sich, und wurde 24 Stunden drauf, auf der Insel Malta

gefangen. Man fand, daß er in dieser Zeit 270 deutsche Meilen, und also in einer Stunde 12½ deutsche Meile zurückgelegt hatte.

Der schnellste Fisch kann in einem Tage nicht über ½ Meile weit fortschwimmen, und dies ist ein Grund mit, warum man die jährlichen großen Seereisen der Heeringe, vom Eismeer in die südlichsten Theile des Oceans, bezweifelt.

Die Schnecke legt in 5 Minuten einen Weg von 1½ Schuh zurück, sie würde also an einer deutschen Meile ohngefähr 53 Tage zubringen.

Die Ameise macht dieselbe Strecke (1½ Schuh) in beinahe eben so viel Sekunden.

Das Kameel legt in einem Tage 12 — 15 Meilen zurück; das Elendthier über 30 Meilen.

Vom Pferde kann man mit Recht sagen, daß es so geschwind als der Wind sey; denn Beispiele sind gar nicht selten, daß ein englisches Pferd beim Wettrennen in einer Sekunde bis 88 englische Schuh gelaufen ist, da hingegen der Wind eine sehr große Stärke haben muß, wenn er in eben der Zeit eben dieselbe Strecke zurücklegen will. In einem englischen Wettrennen, in dem das englische Pferd Hambletonian zum zehntenmale siegte, wurden von demselben 5 englische Meilen in 8 Minuten zurückgelegt, welches 25635 Schuh oder 2006 mehr als 1 deutsche Meile (die 23629 Schuh hat) beträgt. Die barbarischen Pferde, welche zu Rom jährlich um den Preis rennen, machen in 1 Sekunde nur 37 Schuh, und müssen auf diese Art den englischen

weit nachstehen. Auch der Mensch kann es durch Übung sehr weit hierinnen bringen. Die besten Läufer waren die Hemerodromen (Tagläufer) oder griechische Eilboten, welche einen ganzen Tag hindurch fortlaufen konnten, ohne zu ermüden. Ein Beispiel ihrer außerordentlichen Schnelligkeit ist Philonides, der Läufer des großen Alexanders, der, wie Plinius erzählt, in 9 Stunden 1200 Stadien lief. Ein griechisches Stadium aber hielt nach unserm Maaße 94½ Toise oder 49 rheinische Ruthen oder ⅛ alte römische Meilen. Er lief also in 9 Stunden 58,800 rheinische Ruthen oder 113400 Toisen, daß ist, 29 deutsche Meilen und 18366 rheinische Fuß, oder 150 alte römische Meilen. Auch heut zu Tage haben wir Beispiele von außerordentlichen Läufern. In England sind Männer in einer Sekunde 17½ englische Schuh gelaufen. Auf Schlittschuhen hat daselbst ein Mann fast 48 englische Schuh in einer Sekunde zurückgelegt.

Im Jahr 1781 gieng ein rußischer Courier von St. Petersburg nach Livorno, welcher Weg 395 deutsche Meilen beträgt, in 18 Tagen, und ein englischer Courier nach Wien und wieder zurück, welches 1056 englische Meilen beträgt, in 21 Tagen. Vor wenig Jahren lebte noch zu Eisenach ein Mann, der sich durch seine Geschicklichkeit im Laufen sehr bekannt gemacht hat. Es war der Burggraf auf dem Schlosse Wartburg, Joh. Ant. Focke, aus Böhmen gebürtig, und in seinen jüngern Jahren Läufer in Diensten der

verwittweten Herzogin Amalia von Weimar. Er holte einen Haasen im Laufen ein, und als im Jahre 1767 die Herzogin eine dringende Botschaft an einen ihrer Minister, den geheimen Rath von Witzleben, der sich im Karlsbade aufhielt, zu senden hatte, wurde der Läufer Focke beauftragt, diese Nachricht zu überbringen. Er lief Nachmittags 2 Uhr von Belvedere bei Weimar weg, und übergab den folgenden Mittag 12 Uhr seine Depesche dem Minister auf einem Spaziergange in Karlsbad. Hier wurde er nach wenigen Stunden wieder abgefertigt, und den folgenden Abend gegen 8 Uhr war er wieder auf dem Schlosse Belvedere. Weimar ist aber von Karlsbad 22 Meilen entfernt.

53.

Der Schlangenkampf.

Als ich eines Tages allein und einsam in meiner wilden Hanflaube saß,*) ward meine Aufmerksamkeit auf einmal durch ein rauschendes Getöse erregt, das nur wenige Schritte von mir

*) Der Verfasser hielt sich in Amerika auf.

entfernt schien. Ich blickte rund um mich her, ohne das geringste zu entdecken, bis ich an einem großen Hanfstengel*) in die Höhe kletterte, und zu meinem Erstaunen zwei Schlangen von beträchtlicher Größe erblickte, deren eine die andere mit vieler Geschwindigkeit durch das freie Hanfstoppelfeld verfolgte. Die angreifende war von der schwarzen Gattung und hielt gute sechs Fuß; die fliehende war eine Wasserschlange von ziemlicher Größe. Sie trafen sich bald, und die Wuth ihres ersten Angriffs war so heftig, daß sie augenblicklich fest in einander verschlungen erschienen, und während daß sie mit ihren verschränkten Schwänzen heftig gegen den Boden schlugen, mit fürchterlich aufgesperrten Rachen einander gegenseitig zu zerfleischen strebten. Ihre Köpfe schienen ganz klein und zusammengedrückt und ihre Augen schossen Feuer. Nachdem dieser Kampf ohngefähr fünf Minuten gedauert hatte, glückte es der letztern sich von der erstern los zu machen; worauf sie sogleich nach dem nicht weit entfernten Teichgraben zuschlüpfte. Ihre Gegnerin nahm alsbald eine andere Stellung an, verfolgte die Flüchtige mit sichtbaren Übermuthe, halb aufgerichtet, halb kriechend, erreichte sie und griff dieselbe von neuem, jedoch nicht uner-

*) Der Hanf wächst in diesen Gegenden von Amerika zu einer Höhe von funfzehn Fuß, und wird so stark und ästig, wie junge Bäume.

wartet, an. Denn diese hatte nicht so bald ihre Feindin sich nahen gesehen, als sie derselben augenblicklich in gleicher Stellung entgegen rückte. Es war ein fürchterlicher Anblick, beide in dieser Lage mit aufgesperrten Rachen gegen einander käpfen, und sich wechselweise die grimmigsten Bisse versetzen zu sehen. Wiewohl beide anfangs gleich muthig und erbittert schienen, so verriethen doch die Bewegungen der Wasserschlange, daß sie sich in ihr natürliches Element, nämlich den Teich, zurückzuziehen wünschte. Die scharfsichtige Schwarze merkte nicht so bald dieses Vorhaben, als sie ihren Schwanz zweimal um einen der dort befindlichen dicken Hanfstengel wand, ihre Gegnerin bei der Gurgel faßte — und zwar nicht mit ihren Zähnen, sondern durch zweimaliges Umschlingen um ihren Nacken — und sie so von dem Teiche zurückzog. Jene, um eine gewisse Niederlage zu vermeiden, faßte hierauf gleichfalls einen in der Nähe stehenden ähnlichen Strunk, und sahe sich nun durch diesen gewonnenen Wiederhalt in Stand gesetzt, den Kampf mit ihrer trotzigen Gegnerin wieder muthig zu erneuern. Man denke sich nun das sonderbare Schauspiel! Zwei große Schlangen mit dem Schwanze am Boden geheftet und mannichfaltig in einander verschlungen, die sich in ihrer ganzen Länge ausstrecken und gegenseitig vergeblich ringen, einander aus dieser vortheilhaften Stellung zu bringen. In den Augenblicken der höchsten Anstrengung schien der umwundene Theil ihres Körpers ganz

dünne, indeß der übrige sichtbar aufschwoll, und bisweilen von einem überhinrollenden wellenförmigen Zucken in zitternde Bewegung gesetzt wurde. Ihre Augen brannten wie Feuer, und schienen ihnen aus dem Kopfe springen zu wollen. Einmal schien der Streit entschieden. Die Wasserschlange zog sich in zwei große Ringe zusammen, durch welche Veränderung es ihr denn gelang, ihre Gegnerin ungewöhnlich auszudehnen. Allein in dem nächsten Augenblicke erhielten die erneuerten Bestrebungen der schwarzen unerwartet die Oberhand; sie schmiegte sich ebenfalls in zwei große Krümmungen, und verlängerte dadurch die Ausdehnung der Wasserschlange wieder in eben dem Maaße, als sie die ihrige verkürzte. Auf diese Art kämpften beide geraume Zeit mit abwechselndem Erfolge, und der ungewisse Sieg schien sich bald auf diese, bald auf jene Seite zu neigen, bis endlich der Strunk, an welchem sich die schwarze Schlange angeklammert hatte, plötzlich nachgab, und Ursache war, daß beide in demselben Augenblicke in den Teich stürzten. Aber auch das Wasser vermochte nicht, ihren Grimm auszulöschen. Die Bewegungen, die ich darinnen wahrnahm, ließen mich ihrem gegenseitigen Kampfe noch immer folgen, ob ich schon davon nichts unterscheiden konnte. Indessen kamen sie gar bald wieder auf der Oberfläche zum Vorschein, und zwar noch immer in einander verschlungen, wie bei ihrem ersten Angriffe. Auch in diesem Elemente schien jedoch die schwarze ihre

bereits gezeigte Überlegenheit zu behaupten, indem sie den Kopf ihrer Gegnerin mit dem ihrigen ohne Unterlaß niederbeugte, und so lange unter das Wasser drückte, bis jene endlich erstickt schien und untersank. Der Sieger ward dieser Niederlage des Feindes nicht sobald gewahr, als er jenen dem Strome überließ, sich wieder ans Land begab und in das Gebüsch schlüpfte.

54.

Der Gesang als ein vortreffliches Arzneimittel.

Die Prinzessin Pignatelli zu Neapel, die eine große Verehrerin und Beschützerin der Künste, besonders der Musik war, wurde von einer Krankheit befallen. Eine ganze Menge von Ärzten füllte ihr Zimmer an, allein, trotz ihrer Krankheit und der Menge Ärzte, nahm sie dennoch den Besuch des berühmten Chevalier Raffs an, der auch ein großer Freund der Musik war. Kaum war dieser hinein getreten, so bat sie ihn, da sich ihr Clavier nicht im Zimmer befand, ihr eine Ariette vorzusingen. Seine Wahl fiel auf einen Gesang von Hasse. So lange dieser Gesang dauerte, war die Prinzessin von ihrem ver-

zehrenden Fieber gänzlich befreit. Sie wunderte sich sehr über ihre plötzliche Veränderung, und die Ärzte wußten kein besseres Mittel zu ihrer Herstellung, als den Gesang des Chevalier Raffs. Einer der Ärzte wies auf den Chevalier und sagte: dies ist ihr rechter Arzt. Die Prinzessin rief Raff zu sich ans Bette, zog einen schätzbaren Ring von ihrer Hand und beschenkte ihn damit. Dieser Vorfall wird den Leser an das erinnern, was man in der Geschichte der Akademie von Paris liest, wo ebenfalls ein Musikus von einem heftigen Fieber durch ein wohl ausgeführtes Concert in seinem Zimmer wieder hergestellt wurde. (Dictionnaire encyclopedique des arts Page 705.)

55.

Zwei Beispiele von Menschen, die zwar bei Tage, aber des Nachts nicht sehen konnten.

Es giebt Personen, die zwar bei Tage nicht sehen können, aber desto besser dies des Nachts zu thun im Stande sind. Andere hingegen können zwar bei Tage sehr gut sehen, sobald aber die

Nacht eintritt, sind sie trotz alles Lichtes außer Stande, etwas zu erkennen. Ein junger Mensch in England in der Grafschaft Suffolk, von ohngefähr 20 Jahren, hatte den ganzen Tag über ein gutes Gesicht, und konnte alle Gegenstände in jeder Entfernung so gut als irgend jemand ohne die geringste Beschwerlichkeit deutlich erkennen und unterscheiden. Sobald aber die Abenddämmerung herankam, wurde er blind und konnte nicht das geringste sehen, so daß er sich kaum mit vieler Mühe aus dem Hause und selbst zu Hause beim Scheine des Feuers oder Lichtes zu finden wußte. Man bemerkte weder bei Tage noch des Nachts einen Fehler in seinen Augen; er hatte weder Schwindel noch irgend eine Geisteskrankheit, die ihn am Sehen gehindert hätte. Seine Augen waren vollkommen gut und nicht mit Flüssen behaftet. Man machte einen Versuch mit Brillen, um bei ihm eine Veränderung des Sehens zu bewirken, allein sie leisteten ihm weder beim Feuer noch beim Lichte einige Dienste. Dieser Zufall war ohne alle Krankheit entstanden, und überfiel ihn nach und nach wie ein Nebel, doch ohne Beschwerlichkeit, sobald das Tageslicht abnahm; er fühlte keinen Schmerz, weder beim Lichte noch beim Feuer; er befand sich im Winter nicht schlimmer als im Sommer; allein sobald das Tageslicht anbrach, fieng er auch wieder zu sehen an.

Ein anderes Beispiel von der nächtlichen Blindheit erzählt der Dr. Heberden. Ein

Mann von ungefähr 30 Jahren hatte im Frühlinge ein dreitägiges Fieber, gegen das er allzu wenig Fieberrinde nahm, so daß das Fieber, als es wieder kam, zwar geschwächt, aber doch nicht gänzlich gehoben war. Er gieng daher ins kalte Bad und nachdem er zweimal gebadet hatte, spürte er nichts mehr vom Fieber. Drei Tage nach dem letzten Anfalle, als er am Bord eines Schiffes beschäftigt war, bemerkte er bei Sonnenuntergange, daß alle Dinge blau auszusehen anfiengen. Diese blaue Farbe verdickte sich nach und nach in eine Wolke und nicht lange darauf wurde der Mann so blind, daß er die Flamme eines Lichtes nicht erkennen konnte. Den nächsten Morgen bei Sonnenaufgang war sein Gesicht wieder hergestellt, so daß er alles, wie vorher wiedersehen und erkennen konnte. Allein als die Nacht eintrat, verlor er sein Gesicht wieder auf die nämliche Art, und dieses dauerte so zwölf Tage und Nächte hinter einander fort. Hierauf gieng er ans Land, wo seine Krankheit nach und nach gehoben und in drey Wochen völlig vertrieben wurde. Nach einem Monate gieng er wieder an Bord eines andern Schiffes und nach einem dreitägigen Auffenthalte daselbst stellte sich seine nächtliche Blindheit wieder ein und dauerte so lange abwechselnd fort, als er auf dem Schiffe blieb, welches neun Nächte betrug. Kurz darauf trat er nochmals auf ein anderes Schiff, und blieb zehn Tage auf demselben. Während dieser Zeit überfiel ihn seine nächtliche Blindheit bloß zwei-

mal und war nachher gänzlich verschwunden, allein er starb nicht lange darauf.

In China soll nach dem P. D'Entrecolle (in den lettres édificantes vol. XXIV. S. 434) die nächtliche Blindheit weit gemeiner als in Europa seyn; das Gesicht nimmt allmählig mit dem Tageslicht ab und sobald die völlige Nacht eingetreten ist, können dergleichen Personen gar nichts mehr sehen; des Morgens nimmt ihre Sehkraft wieder mit der allmählichen Zunahme des Tageslichtes zu und sie können bei Tage alles sehr gut sehen und unterscheiden.

56.

Der eifersüchtige Pagapey.

Wenn wir in der Untersuchung des geistigen Zustandes der Thiere weiter werden fortgerückt seyn, dann wird es vielleicht wenige Empfindungen, Affekten und Leidenschaften mehr geben, wovon man nicht auch Beispiele aus der Thiergeschichte anführen könnte. In Südamerika ist eine Art Papagei zu Hause, die Aras (psittacus makao) heißt, in Palmwäldern lebt und sehr schön aussieht. Er ist der größte unter allen Papageyarten und gewöhnlich so groß als ein Phasan. Der

Aras lernt ausserordentlich gut sprechen, wenn man ihn von Jugend auf darin unterrichtet: er hat eine starke und deutliche Stimme, ist zahm und läßt sich gerne liebkosen. Einer von den französischen Mönchen hatte, wie der Pater Labat in seinen Reisen nach Westindien 3 B. S. 254 erzählt, einen solchen Vogel, der mit seinem Herrn sehr vertraulich lebte und auf ihn eifersüchtig war, daß sich ihm niemand nähern durfte, ohne Gefahr zu laufen, von dem Aras gebissen zu werden. Man mußte ihn daher einsperren, wenn sein Herr Messe lesen sollte. Versäumte man dieses, und fand der Vogel Gelegenheit, heraus zu kommen, so begleitete er ihn, setzte sich auf die Treppe, die zum Altar führte und gab durchaus nicht zu, daß der Chorjunge ihm zu nahe kam. Einstmals kam dieser Papagey los, als gerade sein Herr und einige andere Missionarien barbirt werden sollten. Nach seiner Gewohnheit nahm er den Platz bei seinem Herrn und blieb so lange ruhig, bis dieser hingieng, um sich barbiren zu lassen. Nun sträubte er seine Federn. Man schmeichelte ihm, gab ihm Futter und brachte es endlich so weit, daß er dem Barbier erlaubte, seinen Herrn einzuseifen. Als er jenen aber das Scheermesser nehmen und sich ihm damit nähern sah, schrie er aus allen Kräften, fuhr dem Barbier in die Beine und biß ihn mit einer solchen Erbitterung, daß das Blut stark darnach floß. Hierauf flog er seinem Herrn auf das Kr e, und von da auf die Schultern, wo er zu schreien an-

fieng, die Federn sträubte, und mit aufgesperrtem Schnabel der ganzen Gesellschaft zu drohen schien. Es kostete seinem Herren viele Mühe, ihn zu beruhigen, worauf er ihn in ein anderes Zimmer that, um sich den Bart abnehmen zu lassen. Hier schrie der Papagey unaufhörlich, biß in die Thüre und that alles, was in seiner Macht stand, um wieder heraus zu kommen.

Der Pater Labat hatte einen Hund, den der Herr des erwähnten Papageys oft liebkosete. Allein dies wollte er durchaus nicht leiden und brachte ihn so sehr auf, daß sobald er den Hund erblickte, er auf ihn zulief oder flog, sich ihm auf dem Rücken setzte und ihn ganz gewaltig biß.

57.

Freundschaft und Listigkeit der Katzen.

Ob schon der Freundschaft der Katzen nicht zu trauen ist, und ob sie gleich geschworne Feinde der Vögel sind, so giebt es doch Beispiele, daß Katzen mit Vögeln in einer Art von Freundschaft und Vertraulichkeit gelebt haben.

Ein Herr von Massy in Orleans in Frankreich machte den Versuch verschiedene Vögel zu zähmen, um zu sehen, ob sie sich fortpflan-

zen würden. Er hatte ein Paar Amseln, ein Männchen und ein Weibchen, aufgezogen und ließ sie im Hofe frei herumfliegen; dies war auch der Fall mit ein Paar rothen Rebhühnern. In demselben Hofe befanden sich auch einige Turteltauben und ein Haase, der völlig zahm war. Anfangs hielt man den Haasen in seinen Käfige, wo er beständig diese Vögel vor Augen hatte, in der Folge aber wurde er so dreust, daß er in allen Zimmern herum lief, es mochten Leute darin seyn oder nicht, und sich oft unter dem Heerde schlafen legte.

Das Auffallendste, zugleich aber auch Lustigste war, daß eine große schwarze Katze gleichsam den Hofmeister über alle diese Thiere machte, unter denen es auch noch zwei Sperlinge gab. Traf es sich zufälliger Weise, daß ein Hund in den Hof kam, so fiel die Katze sogleich auf das grimmigste über ihn her, und wenn sich fremde Sperlinge zu den zahmen hingesellten, so wurden sie augenblicklich eine Beute dieses Aufsehers. Nie that dieser aber seinen Untergebenen etwas zu Leide, er schützte sie vielmehr gegen jede Gefahr, die ihnen drohete. (Lichtenbergs Magazin der Phys. 3. B. 1. St.

Ein Herr Hecart zu Valenciennes hatte eine wilde Katze so zahm gemacht, daß sie der Beschützer eines Sperlings wurde, den Herr Hecart erzogen und dem er seine Freiheit gegeben hatte; denn als einstmals eine Katze aus der Nachbarschaft diesen Sperling überfiel, an-

packte nnd mit ihm davon laufen wollte, so wurde dies kaum die wilde Katze gewahr, als sie die fremde angriff: diese mußte den Sperling fahren lassen und sie brachte ihn blutig und halbtodt zu Herrn Hecart, und schien über das Schicksal des Sperlings betrübt zu seyn. (Ebend. 3. B. 2. St.)

Der Dr. Smith in Coppenhagen hatte einstmals eine junge Lerche, die, wie es ihr gefiel, frei in der Stube herum flog. Zugleich besaß er auch damals eine junge Katze, die oft neben der Lerche auf dem Fußboden gieng und mit ihr spielte, ohne daß sich die Lerche vor ihr fürchtete oder ohne daß sie dieser etwas zu Leide that. Als indessen eines Tages die Katze mit ihrer Pfote nach dem Vogel schlug, und denselben vermuthlich auf den Kopf traf, so fiel dieser sogleich um und starb. Kaum wurde dies die Katze gewahr, so schien sie sich zu schämen und schlich langsam davon. (Smiths Versuch eines vollständigen Lehrbuches der Natur und Bestimmung der Thiere 1793.)

In einem Mönchskloster befand sich eine Katze, die es sich recht wohl seyn ließ. Eines Tages hatte der Koch das Mittagsessen der Väter zu rechte gesetzt und ward gewahr, daß ihm eine Portion fehle; er glaubte sich verrechnet zu haben und eilte die Anzahl voll zu machen. Den Tag darauf fand er, daß wieder eine Portion fehle. Sein Versehen kam ihm diesmal noch seltsamer vor, er beschloß sich hinfort noch mehr in

Acht zu nehmen. Er setzte daher den dritten Tag seine Schüsseln mit der größten Aufmerksamkeit zu rechte; er zählte sie ein- zweimal durch, bis er gewiß war, daß keine fehle. In diesem Augenblicke klingelt die Glocke der Pforte. Er läuft hin, um aufzumachen; als er die Thüre öffnet, sieht er niemand, kehrt zurück und findet zu seinem Erstaunen, daß schon wieder eine Portion fehlt. Was sollte er nun von einem so plötzlichen Verschwinden denken? Es befand sich außer ihm niemand in der Küche. Den folgenden Tag klingelte es wieder, er sah nochmals nach, fand niemand und hatte schon wieder eine Portion bei seiner Rückkunft eingebüßt. Er beschließt nunmehro sich aufs Lauern zu legen. Zur gewöhnlichen Stunde hört er klingeln, allein anstatt nach der Pforte zu laufen, versteckt er sich in eine Ecke und sieht die Katze des Klosters durchs Fenster hereinsteigen, mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit auf den Eßtisch springen, eine Portion erhaschen, sie forttragen und auf demselben Wege wieder entwischen. Jetzt hatte er den Dieb entdeckt; nun kam es noch darauf an, auch denjenigen, der klingle, zu belauschen. Er versteckte sich hinter ein nahgelegenes Fenster, und sah gar bald die Katze kommen, mit den Pfoten an die Glocke schlagen und augenblicklich nach dem Küchenfenster zu laufen. Ein so belustigender Auftritt war gar bald allen Mönchen bekannt und von ihnen beobachtet. Man beschloß, in Zukunft zu der gewöhnlichen Anzahl von Portionen eine hinzu

zu fügen. Die Katze setzte ihre listige Dieberei fort, und ward von der Zeit an als ein Mitbruder angesehen.

58.

Närrische Einbildungen.

Sobald der Mensch etwas Ungewöhnliches und Auffallendes an sich bemerkt, wird seine Aufmerksamkeit ganz besonders darauf gelenkt; er denkt so häufig und so ängstlich daran, daß er sich endlich einbildet, das zu besitzen, was bloß ein Geschöpf seiner Einbildungskraft ist, und was blos eine entfernte Ähnlichkeit mit dem eingebildeten Gegenstande hat. Die ängstliche Besorgniß vergrößert diesen, und so glaubt er oft, daß der dauernde Schmerz an irgend einem Orte von einem Thiete oder einem andern ungewöhnlichen Gegenstand herrühre. Die Furcht, dergleichen Einbildung zur Beute zu werden, ist schon oft die Mutter solcher fixer Ideen gewesen. Boerhave erwähnt im vierten Bande seiner Vorlesungen eines gelehrten Juristen zu Paris, der alle seine Geschäfte auf das beste verrichtete, sich aber in den Kopf gesetzt hatte, daß, wenn er

seinen Urin lasse, er dadurch eine Sündfluth veranlassen und ganz Paris überschwemmen würde; daher konnte man ihn nicht dahin bringen, daß er urinirte, und da endlich große Gefahr für ihn eintrat, so ersonnen seine Ärzte die List, daß sie ausrufen ließen, in der Stadt sey ein sehr großes Feuer entstanden, welches durch keine menschliche Hülfe gelöscht werden könne. Man lief daher zu ihm und sagte ihm, daß er allein das Feuer löschen könne, wenn er seinen Urin ließe, indem dadurch die ganze Stadt unter Wasser gesetzt werden würde. Dieser Einfall hatte den glücklichsten Erfolg: denn er that das, um was man ihn bat, und er ward dadurch gänzlich von seiner Einbildung geheilt.

Ein anderer mit einer närrischen Einbildung Behafteter glaubte, statt der Nase einen Elephantenrüssel zu haben: hiervon war er so fest überzeugt, daß man ihm diese Vorstellung weder durch den Augenschein noch durch die Aussage anderer benehmen konnte. Ein Wundarzt erdachte daher folgende List: er sagte ihm, daß er ihm seinen Elephantenrüssel abschneiden wolle. Er machte einen Schnitt in die Nase, so daß Blut floß, und nahm noch andere Handlungen dabei vor, um ihn zu überführen, daß er seinen Elephantenrüssel wirklich abgeschnitten hätte. Sein Unternehmen gelang ihm, und der Kranke war völlig geheilt.

59.

Das Menschenfressen.

Es giebt Gebräuche, die das Brandmahl der Verwerflichkeit gleich an der Stirne tragen: darunter gehört die Sitte einiger Nationen, Menschenfleisch zu essen. Nicht bloß die Noth und die Wuth verleitet sie zu diesem schrecklichen Gerichte sondern auch der bloße Gebrauch, der seit Jahrhunderten bei ihnen eingeführt ist. Wenn man auch zugiebt, daß der Mensch einen Hang zum Bösen und Widerrechtlichen hat, den er aber ausrotten soll und kann, so kann man doch nicht annehmen, daß er seines Gleichen das erstemal aus bloßer Laune gefressen habe, sondern es ist viel wahrscheinlicher, daß ihn anfänglich die Noth, dann die Wuth und Leidenschaftlichkeit gegen seinen Feind zu dieser Grausamkeit verleitet hat. Endlich ist das, was das Bedürfniß erzwang, bei einigen Nationen zur Sitte worden, die entweder jeden Fremden, oder bloß ihren im Kriege gefangenen Gegner verzehren. Allein nicht bloß diese beiden Arten von Menschen essen sie, sondern Hearne (siehe dessen Reisen) behauptet auch, daß die Indianer um die Hudsonsbay oft zur Noth gebracht werden, sich einander selbst zu fressen.

Auf Neuseeland, Neuholland, den Südseeinseln, in Nordamerika u. s. w. giebt es mehrere Nationen, die Menschen tödten und ihr Fleisch essen. Auch auf Sumatra essen die Battas Menschenfleisch. Allein nicht bloß ungebildete und rohe Nationen haben sich an diesen grausamen Gebrauch gewöhnt, sondern es hat auch Europäer gegeben, die, wenn sie diese Kost einmal versucht hatten, nicht wieder davon abstehen konnten. In den theuern Jahren 1771 oder 1772 erschlug ein Hirte einen jungen Menschen und verzehrte ihn, um seinen Hunger zu stillen, nachmals aber brachte er mehere Menschen um, weil er am Menschenfleische Wohlgefallen fand.

J. R. Forster erzählt, daß ihm der Ritter Pinto die Nachricht mitgetheilt habe, daß, als er in der Provinz Matogroso in Brasilien Gouverneur gewesen sey, er eine Frau gesprochen, die sich noch in ihrem Alter mit groser Lebhaftigkeit und wirklichem Wohlbehagen der Mahlzeiten von Menschenfleisch erinnerte, die sie in ihrer Jugend mit gehalten hatte.

Als Hearne im Frühlinge des Jahres 1775 Cumberland-Haus im nördlichen Amerika bauete, kam ein Indianer Namens Wapuhs nach der englischen Niederlassung. Es waren damals funfzehn Zelte mit Indianern auf den Pflanzungen. Diese Indianer untersuchten ihn sehr genau und fanden, daß er ganz allein ohne Flinte und Ammunition, eine beträchtliche Strecke zurück gelegt hatte. Daher kamen viele

von ihnen auf den Verdacht, daß er irgend einen Menschen unter Weges angetroffen und getödtet hätte. Dies glaubte man um so mehr, da er einen Beutel voll Lebensmittel, den er mitgebracht, in einer hohen Tanne nahe beim Hause sehr sorgfältig zu verbergen suchte. Während daß er bei Hearne war, untersuchten einige indianische Weiber seinen Beutel und erklärten dann, das darin befindliche Fleisch sey Menschenfleisch. Die Indianer gaben ihren Abscheu zu erkennen, und der Unglückliche konnte sein Leben bloß durch die Vermittelung einiger angesehenen Indianer retten. Viele luden ihre Flinten schon, andere hielten ihre Bogen und Pfeile in Bereitschaft, und selbst die Weiber griffen zu den Aexten, um den Menschenfleischfresser umzubringen.

Die südlichen Indianer Amerikas glauben allgemein, daß wer von ihnen einmal aus Noth Menschenfleisch gegessen habe, so viel Geschmack daran finde, daß Niemand in seiner Gesellschaft mehr sicher sey.

60.

Die Rachsucht der Malayen.

Die Malayen, die sich über mehrere Inseln Ostindiens und über viele andere Länder gegen Süden und Osten verbreiten, sind außerordentlich leidenschaftlich und rachsüchtig. Keine Gefahr, keine Strafe, nichts hält sie von dem Vorsatze ab, den sie einmal gefaßt haben. Ohne Bedenken opfern sie ihr eigenes Leben auf, wenn sie nur denjenigen aus dem Wege räumen können, den sie zum Gegenstande ihrer Rache gewählt haben. Ehe sie aber ein verzweifeltes Unternehmen beginnen, nehmen sie Opium, oder, nach ihrem Ausdrucke sie bangen sich. Bang ist eine Pflanze, deren sich die Eingebornen Indiens zum Berauschen bedienen, und von der man eine Art Opium gewinnt. Hat nun ein Malaye eine Ungerechtigkeit oder Kränkung erlitten, mag sie nun wirklich oder bloß eingebildet seyn, so bangt er sich und thut das Gelübde, den Gegenstand seiner Rache nebst jeder andern Person, die ihm in den Weg kommt, nieder zu stoßen. Hierauf zieht er seinen vergifteten Dolch heraus, stürzt wie ein Rasender auf die Straße hinaus und stößt ohne Unterschied jeden nieder, der ihm begegnet; zugleich schreit er aus vollem Halse: Amock, Amock, das heißt, todtschlagen,

todtschlagen! woher die Europäer dieser schrecklichen Art von Rache den Namen des Amocklaufens gegeben haben. Die Wuth des Unsinnigen ist unbeschreiblich, und das Unglück, das er anrichtet, ist oft schon sehr groß, ehe ihn ein glücklicher Schuß zu Boden streckt. Die Eingebornen fliehen in der größten Bestürzung vor ihm und kaum wagt ihn jemand anders als ein Europäer anzugreifen. Er wehrt sich bis auf den letzten Augenblick ganz verzweifelt, und ob er schon tödtlich verwundet ist, so geht doch sein ganzes Bestreben noch dahin, seinen Gegner mit seinem vergifteten Dolche zu vernichten.

Die holländische Regierung auf der Insel Ceylon fand es für nothwendig, dieses wilde unsinige Betragen mit den größten Strafen zu bedrohen. Wer einen Amoklaufer tödtete oder einfieng, erhielt eine Belohnung von ein bis zwei hundert Reichsthalern, und diejenigen, die man lebendig fieng, wurden mit den größten grausamsten Martern hingerichtet, allein alles dies fruchtete nichts; die Wuth der Malayen blieb, und alle grausamen Strafen waren eben so zwecklos als sie Versündigungen gegen die Menschheit sind.

61.

Der Maelstrom.

Dieser fürchterliche und äußerst gefährliche Meeresstrudel befindet sich in der Nähe der Küsten von Norwegen. Sein Name bedeutet so viel als der Nabel der See und die Einwohner haben ihm denselben deshalb gegeben, weil sie glaubten, daß er eine große Menge Seewasser herbeiziehe und seinen Wirbel verschlinge. Das Wasser, welches in diesem Wirbel in einem Kreise herumgetrieben wird, macht einen Bogen von beinahe vier deutschen Meilen im Umfange. Mitten in diesem Wirbel steht ein Felsen, an welchem Ebbe und Fluth mit unglaublicher Gewalt anprallen. Alles, was in seinen Wirkungskreis kommt, z. B. Bäume, Zimmerholz, Schiffe u. s. w., wird verschlungen. Keine Klugheit des Schiffers, keine Stärke des Ruders kann etwas gegen seine Gewalt ausrichten. Gleich anfänglich nimmt das Schiff einen ganz entgegengesetzten Lauf, die Bewegung desselben, ob sie schon Anfangs sehr sanft ist, wird immer stärker, bis es endlich immer kleinere und engere Kreise macht, gegen den Felsen getrieben wird und augenblicklich verschwindet. Von demselben bekommt man nicht eher als in sechs Stunden etwas wieder zu sehen, wo die Fluth

eintritt und wo es wieder mit eben der Heftigkeit, mit der daſſelbe verſchlungen worden, heraus geworfen wird. Das Geräuſch, das dieſer fürchterliche Wirbel macht, iſt wegen des Zuſtrömens des Waſſers in eine ungeheuere Tiefe, und weil dieſes in einem Kreiſe herumgetrieben wird, ſchrecklich anzuhören

350—

ol — 170 —

E. B.

15 Kl. [illegible]
37 Miss: St Anthony Falls

&?